MDCXL

Cotta'sche
Bibliothek
der
Weltlitteratur

LESSING

Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur.

MDCXL

Lessing.

Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur.

Welcher Gebildete wünschte nicht die klassischen Dichterwerke Deutschlands, Englands, Frankreichs, Italiens, Spaniens, diese erste und wichtigste Grundlage einer jeden guten Hausbibliothek, in gleichmäßigen, gut redigierten und schön gedruckten Ausgaben zu besitzen? Und doch – wie verhältnismäßig Wenigen ist dies bis heute gegönnt gewesen! Schon unsre deutschen Klassiker konnten sich die Meisten nur in Ausgaben anschaffen, deren Druck und Papier mehr oder weniger zu wünschen ließen; die besseren Ausgaben hatten entsprechend höhere Preise, welche Vielen deren Erwerb unmöglich machten. Noch ungünstiger aber war das Verhältnis bei den ausländischen Klassikern.

Angesichts dieser Thatsache haben sich die unterzeichneten Verlagsbuchhandlungen zu dem Zwecke vereinigt, in der

Cotta'schen Bibliothek

die anerkannten Meisterwerke der Weltlitteratur in vorzüglichen Ausgaben den weitesten Kreisen auf die denkbar billigste und bequemste Weise zugänglich zu machen.

Die „Cotta'sche Bibliothek" bietet demgemäß zu dem Preise von

1 Mark

für den vollständigen, elegant in Leinwand gebundenen Band

– je in Zwischenräumen von 2–3 Wochen einen Band – die klassischen Dichterwerke Deutschlands und des Auslandes, so daß es fortan Jedem ermöglicht ist, sich nach und nach mit fast unmerklichen Geldopfern und ohne irgendwelche lästige Verpflichtung (denn jeder Band wird auch einzeln abgegeben) in den Besitz

einer klassischen Büchersammlung von nie veraltendem, unvergänglichem Werte zu setzen.

Die erste Serie unserer Bibliothek, auf welche ganz oder teilweise (einzelne Dichter) subskribiert werden kann, enthält:

Goethes sämtliche Werke. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. In 36 Leinwandbänden à M. 1. –

Schillers sämtliche Werke. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. In 15 Leinwandbänden à M. 1. –

Lessings sämtliche Werke. Mit Einleitungen von Hugo Göring. In 20 Leinwandbänden à M. 1. –

Shakespeares dramatische Werke. Uebersetzt von Schlegel, Kauffmann, Voß. Revidiert und mit Einleitungen von Max Koch. In 12 Leinwandbänden à M. 1. –

Molières ausgewählte Werke. Uebersetzt von F. S. Bierling. Mit Einleitungen von Paul Lindau. In 3 Leinwandbänden à M. 1. –

Calderons ausgewählte Werke. Uebersetzt von Schlegel und Gries. Mit Einleitungen von Adolf Friedrich Graf von Schack. In 2 Leinwandbänden à M. 1. –

Dantes Göttliche Komödie. Uebersetzt von A. Streckfuß. Mit Einleitung von Otto Roquette. In 2 Leinwandbänden à M. 1. –

Chamissos sämtliche Werke. Mit Einleitung von Max Koch. In 4 Leinwandbänden à M. 1. –

27, 36, 38, 87, 110 (Tabak), 170 (...)



Gotthold Ephr. Lessing.

Lessings sämtliche Werke

in zwanzig Bänden.

Herausgegeben und mit Einleitungen versehen

von

Hugo Göring.

Erster Band.

Inhalt:
Gedichte, Fabeln und Abhandlungen über die Fabel.

Stuttgart.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung. | Gebrüder Kröner, Verlagshandlung.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Zweites Buch.

Epigrammata.

Lieder.

Erstes Buch.

Unsere Ausgabe.

Einem Verehrer Lessings ist die Arbeit an einer neuen Ausgabe der Werke dieses Schriftstellers eine Freude, die er andern mitteilen möchte: diesem als Dichter, Denker und Kritiker so vielseitigen Autor, diesem letzten wahren Polyhistor immer wieder neue Freunde werben, heißt ihn zeigen, wie er ist, — in seiner Vielseitigkeit und in dem interessanten Prozesse seines Werdens. Was eine Ausgabe seiner Werke zur Erfüllung solcher Forderungen beitragen kann, das sucht die vorliegende zu leisten: sie will das Studium Lessings fördern und mithin möglichst instruktiv sein. Ihren Zweck dürfte sie dadurch erreichen, daß sie nach einer konsequenten Ordnung strebt, daß sie da, wo es sich ungezwungen und aus natürlichem Bedürfnis ergibt, die chronologische Reihenfolge der Schriften einhält, während sie da, wo durch eine solche Gruppierung die natürlich logische Harmonie gestört wird, das rein wissenschaftliche Prinzip im Auge hat und einheitlich das zusammenfügt, was innerlich zusammengehört.

Schon bei der Gestaltung des ersten Bandes traten mit der Frage nach möglichst einleuchtender Zweckmäßigkeit in der Gruppierung des Stoffes gewisse Schwierigkeiten auf. Eine streng chronologische Ordnung der Gedichte war wegen des Mangels an zureichenden Nachweisungen über ihre Entstehung nicht durchzuführen: um also nichts Halbes darzubieten, blieben wir bei der ursprünglichen Reihenfolge. Neues haben wir aufgenommen, soweit es die Kritik unwiderleglich als Produkt Lessings nachweist. Im Interesse der inneren Logik haben wir den Fabeln in Prosa die Vorrede des Dichters vorangestellt und dessen Abhandlung über die Fabel angefügt, wie es Lessing 1759 gethan hat. Den selbständigen Wert des ersten Bandes glauben wir dadurch bedeutend erhöht zu haben. Daß wir die Vorrede des Dichters zum ersten Band der Werke schon hier darbieten, bedarf keiner Motivierung.

Vom zweiten bis vierten Bande bieten wir die dramatischen Dichtungen, im fünften die dramatischen Entwürfe, — alles in chronologischer Reihenfolge unter Beifügung des Materials, welches

zu den Dramen gehört. Mit dem sechsten Bande gehen wir zur Theorie und Geschichte des Dramas über, die wir mit der Hamburgischen Dramaturgie eröffnen und mit dem neunten Bande abschließen. Die vier folgenden Bände umfassen die allgemeine Litteraturgeschichte und Theorie der Dichtung, der vierzehnte, fünfzehnte und die erste Hälfte des sechzehnten die Theorie und Geschichte der Kunst (Laokoon und Briefe antiquarischen Inhalts). Von der zweiten Hälfte des genannten Bandes bis zum achtzehnten folgen die theologischen, im neunzehnten Bande die philosophischen Schriften. Den Abschluß der Ausgabe bilden im zwanzigsten Bande Arbeiten aus den Wolfenbütteler Beiträgen und aus dem Nachlasse.

So zeigen wir einerseits die geistige Entwickelung unsres Autors, der auf jeder Lebensstufe unser Interesse fesselt, andrerseits lassen wir die Vielseitigkeit seiner Geistesarbeit in immer weiter gezogenen Kreisen deutlich hervortreten. In unsrer Gesamtauffassung der Eigenart Lessings schließen wir uns, soweit uns der Rahmen unsrer Einleitungen, sowie unsre in einem einundzwanzigsten Bande folgende Biographie des Dichters dies gestattet, in erster Linie an Kuno Fischer an, der in seinem Werke „G. E. Lessing als Reformator der deutschen Litteratur“ (Stuttgart, J. G. Cotta, 1881) mit lichtvoller Klarheit und wahrhaft kongenialem Verständnis unsern Schriftsteller würdigt, wie er auch durch seine geistvollen akademischen Vorträge in Jena und Heidelberg die lebendigste Begeisterung für Lessing schon oft zu wecken gewußt hat. Was außerdem die vorzüglichen textkritischen Arbeiten von Lachmann, Maltzahn, Boxberger, Redlich und Pilger geleistet haben, wird für unsre Ausgabe dankbar und gewissenhaft benutzt werden. Kleine Versehen, die sich in fast allen Ausgaben noch erhalten haben, kehren bei uns nicht wieder. Die Aenderung der Lessingschen Orthographie endlich beruht auf dem Streben der Verleger nach Herstellung äußerer Einheit in der ganzen „Bibliothek der Weltlitteratur“: und diesem Prinzipe durften wir mit Rücksicht auf den Zweck unsrer Ausgabe, die unsrem nationalen Dichter und Forscher neue Freunde gewinnen will, wohl Rechnung tragen.

Einleitung zu den Gedichten und Fabeln.

„Daß Lessings dichterische Thätigkeit völlig im Erleuchtungskreise seines Bewußtseins vor sich ging und in diesem Lichte gedieh, daß er vollkommen wußte, was er that, darin besteht sein Charakter als Poet und zugleich eine der wesentlichsten Bedingungen zur

Erfüllung seines reformatorischen Berufs. — Wenn der Zustand des Dichters jene Begeisterung sein soll, die man den göttlichen Wahnsinn genannt hat, so hatte Lessings Dichterkraft eine solche Gewalt nicht." Diese Worte Kuno Fischers (Lessing als Ref. I, 57 f.) können uns als Grundthema für die Beurteilung besonders der kleineren dichterischen Leistungen Lessings dienen. Ohne die bescheidene Selbstkritik unsres Dichters heranzuziehen, die nur zu oft mißbraucht wird, kann man sagen, daß der poetische Schöpfungsdrang nicht allzu mächtig in ihm ist, daß ihm der wahrhaft dichterisch freie Schwung fehlt, daß in seinen Gedichten nichts von jenem Dunkel herrscht, welches nach Goethe das geniale Schaffen durchdringt. Vor jenem gottbegnadeten Genie bedurfte die Zeit erst eines Kritikers, der mit der Leuchte der klaren Erkenntnis jenem die Wege bahnte und die unheilvolle Verrottung und Entartung aufdeckte und bekämpfte, in welcher sich deutsches Wesen und deutsche Poesie befand. Und diese Aufgabe konnte nur von dem Standpunkte der poetischen, produktiven, genialen Kritik erfüllt werden, „den Lessing begründet und in seiner Person gleichsam vorbildlich verkörpert hat, der Kritik, die das Genie nicht erzeugt, aber erkennt und erzieht, nicht macht, aber besser macht und vom falschen Wege auf den richtigen, von der Unnatur zur Natur führt". (K. Fischer, I, 61.) Gibt es nun irgend eine Form der Dichtung, welche einem geborenen Kritiker gestattet, in prägnantestem Ausdrucke die ganze Schärfe seines Geistes zur Geltung zu bringen, so ist es das Epigramm, dessen eigentliches Element in der dialektischen Wendung einer sinnreichen Antithese, in der Gegenüberstellung überraschender Gegensätze, in der Verbindung unerwarteter, geschickt erfundener Analogien, neu aufgedeckter Beziehungen liegt.

Die Sinngedichte zeigen die dichterische und sittliche Individualität, die klare und durchaus wahre Natur Lessings. Hier sendet er seine scharfen Pfeile gegen alles, was Schein, Unnatur und Unwahrheit ist. Es wäre einseitig, bloß spielende Nachahmungen alter Muster in diesen eigenartigen Erzeugnissen seiner Muse zu sehen: vielmehr drängt alles zu der Ueberzeugung, daß bei einem Lessing, der von früher Jugend an nur aus innerstem Interesse am Lebensgehalte Bücher las, dem alles dazu diente, seine Lebenserfahrungen zu erweitern, der überhaupt alles von der Perspektive sittlicher Lebensauffassung aus betrachtete, in allem ein Kern seiner Gesamtanschauung enthalten ist. Wir haben es also mit Gelegenheitsgedichten zu thun, deren Inhalt tief erlebt ist, deren Form um so schärfer ausgeprägt ist, je schroffer der Gegensatz der umgebenden Unnatur zu Lessings frischer, gesunder Natürlichkeit, der

herrschenden Sittenfäulnis und Verlogenheit zu Lessings reiner Wahrhaftigkeit und Charaktertüchtigkeit hervortritt. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß auch hier und da bei unwichtigen Gegenständen mehr die ästhetische Form des freien Gedankenspieles als das Gewicht ernster Thatsachen in Betracht kommt. Hatte sich ja nach dem Berichte seiner Zeitgenossen Lessing in diese Dichtungsart so eingearbeitet, daß „deutsche Sinngedichte ihm wie Kästner unwillkürlich bei jeder Gelegenheit aus dem Munde flossen". Ja, da er außer dem römischen Epigrammatiker Martialis, den er schon in seinen Schuljahren kennen gelernt und nachgeahmt hatte, auch neuere Dichter lateinischer Epigramme eifrig studierte, so war ihm auch diese Form geläufig. Manche Argumente könnten sogar die Annahme stützen, daß ein Teil seiner lateinischen Epigramme in jene Zeit seiner ersten Versuche fällt, während die überwiegende Mehrzahl der Sinngedichte der reiferen Periode seines Aufenthaltes in Wittenberg zugeschrieben wird. Lessings Bemerkung in der Vorrede zu seinen Schriften (1753), er habe bei seinen scharfen Ausfällen nicht an bestimmte Personen gedacht, darf man nicht allzu wörtlich nehmen: man kann darin nur seine taktvolle Rücksicht auf sonst achtbare Zeitgenossen erkennen, die er nicht verletzen wollte. Die Personen konnten in den Hintergrund treten, die allgemeine Wahrheit aber blieb. Daß er wirkliche Irrtümer und Uebertreibungen zurücknahm, sieht man an der Thatsache, daß er das Epigramm auf Kant (II, 19) bei einer zweiten Ausgabe der Gedichte stillschweigend unterdrückte.

Sittliche Gebrechen sind es in erster Linie, die in den Sinngedichten gegeißelt werden: je nach der Tragweite der menschlichen Fehler bedient sich der Dichter der Angriffswaffen, die zwischen schalkhafter Ironie und vernichtendem Sarkasmus liegen. Lächelnd tritt er gegen Eitelkeit und Thorheit, unbarmherzig und schonungslos mit edler Entrüstung gegen Heuchelei und Niedertracht auf. So energisch er in dieser negativen Richtung der Kritik ist, so groß ist er in der Anerkennung und Bewunderung der Tüchtigkeit. Am interessantesten und zweifellos original ist er in seinen Wendungen über oder gegen Litteraturgrößen seiner Zeit. So tadelt er (I, 91) die blinde Vergötterung Klopstocks, die nur schlimme Vorurteile gegen den Dichter des Messias hervorrufen könne; denselben Sinn hat das erste lateinische Epigramm, welches 1753 auch äußerlich durch die Ueberschrift „Ad K — — —" seine Bedeutung verriet, aber 1771 die Ueberschrift „Ad Turanium" erhielt. Auch das erste deutsche Sinngedicht (I, 1) geht „auf die Schar von Lobrednern, die nie Klopstocks Werke aufmerksam mit der Absicht eines geistigen

Genusses gelesen hatten;" dazu kam der spezielle Zweck dieses Epigramms, welches Lessing an die Spitze seiner Schriften stellte und in welchem er den Gegensatz der unscheinbaren Sinngedichte zu dem großen Epos absichtlich hervorhob: „uns kleine Epigramme wird niemand bewundern, wie es sich beim Messias von selbst versteht; wir sind zufrieden, wenn man uns nur liest." (Fr. Muncker, Lessings persönliches und litterarisches Verhältnis zu Klopstock. Frankfurt a. M. 1880, S. 103 f.)

Von Gottsched und Schönaich spricht Lessing nur mit Verachtung: Plumpheit, Eitelkeit und Anmaßung erfahren hier eine typische Züchtigung. Das durchaus matte, schwunglose Heldengedicht „Hermann" von Schönaich, welches Gottsched in der Leipziger Universität gekrönt hatte, sowie dessen „Neologisches Wörterbuch" kommen dabei in Betracht (Sinnged. I, 2, 15, 28; II, 4, 49, 50, 55. Vgl. Muncker, S. 53—59). In dem Sinngedichte I, 28, welches sich auf die Thatsache bezieht, daß Gottsched von Friedrich dem Großen eine Schnupftabaksdose empfangen hatte, läßt sich Lessing eine tiefere Beziehung jenes Geschenkes zu Gottscheds Beschränktheit nicht entgehen: die Nieswurz (Helleborus) galt bei den Griechen als ein den Verstand schärfendes Mittel!

Wie das Schönaichsche sogenannte Heldengedicht, so weist Lessing auch das Epos „Die Sündflut" mit kühlem Spotte zurück (II, 12). In der Zeitschrift „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes" vom Mai 1751 bemerkt Lessing sarkastisch: „Drei Heldendichter zu gleicher Zeit in Deutschland? Zu viel Gutes, zu viel auf einmal!" Man muß sich dabei der bombastischen Lobeserhebungen erinnern, mit denen Gottsched das verunglückte Machwerk Schönaichs begrüßt hatte: „Eine Epopöe ist das Größte und Erhabenste, was die ganze Dichtkunst aufzuweisen hat. Sie ist das Meisterstück des menschlichen Witzes, welches glücklich zu machen kaum in hundert, ja tausend Jahren einem Dichter gelingt." Wenn nun außer dem „Messias" noch drei „Meisterstücke" jener Art auftauchten, so hatte Lessing recht, mit einer zweiten „Sündflut", vor welcher die sündigen Menschen sicher sein sollten, den Musensitz Helikon zu bedrohen, auf welchem solche Frevel gegen den Geist verübt wurden! Der Annahme, daß dabei an Bodmer, nicht aber an einen Nachahmer des Bodmerschen Epos „Noah" zu denken ist, hat noch kein genügendes Argument widersprochen.

Als Dichterling wird Dreyer abgefertigt (II, 16), dessen wertlose Lustspiele „Die Weiberstipendien" und „Der Faule und die Vormünder" Lessing in der Voss. Zeitung vom 6. März 1751 höchst geringschätzend behandelt. Statt „Koromandel" hieß es in

dem Epigramme früher „Knochenacker" (= ossa und Feld). — Zwei unbedeutenden Litteraten, dem Lizentiaten Wittenberg, der während des Goeze-Streites mit Lessing in Konflikt geriet, und Dusch, der schon in den Litteraturbriefen in nicht allzu günstigem Sinne erscheint, widerfährt auch in den Sinngedichten (II, 48) die Ehre der Erwähnung. — Das Epigramm auf den Magister Weiß (II, 51) leitet Lessing in der Voss. Zeitung vom 2. Mai 1754 mit den Worten ein: „Eins wundert uns, daß Herr M. Weiß seiner Dissertation, die mit „tantum abest" anfängt, keine carmina gratulatoria hat beifügen lassen. Wir nehmen uns die Freiheit, diesen Mangel mit Folgendem zu ersetzen." — Endlich sei noch als Objekt eines Sinngedichtes (II, 21) Professor Bose in Wittenberg genannt, der dem Papste Benedikt XIV. eine lobende Schrift geschickt und dafür vom Staatssekretär Kardinal Valenti eine verbindliche Antwort erhalten hatte. Die theologische Fakultät richtete, wie Lessing am 9. Juni 1752 an G. S. Nicolai schreibt, eine Streitschrift gegen ihn, weil er „einige Schritte von Luthers Grab sich nicht zu sagen gescheut hat, daß der jetzige Papst ein gelehrter und vernünftiger Mann sei".

Mit schärferen Waffen tritt der Dichter gegen den überwuchernden Einfluß fremder Elemente auf, zumal wenn diese mit litterarischer Bedeutungslosigkeit zweideutige Charaktereigenschaften verbinden. So gilt ein Epigramm dem Halbdichter d'Arnaud (II, 18), den Lessing in der Voss. Zeitung vom 13. März 1751 schon in Prosa nicht allzuglimpflich behandelt hatte: er war vom preußischen Hofe verwiesen worden und von Berlin nach Dresden geflohen, von wo aus er an einem ihm einst nahestehenden Manne eine kleinliche Rache übte. — Tiefste Verachtung aber drückt Lessing aus, wenn er den Makel an Voltaires Charakter berührt. Unter dem „geizigen Dichter" (I, 9) kann man ihn verstanden haben, „den Welt und Nachwelt liest", der ein „reicher Geizhals" ist, um das Wort zu bewahrheiten, daß „ein jeder Dichter darben muß". Und im Jahre 1751, in welchem dieses Epigramm (Berliner Zeitung vom 20. März) erschien, hatte Lessing bereits seine Erfahrungen an Voltaire gemacht! Vollkommen verurteilt, ja vernichtet wird der berühmte Mann, vor dem sich Tausende beugten, nur Lessing nie, in dem bekannten Sinngedichte (II, 17) auf den schmutzigen Prozeß des berühmten Mannes mit dem Juden Hirsch. Voltaire hatte sich durch Handschriftfälschung und schriftlichen Meineid entehrt. Dieses Verfahren geißelt Lessing in einer Weise, die recht charakteristisch seine Geistesart zeigt: „Der schlauste Hebräer in Berlin" ist nahe daran, „von Frankreichs Witzigen den Witzigsten zu

schnellen"; schon glaubt der Betrüger, sein Spiel gewonnen zu haben, als er sich selbst gefangen sieht. Wer anders als Apollo kann dem Dichter Beistand geleistet haben! Doch nein: „Herr Voltaire war der größre Schelm!" Das ist echt Lessingscher Gedanke und Stil! Kann es einen überraschenderen Gegensatz geben als den vom Haupte der Musen — zu einem „Schelm"?! — Sein litterarisches Gesamturteil über Voltaire formuliert Lessing 1779 in der „Grabschrift" auf diesen (II, 36).

Den Sinn einer Selbstironisierung hat das Gedicht „Auf einen gewissen Leichenredner" (I, 105): Lessing war genötigt, in Wittenberg bei der Beerdigung eines Studenten, der als ehemaliger Schüler von St. Afra ihm nahegestanden hatte, an Stelle von Schwarz, der plötzlich erkrankt war, eine Rede zu halten. Die Situation, die ihm eine seinem Wesen fremde Würde der Haltung auferlegte, erschien ihm so peinlich, daß er in dem genannten Epigramme sich selbst verspottete. —

Soviel dürfte wohl zu dem Beweise genügen, daß Lessing in diesen kleinen Gedichten das poetisch gestaltet hat, was ihn persönlich am lebhaftesten berührte. Dieser Einsicht gegenüber muß man sich darüber wundern, daß die Frage nach der Originalität der Epigramme nicht nur ernstlich aufgeworfen, sondern auch mit Leidenschaft diskutiert werden konnte. Hatte Lessing selbst angedeutet, daß ihm bei diesen kleinen Gedichten vielfach Martialis und die griechische Anthologie vorgeschwebt habe, so wurde von dem bereits erwähnten Lizentiaten Albrecht Wittenberg die Entdeckung mancher Parallelen zu dem Vorwurfe des Plagiats aufgebauscht. Aber in seiner plumpen Weise hob dieser halbgebildete Litterat in dem „Sendschreiben an Herrn Hofrat Lessing" (1778) die unbedeutendsten Dinge hervor und bewies weiter nichts, als daß man viel Lärm um nichts machen kann, wenn man einige Fragmente schwerfälliger Gelehrsamkeit zur Schau stellt. Eine so unfruchtbare Citatenhascherei brüstete sich mit dem Nachweise, daß die einfachsten Alltagsgedanken bei Lessing, wie bei Martialis, Pope, Petrus Aegidius Antverpianus u. a. vorkommen. Nach Lessings Tode trat der Epigrammatiker Haug in seinem Aufsatze „Cordus und Lessing" (im Teutschen Merkur, 1793) mit demselben Vorwurfe auf. Alle Uebertreibungen werden zurückgewiesen und der Thatbestand festgestellt von August Müller in der Untersuchung „Zu Lessings Epigrammen" (Gosches Archiv für Litteraturgeschichte I, 1870, S. 494 bis 500) und von Robert Boxberger in den kleineren Mitteilungen „Zu Lessings Dichtungen" (Archiv für Litteraturgesch. VII, 1878, S. 24—27), sowie in dessen Ausgabe der Gedichte, Fabeln

und Jugenddramen Lessings (2. Aufl., Berlin, 1880). Mit Recht bemerkt Müller, daß man der etwas gehässigen Weise Haugs das Vergnügen ansieht, einen unbequemen, weil bedeutenderen Konkurrenten in Mißkredit bringen zu können. Die einfache Thatsache aber ist die, daß Lessing da, wo er wirklich ein fremdes Muster vor Augen hat, sich nicht mit der einfachen Uebertragung begnügt, sondern der Spitze des Epigramms eine andre und feinere Wendung gibt. So ist Lessings Gedicht „Auf eine Liebhaberin des Trauerspiels" (I, 59), welches Haug auf eine französische Quelle, der zuverlässige Boxberger aber auf Martialis II, 41 zurückführt, unverkennbar eine Umbildung, die den unästhetischen Schwulst und die Plumpheiten des Originals beseitigt. Bei dem derben Römer ist die „zahnlose Maximina kein Mädchen", bei ihm hat sie „nur drei Zähn' im Munde, Zähne, die brauner sind als Buchs, die schwarz wie Pech sind" (Archiv für Litteraturgeschichte VII, 24 f.). Das alles umgeht Lessing mit der schalkhaft zarten Frage, ob es der Armen bereits an schönen Zähnen fehle! — Oder wenn Lessings Epigramm „Die Wohlthaten" (I, 32) auf die Griechische Anthologie (IX, 81) zurückgeführt wird, nach welcher ein undankbarer Mensch alle Wohlthaten mißachtet, so erfindet unser Dichter das Beste dazu: in seinem edlen Optimismus sieht er an der lecken Bütte, der die Undankbarkeit gleicht, außer ihrer Unfähigkeit, das Eingegossene zu bewahren, noch die Möglichkeit, daß ein Spalt leicht verquillt. Das ist die tief sittliche Lebensauffassung, die Lessings innerstes Eigentum ist, wie sie sich auch in der Fabel „Der Knabe und die Schlange" (II, 3) ausspricht. — Eine in gleicher Weise erfinderische Verbesserung des Originals zeigt sich in dem Sinngedicht „Merkur und Amor" (I, 7), welches durch Wernickes Fabel „Die verkehrte Welt" angeregt zu sein scheint. Dort vertauschen Tod und Liebe in der Eile des Aufbruches aus der gemeinsamen Herberge die Waffen: infolge dessen trifft Amor mit den Pfeilen des Todes die Jugend, der Tod das Alter mit Amors Geschoß. „So starb die Jugend ab, das Alter ward verliebt" — lautet die matte Schlußwendung. Wieviel tiefer und zugleich natürlicher ist Lessings Gedanke! Eine solche Korrektur ist nur der originalen Erfindungskraft möglich! — Endlich sei noch die Art anschaulich gestaltender Individualisierung erwähnt, in welcher Lessing vorhandenes Material verwertet. Während z. B. nach Logaus Epigramm „Die Schönhäßliche" die „Stücke der Schönheit" in „falscher Ordnung" stehen, gibt Lessing dieser dürren Abstraktion einen lebensvollen Ausdruck, indem er seine „Fusca" (I, 95) für ihre roten Haare mit dem Hinweise auf ihre braune Haut tröstet. — Zu andern Quellen,

auf die man noch hingewiesen hat, verhalten sich Lessings Sinngedichte in derselben Weise: was man auch vergleichen mag, so viel ist gewiß, daß gerade bei den besten Epigrammen unser Dichter die Probe der Selbständigkeit besteht.

Während die ersten Epigramme erst im Jahre 1751 (Voss. Z. und „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes"), der Stamm derselben im ersten Teile der „Schriften" 1753, die letzte Sammlung im ersten Teile der „Vermischten Schriften" 1771 erschien, gab Lessing einige seiner Lieder schon 1747 in Mylius' „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüts", 1747—1748 in Mylius' „Naturforscher" und eine größere Sammlung derselben 1751 als „Kleinigkeiten", darnach in den „Schriften" 1753 und „Verm. Schriften" 1771 heraus. Die Oden und „Epigrammata" erschienen 1753 im ersten Teile der „Schriften".

Die Lieder variieren am meisten das Thema von Liebe und Wein. Läßt sich auch bei vielen der Einfluß Anakreons und zeitgenössischer Dichter nachweisen, erscheinen auch manche nur als formale Uebungen, so läßt sich bei den besseren der tiefere Lebensgehalt nicht verkennen. Am wenigsten scheint die auffallende Geringschätzung der Frauenwelt den wirklichen Erfahrungen und eigensten Ueberzeugungen des Dichters zu entsprechen; vielmehr weisen gerade die Lieder dieses Inhaltes auf fremde Muster hin. Was in den „Ermunterungen" erschien, sind „Versuche in der Weise Hagedorns, Gleims und Rosts durch Leichtigkeit, Glätte und Witz des jugendlichen Lessing würdig, den es zur Uebung seiner Kraft auf dieser bereits in Meißen betretenen Bahn trieb" (Düntzer, Lessings Leben. Leipzig, 1882, S. 71). Im „Naturforscher" parodierte er heiter eine Reihe naturwissenschaftlicher Aufsätze von Mylius im Tone der Anakreontischen Lieder. So ist „Das Erdbeben" (III, 19) durch eine Abhandlung von Mylius über das Erdbeben von Peru veranlaßt worden, welches am 31. Oktober 1746 die Stadt Lima begraben hatte. (Ueber die Entstehung der Gedichte jener Periode vergl. Danzel und Guhrauer, G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke. 2. Auflage von Dr. W. von Maltzahn u. R. Boxberger. Berlin 1880, I, S. 93—97.)

Noch weniger als in den Liedern tritt in den Oden die dichterische Natur Lessings hervor. Daß sie nicht auf der Höhe seiner übrigen Leistungen stehen, erklärt sich, abgesehen von seiner geringen Befähigung zur Lyrik, zum Teil aus den Umständen, unter denen manche entstanden. Viele sind bestellte Gelegenheitsgedichte in gewöhnlichem Sinne, denen man den äußern Zwang ansieht. Das älteste unter allen Gedichten Lessings ist das „Poetische Send-

schreiben an Oberst-Leutenant Karl Leonhard v. Carlowitz“ (II, 6), welches der an der Grenze des sechzehnten und siebzehnten Lebensjahres stehende Schüler des Afraneum in Meißen jedenfalls auf den Wunsch seines Vaters in der Weihnachtszeit 1745 und Anfang 1746 verfaßte. Außer dem auf seinen Wohlthäter sich beziehenden Inhalt schildert es den Eindruck der Schlacht bei Kesselsdorf auf die Alumnen der Lehranstalt. Es ist, wie Düntzer richtig sagt (L.s Leben S. 54), nicht nur eine Schülerarbeit, sondern man fühlt auch den Zwang, den sich der arme Primaner auf Befehl des Vaters auferlegen mußte. (Dr. Hermann Peter, Rektor zu St. Afra, hat das Gedicht aus dem Carlowitzischen Archiv in der „Deutschen Rundschau“ VII, März 1881 im Zusammenhange der Abhandlung „G. E. Lessing und St. Afra“ S. 367—388, ebenso in Schnorr von Carolsfelds „Archiv für Litteraturgeschichte X, 1881, innerhalb seiner Mitteilungen „Das Urkundliche über G. E. Lessings Aufenthalt auf der Landesschule St. Afra 1741—1746“ S. 285—308 veröffentlicht.) — In seinen späteren Oden sucht der Dichter den Ton des Horaz nachzuahmen, so ganz unverkennbar in der an Kleist (II, 2).

Höheren Wert haben die Fragmente, die im ersten Teile der Schriften 1753 mit dem Horazischen Worte „— disjecti membra poetae“ erschienen. Das älteste unter ihnen, welches Lessing in diese Sammlung nicht aufgenommen hatte, aber in den kritischen Briefen von 1753 (11. Brief) besprach, ist der Teil eines „Gedichtes über die Mehrheit der Welten“ (Fragm. Nr. 8). Es scheint gleichzeitig mit dem poetischen Sendschreiben an v. Carlowitz entstanden zu sein. „Es war,“ so sagt der Dichter im 11. Litt.-Br., „einer von meinen allerersten Versuchen in der Dichtkunst, den ich noch bis jetzt bloß aus der Absicht aufhebe, aus welcher andre einen Schuh oder Strumpf, den sie in der Kindheit getragen, aufzuheben pflegen.“ — William Whiston, ein vielseitig gelehrter Theologe (1667—1752), hatte ihn durch seine „Theory of the earth“ (1696), der berühmte Mathematiker Christian Huygens (1629—1695) durch seinen Kosmotheoros sachlich angeregt, wie er in formeller Beziehung sein Vorbild wohl in Kästners „Philosophischem Gedichte von den Kometen“ (1744) hatte. Während alle Fragmente in gereimten Alexandrinern geschrieben sind, mischt das Gedicht an den Baron von Sp** (wohl Offizier von Spileker in Potsdam) auch andere Verse ein. An Mylius ist Nr. 4 gerichtet; Nr. 7 ist die Entgegnung auf eine poetische Kritik, die sein Lied „Der Geschmack der Alten“ (Lieder I, 25) erfahren hatte. In dem Gedichte Nr. 5. an Fried. Wilh. Marpurg, den Herausgeber des „Kritischen Musikers an der Spree“ (28. Juni 1749), weist Lessing die knechtischen Regeln in

Musik und Poesie zurück, die nur die Mittelmäßigkeit als Waffe gegen tüchtige Leistungen brauche.

Die gereimten **Fabeln und Erzählungen**, gehören zum Teil den Jahren 1747 und 1751 an und lehnen sich an Lafontaine u. a. an. Beziehungen auf die litterarische Zeitrichtung, besonders auf die anspruchsvollen und kritiklosen Nachahmer Klopstocks, sind in 1, 2 u. 5 enthalten. Die Freimaurer erfahren in Nr. 7 eine Kritik. Interessant für die Vergleichung der Fabeln und Erzählungen Lessings mit denen Gellerts ist Nr. 3 „Der Tanzbär". Wie viel schärfer erfaßt Lessing das Thema! Während Gellert das Tanzen des Bären als eine Kunst betrachtet, um die der zivilisierte Höhlenbewohner von seinesgleichen beneidet wird, stellt Lessing dieselbe Thatsache als eine Unnatur hin, in welcher die freien Bären nur das thörichte Resultat schmachvoller Knechtschaft verachten. Die Erzählung „Der Eremite" Nr. 13 erschien gegen Ende des Sommers 1749 (auf 15 Quartseiten) in Berlin, welches als Stadt der behörnten Ehemänner, „Kerapolis", bezeichnet ist. „Sie überragt weit Alles, was bisher in Lafontaines Tone in Deutschland gedichtet war". (Düntzer, L.s Leben S. 88).

Zu den Glanzpunkten der Lessingschen Poesie gehören die **Fabeln in Prosa**. An ihnen kann man des Dichters Geistesart studieren, zumal wenn man die einfache Quellengrundlage mit der dichterischen Gestaltung des unzulänglichen Materials vergleicht. Als Muster sinnreicher Dichtung kann „Zeus und das Pferd" (I, 5) gelten, ein kleines Kunstwerk, in welchem wahre Schöpferkraft hervortritt. Ueber Bedeutung und Form seiner Fabeln spricht sich Lessing außer in seiner Vorrede noch in der „Erscheinung" (1, 1) aus. Auch in ihnen spielt er auf Litteraturzustände in Deutschland an, auf den verderblichen Einfluß der französischen Muster, auf die ärmliche Hohlheit der Gottschedschen Bestrebungen und auf die Ruhmredigkeit, den Bombast und die Unklarheit der Nachahmer Klopstocks (I, 18, 19; II, 21; III, 2).

Die **Abhandlung über die Fabel**, jenes Muster Lessingschen Stiles und scharfer, klarer Beweisführung, sowie die Vorrede zu dem ersten und zweiten Teile der „Schriften" 1753 und zu den Fabeln 1759 ersetzen alle weiteren Erörterungen über den Hauptinhalt unseres ersten Bandes. Der erste Band der „Schriften" enthielt die Lieder, Oden, Fabeln und Erzählungen, Sinngedichte und Fragmente, der zweite Theil 25 Briefe. Die Fabeln in Prosa erschienen 1759 mit einer Vorrede und der Abhandlung über die Fabel. Die Angriffe der Schweizer auf seine Fabeln weist Lessing im 127. Litteraturbriefe zurück.

Hugo Göring.

Lessings Vorrede

zu den „Schriften“ (I. und II. Bd.) 1753.

So sind die Schriftsteller. Das Publikum gibt ihnen einen Finger, und sie nehmen die Hand.

Meine Freunde — es versteht sich, daß meine Eigenliebe mit darunter gehört — wollen mich bereden, daß einige Bogen von mir den Beifall der Kenner erlangt hätten. Daß ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabei finde, ist natürlich. Und daß ich mich jetzt der Gefahr aussetze, dasjenige alphabetweise zu verlieren, was ich bogenweise gewonnen habe, ist zwar auch natürlich, ob es aber ebenso gar klug sei, das ist eine andre Frage. Wenn der Hund, der in der Fabel nach dem Schatten schnappt, auch zu meinem Vorbilde wird, so mag ich es haben.

Die Bogen, deren ich jetzt gedacht, sind eine Sammlung kleiner Lieder. Sie erschienen vor zwei Jahren unter dem Titel Kleinigkeiten. Man darf nicht glauben, daß ich sie eben deswegen so nennte, damit ich der unerbittlichen Kritik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möchte. Ich erklärte schon damals, daß ich der erste sein wolle, dasjenige mit zu verdammen, was sie verdammt; sie, der zum Verdruß ich wohl einige mittelmäßige Stücke könnte gemacht haben, der zum Trotze ich aber nie diese mittelmäßige Stücke für schön erkennen würde. Ich griff ihr sogar vor und bat meine Leser, gewisse Blätter zu überschlagen, die ich damit entschuldigte, daß die Handschrift schon seit drei Jahren nicht mehr in meiner Gewalt gewesen sei.

Ob diese Versicherung unter die Autorstreiche gehörte, wird man jetzt aus dem zweiten Drucke sehen. Ich habe geändert, ich habe weggeworfen und bin so strenge gewesen, als es nur immer meine Einsicht hat zulassen wollen. Es ist wahr, ich hätte noch strenger sein können, wenn ich nämlich alles

durchgestrichen oder wenigstens alles, ohne mich jemals zu entdecken, so wie es war, gelassen hätte; denn das Elende streicht sich selbst durch, und schlechte Verse, die niemand lieset, sind so gut, als wären sie nicht gemacht worden. Doch es mag drum sein; ich bekenne es, daß ich gegen die kleinen Denkmäler meiner Arbeit nicht ganz ohne Zärtlichkeit bin, und daß sich diese Zärtlichkeit doppelt fühlen läßt, wenn ich sie namenlos ein Raub des ersten des besten werden sehe.

Aber überlege ich es auch? Diese Lieder enthalten nichts als Wein und Liebe, nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernsthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? — — Was man will. Man nenne sie jugendliche Aufwallungen einer leichtsinnigen Moral, oder man nenne sie poetische Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man sage, ich habe meine Ausschweifungen darin verewigen wollen, oder man sage, ich rühme mich darin solcher Ausschweifungen, zu welchen ich nicht einmal geschickt sei; man gebe ihnen entweder einen allzu wahren Grund, oder man gebe ihnen gar keinen: alles wird mir einerlei sein. Genug, sie sind da, und ich glaube, daß man sich dieser Art von Gedichten so wenig als einer andern zu schämen hat.

Ich weiß, daß auch andre so denken, und wenigstens bin ich es von einem gewissen Herrn H** überzeugt. Dieser Herr hat meine Kleinigkeiten mit dem allerausserordentlichsten Beifalle beehrt, indem er sie für seine Arbeit ausgegeben. Und wenn es nicht darauf ankäme, daß entweder er oder ich ein Lügner sein müßte, so würde ich mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihm niemals zu widersprechen; denn die Ehre, die ihm daraus hätte zufließen können, wäre ohne Zweifel so klein gewesen, daß sie meinen Neid nicht würde erweckt haben. Damit ich ihn aber nicht durch diese Erklärung gänzlich zu schanden mache, so will ich ihm dasjenige, was er sich wider mein Wissen angemaßt hat, hier vor den Augen der ganzen Welt schenken. Ich würde dieses am besten in einer Zueignungsschrift haben thun können, und würde es auch wirklich gethan haben, wenn ich von dem Zueignen nicht ein allzu abgesagter Feind wäre. Diese Schenkung, wenn es ihm beliebt, kann er auch auf alles das Uebrige erstrecken, und ich will gar nicht böse werden, wenn ich höre, daß auch meine Oden, meine Fabeln, meine Sinnschriften und meine Briefe ein andrer gemacht hat.

Doch ich eile, von diesen allen meinen Lesern nur einige Worte zu sagen. Wenn durch das Ausstreichen in den Liedern keine Lücken entstanden wären, und wenn ich, diese Lücken zu erfüllen, nicht meinen ganzen poetischen Vorrat hätte durchlaufen müssen, so würde ich vielleicht an eine Sammlung aller meiner Versuche noch lange nicht gedacht haben, und sie würden noch lange zerstreut und verstümmelt in der Irre und im Vergessen geblieben sein. Doch so geht's, wenn man ein Schriftsteller werden soll, so muß sich alles schicken. Die väterliche Liebe ward auf einmal bei mir rege, und ich wünschte meine Geburten beisammen zu sehen. Ich weiß nicht, was es für ein Geschicke ist, daß solche Wünsche immer am ersten erfüllt werden; das aber weiß ich, daß wir oft durch die Erfüllung unsrer Wünsche gestraft werden. Ob mir es auch so gehen soll, wird die Aufnahme dieser zwei Teile entscheiden, von welchen ich dem Publiko ganz im Vertrauen eröffne, daß sie nichts als ein Paar verwegene Kundschafter sind.

Der erste enthält dasjenige, was ich in den kleinen Gattungen von Gedichten versucht habe. Der Lieder habe ich schon gedacht, und die verschiedenen neuen Stücke, welche dazu gekommen sind, haben mich genötigt, sie in zwei Büchern abzuteilen. Für diese bin ich am wenigsten besorgt, weil sie größtenteils das Licht schon kennen und bei diesem Abdrucke mehr gewonnen als verloren haben.

Den wenigen Oden, welche darauf folgen, gebe ich nur mit Zittern diesen Namen. Sie sind zwar von einem stärkern Geiste als die Lieder und haben ernsthaftere Gegenstände; allein ich kenne die Muster in dieser Art gar zu gut, als daß ich nicht einsehen sollte, wie tief mein Flug unter dem ihrigen ist. Und wenn zum Unglücke gar etwa nur das Oden sein sollten, was ich, der schmalen Zeilen ungeachtet, für Lehrgedichte halte, die man anstatt der Paragraphen in Strophen eingeteilt hat, so werde ich vollends Ursache mich zu schämen haben.

Die Fabeln, die ich gemacht habe, sind von verschiedener Art, und ich begreife unter diesem Namen auch die Erzählungen, weil ich finde, daß sie selbst Phädrus mit darunter begriffen hat. Andere mögen dem Beispiele des Fontaine folgen, welcher freilich Ursache hatte, seine Erzählungen von den Fabeln, die der Unterweisung gewidmet sind, zu unterscheiden. Die ganze Sache ist eine Kleinigkeit. In Ansehung der Erfindung, glaube ich, werden sie größtenteils neu sein, und ich

will es andern überlassen, dasjenige noch besser zu erzählen, was hundert andre schon gut erzählt haben. Was wird man aber von dem Ausdrucke sagen? Ich hätte der Art des nur gedachten französischen Dichters folgen müssen, wenn ich die Mode hätte mitmachen wollen. Allein ich fand, daß Unzählige, weil sie ihm ohne Geschicklichkeit nachgeahmt haben, so läppisch geworden sind, daß man sie eher für alte Weiber als für Sittenlehrer halten könnte; ich sahe, daß es nur einem Gellert gegeben sei, in seine Fußstapfen glücklich zu treten. Ich band mich also lieber an nichts und schrieb sie so auf, wie es mir jedesmal am besten gefiel. Daher kömmt es, daß einige niedrig genug sind, andre aber ein wenig zu poetisch. Daher kömmt es sogar, daß ich verschiedene lieber in Prosa habe erzählen wollen als in Versen, zu welchen ich vielleicht damals nicht aufgelegt war.

Ich komme auf die Sinngedichte. Ich habe hierin keinen andern Lehrmeister als den Martial gehabt und erkenne auch keinen andern, es müßten denn die sein, die er für die seinigen erkannt hat, und von welchen uns die Anthologie einen so vortrefflichen Schatz derselben aufbehalten. Aus ihm also und aus dieser Sammlung wird man verschiedene übersetzt und sehr viele nachgeahmt finden. Daß ich zu beißend und zu frei darin bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können, ob ich gleich beinahe in der Meinung stehe, daß man beides in Sinnschriften nicht genug sein kann. Ich habe bei den wenigsten gewisse Personen im Sinne gehabt, und ich verbitte also im voraus alle Erklärungen.

Den Schluß in dem ersten Teile machen Fragmente; solche Stücke nämlich, die ich entweder nicht ganz zu stande gebracht habe, oder die ich dem Leser nicht ganz mitzuteilen für gut befinde. Ich hätte sie also wohl ganz und gar zurückbehalten können? Vielleicht; und es kömmt darauf an, ob man nicht etwas darunter findet, welches gleichwohl der Erhaltung nicht unwert ist.

Anfangs war ich willens, einige kleine Stücke durch ein Zeichen merklich zu machen. Diejenigen nämlich, die ich mir nicht ganz zuschreiben kann, und wovon ich die Anlage aus dem oder jenem französischen Dichter geborgt zu haben mir nicht verbergen kann. Doch da dieser Zeichen nur sehr wenige geworden wären und ich außerdem überlegte, daß es dem Leser sehr gleichgültig sei, wem er eigentlich einen Einfall zu danken hat, wenn der Einfall ihm nur Vergnügen macht, so habe ich

es gar unterlassen. Ich werde ohnedem der Gefahr nicht ausgesetzt sein, daß man auch aus meinen Poesien zur Ehre des deutschen Witzes Proben ins Französische übersetzt und zum Unglück gleich auf solche fällt, die von einem Franzosen entlehnt sind.

Der zweite Teil enthält Briefe. Man wird ohne Zweifel galante Briefe vermuten. Allein ich muß bekennen, daß ich noch bis jetzt keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen zu schreiben. Mir Korrespondentinnen zu erdichten und an Schönheiten zu schreiben, die nicht existieren, schien mir in Prosa ein wenig zu poetisch zu sein. Es sind also nichts als Briefe an Freunde, und zwar an solche, an die ich etwas mehr als Komplimente zu schreiben gewohnt bin. Ich schmeichle mir sogar, daß in den meisten etwas enthalten ist, was die Mühe, sie zu lesen, belohnt. Wenn man an Freunde schreibt, so schreibt man ohne ängstlichen Zwang und ohne Zurückhaltung. Beides wird man auch in meinen Briefen finden, und ich will lieber ein wenig nachlässig und frei scheinen, als ihnen diese Merkmale abwischen, welche sie von erdichteten Briefen unterscheiden müssen. Ich habe ihrer einen ziemlichen Vorrat, und die, welche ich hier ohne Wahl, so wie sie mir in die Hände geraten, mitgeteilt, sind die wenigsten. Es wird mir angenehm sein, wenn meine Freunde nicht die einzigen sind, die etwas darin zu finden glauben.

Ich habe gesagt, daß diese beiden Teile nichts als Kundschafter sind. Einige ernsthafte Abhandlungen und verschiedene größere Poesien, wozu ich die dramatischen Stücke vornehmlich rechne, möchten ihnen gerne folgen. Unter den letzten sind einige, welche schon die Probe der öffentlichen Vorstellung ausgehalten, und wenn ich sie selbst rühmen darf, auch Beifall gefunden haben. Die Probe des Drucks ist die letzte und wichtigste.

Ich kann hier meine Vorrede beschließen und muß den Leser um Verzeihung bitten, daß ich von nichts als von mir geredet habe.

Sinngedichte.

Erstes Buch.

1. Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

2. Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen;
Nur nicht dem Kritikus vor allen.
Warum? Dem Kritikus vor allen
Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

3. Auf den neuern Teil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr mit stummer Ungeduld
Bewahrt' auf Besserung sie mein verschwiegnes Pult.
Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen:
Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

4. Der Stachelreim.

Crast, der gern so neu als eigentümlich spricht,
Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht.
Die Reime hör' ich wohl; den Stachel fühl' ich nicht.

5. Nikander.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm,
So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam.

Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken.
Vergebens; was er macht, verdirbt.
So sticht ein Bienchen uns und läßt den Stachel stecken
Und martert sich und stirbt.

6. An den Marull.

Groß willst du und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

7. Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen
Auf Abenteuer durch das Land.
Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen
Und gibt für Amors Pfeil und Bogen
Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen
Und ziehn noch beide durch das Land.
Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen,
Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

8. Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn' ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

9. Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist?
Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest?
Weil, nach des Schicksals ew'gem Schluß,
Ein jeder Dichter darben muß.

10. Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde.
Durch nichts wird sie mehr rot gemacht.

Zweideutigkeit und Schmutz und Schand' und Sünde,
Sprecht, was ihr wollt: sie winkt euch zu und lacht.
Erröte wenigstens, Lucinde,
Daß nichts dich mehr erröten macht!

---

11. Auf die Europa.

Als Zeus Europen lieb gewann,
Nahm er, die Schöne zu besiegen,
Verschiedene Gestalten an,
Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen.
Als Gott zuerst erschien er ihr,
Dann als ein Mann und endlich als ein Tier.
Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen;
Stolz fliehet sie vor seinen Küssen.
Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton;
Verachtung war der Liebe Lohn.
Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! —
Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

---

12. Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läßt Pompil
Nun seine sechste Frau begraben.
Wem trug jemals ein Gut so viel?
Wer möchte so ein Gut nicht haben?

---

13. Widerruf des Vorigen.

Ich möchte so ein Gut nicht haben;
Denn sollt' ich auch die Sechste drauf begraben,
Könnt' ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? —
Sechs gute Tage nur erlebet haben.

---

14. An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern!
Ihr habt den Mut, euch kühn herauszufodern.
Doch eure Klugheit hält dem Mute das Gewicht:
Ihr fordert euch und stellt euch nicht.

---

15. Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt,
Werden unvergänglich bleiben: —
Weil dergleichen Zeug zu schreiben,
Stets ein Stümper übrig bleibt.

---

16. Auf das Jungfernstift zu **.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein
Sie um dies Jungfernstift muß sein!
Seit Menschen sich besinnen,
Starb keine Jungfer drinnen.

---

17. An den Doktor Sp**.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören:
Herr Doktor, ruft es dich. Ich dankte dieser Ehren! —
Die Mutter wollt' es wohl so früh nicht lügen lehren?

---

18. Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann!
Wie weit er sich zurückerinnern kann!
Bis an die ersten Kinderpossen:
Wie viel er Vögel abgeschossen,
Wie manches Mädchen er begossen;
Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust
Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewußt.
Zwar alles glaub' ich nicht; ich glaub' indessen,
Die Zeit ist ihm noch unvergessen,
Als seine Mutter Dorilis
Noch nicht nach seinem Vater hieß.

---

19. Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen,
Beneidet mich Kodyll. Der Thor!
Das Mahl bei Baven kömmt mir teuer gnug zu stehen:
Er liest mir seine Verse vor.

---

20. Auf den Rufus.

Weiß ich's, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben?
Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

---

21. Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht
Ein Engel? — Ohne Zweifel. —
Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht.
Sie ist ein Engel von Gesicht,
Von Huf ein Teufel.

---

22. An das Bild der Gerechtigkeit in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen?
Hat dich dein Hausherr schon gesehen?
„Wie meinst du, Fremder, diese Frage?
Er sieht und übersieht mich alle Tage."

---

23. Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn' ich einen Edelmann!
Sein Ur — Ur — Ur — Ur — Aelterahn
War älter einen Tag als unser aller Ahn.

---

24. An eine würdige Privatperson.

Gibt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen,
Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen,
So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht,
Ohn' Amt und Gnadengeld, und niemands Herr noch Knecht."

---

25. Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust
Reizt uns, o D*, zu welcher Lust!
Doch ihr erbärmliches Gesichte,
O D*, macht Reiz und Lust zunichte.
Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen
Und Gift und Gegengift beisammen.

---

26. Auf Frau Trix.

Frau Trix besucht sehr oft den jungen Doktor Klette.
Argwohnet nichts! Ihr Mann liegt wirklich krank zu Bette.

---

27. Auf Lukrins Grab.

Welch tötender Gestank hier, wo Lukrin begraben,
Der unbarmherz'ge Filz! — Ich glaube gar, sie haben
Des Wuchrers Seele mit begraben.

---

28. Im Namen eines gewissen Poeten, dem der König von Preußen eine goldene Dose schenkte.

Die goldne Dose, — denkt nur! denkt! —
Die König Friedrich mir geschenkt,
Die war — was das bedeuten muß? —
Statt voll Dukaten, voll Helleborus.

---

29. Auf den falschen Ruf von Nigrins Tode.

Es sagte sonder alle Gnade
Die ganze Stadt Nigrinen tot.
Was that die Stadt in dieser Not?
Ein Zehnteil von der Stadt sprach: Schade!
Doch als man nach und nach erfuhr, daß das Geschrei
Ein bloßes blindes Lärmen sei,
So holten, was zuvor das eine Zehnteil sprach,
Die andern neune nach.

---

30. Auf den Gargil.

Mit richtrisch scharfem Kiel durchackert seine Lieder
Gargil. Ins neunte Jahr schreibt, löscht und schreibt er wieder.
Sein Lied ist Lieb' und Wein. Kann man es ihm verdenken,
Daß er der Nachwelt will vollkommne Possen schenken?

---

31. Die Flucht.

„Ich flieh', um öfter noch zu streiten!"
Rief Fix, der Kern von tapfern Leuten.
Das hieß (so übersetz' ich ihn):
Ich flieh', um öfter noch zu fliehn.

---

32. Die Wohlthaten.

Wär' auch ein böser Mensch gleich einer lecken Bütte,
Die keine Wohlthat hält: demungeachtet schütte, —
Sind beides, Bütt' und Mensch, nicht allzu morsch und alt, —
Nur deine Wohlthat ein. Wie leicht verquillt ein Spalt!

---

33. An einen Geizigen.

Ich dich beneiden? — Thor! Erspar', ererb', erwirb,
Hab alles! — Brauche nichts, laß alles hier und stirb!

---

34. Hinz und Kunz.

Hinz. Was doch die Großen alles essen!
Gar Vogelnester, eins zehn Thaler wert.
Kunz. Was? Nester? Hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute fressen.
Hinz. Kann sein! kann sein, Gevattersmann!
Bei Nestern fingen die denn an.

---

35. Auf eine lange Nase.

O aller Nasen Nas'! Ich wollte schwören,
Das Ohr kann sie nicht schnauben hören.

---

36. Auf Stipsen.

Stips ist, trotz einem Edelmann,
Ein Dummkopf und ein braver Degen,
Borgt wie ein frecher Edelmann,
Zahlt wie ein Edelmann mit Schlägen,
Verprasset sein und anderer Vermögen
Wie ein geborner Edelmann:
Und doch — wer kann dergleichen Thorheit fassen? —
Will Stips sich noch erst adeln lassen.

---

37. Auf den Sanktulus.

Dem Alter nah und schwach an Kräften,
Entschlägt sich Sanktulus der Welt

Und allen weltlichen Geschäften,
Von denen keins ihm mehr gefällt.
Die kleine trübe Neige Leben,
Ist er in seinem Gott gemeint,
Der geistlichen Beschauung zu ergeben,
Ist weder Vater mehr, noch Bürger mehr, noch Freund.
Zwar sagt man, daß ein trauter Knecht
Des Abends durch die Hinterthüre
Manch hübsches Mädchen zu ihm führe.
Doch, böse Welt, wie ungerecht,
Ihm so was übel auszulegen!
Auch das geschieht bloß der Beschauung wegen.

38. An Grillen.

Sei kürzer! sprichst du, Grill. Schweig, Grill! du bist nicht klug.
Ist das dir kurz genug?

39. An den Salomon.

Hochweiser Salomon! Dein Spruch,
„Daß unter tausenden kein gutes Weib zu finden,"
Gehört — gerad' heraus — zu deinen Zungensünden;
Und jeder Fluch ist minder Fluch
Als dieser schöne Sittenspruch.
Wer sie bei tausenden will auf die Probe nehmen,
Wie du gethan, hochweiser Mann,
Muß sich bei tausenden der Probe freilich schämen,
Wird drüber wild und lästert dann.

40. Auf ebendenselben.

Daß unter tausenden ein weiser Mann
Kein gutes Weibchen finden kann,
Das wundert mich recht sehr.
Doch wundert mich noch mehr,
Daß unter tausenden ein weiser Mann
Nicht eine gut sich machen kann.

41. Das böse Weib.

Ein einzig böses Weib lebt höchstens in der Welt:
Nur schlimm, daß jeder seins für dieses einz'ge hält.

42. An den Aemil.

Mit Unrecht klagest du, treuherziger Aemil,
Daß man so selten nur auf deine Worte bauen,
Mit Gleichem Gleiches dir gar nicht vergelten will:
Wer allen alles traut, dem kann man wenig trauen.

---

43. Trux an den Sabin.

Ich hasse dich, Sabin; doch weiß ich nicht, weswegen:
Genug, ich hasse dich. Am Grund ist nichts gelegen.

---

44. Antwort des Sabin.

Hass' mich, so viel du willst! doch wüßt' ich gern, weswegen;
Denn nicht an deinem Haß, am Grund ist mir gelegen.

---

45. An einen Lügner.

Du magst, so oft, so fein, als dir nur möglich, lügen:
Mich sollst du dennoch nicht betrügen.
Ein einzig Mal nur hast du mich betrogen:
Das kam daher, du hattest nicht gelogen.

---

46. Auf Trill und Troll.

Ob Trill mehr oder Troll mehr zu beneiden ist,
Trill, der Dorindens Bild, Troll, der Dorinden küßt,
Das möcht' ich wohl entschieden wissen, —
Da beide sie gemalt nur küssen.

---

47. Entscheidung des Vorigen.

Ich denke, Trill ist noch am besten dran,
Weil ihn das Bild nicht wieder küssen kann.

---

48. An die **.

Du fragst: Wer gibt für meinen Sohn
Mir einen Namen an?
Für deinen Sohn und wessen Sohn? —
Du schweigest? — Nenn' ihn Pan.

---

49. Auf Alandern.

Alander, hör' ich, ist auf mich gewaltig wild;
Er spöttelt, lästert, lügt und schilt.
Kennt mich der gute Mann? — Er kennt mich nicht, ich wette.
Doch was? als ob nicht auch sein Bruder an der Kette
Auf die am heftigsten, die er nicht kennet, billt.

---

50. Auf einen Brand zu **.

Ein Hurenhaus geriet um Mitternacht in Brand.
Schnell sprang, zum Löschen oder Retten,
Ein Dutzend Mönche von den Betten.
Wo waren die? Sie waren — — bei der Hand.
Ein Hurenhaus geriet in Brand.

---

51. An Einen.

Du schmähst mich hinterrücks? das soll mich wenig kränken.
Du lobst mich ins Gesicht? das will ich dir gedenken!

---

52. Grabschrift des Nitulus.

Hier modert Nitulus, jungfräuliches Gesichts,
Der durch den Tod gewann: er wurde Staub aus nichts.

---

53. Auf den Kodyll.

Der kindische Kodyll wird keiner Steigrung satt,
Läßt keinen Krämer laufen,
Kauft alles, was er sieht, um alles, was er hat,
Bald wieder zu verkaufen.

---

54. An den Pompil.

Ich halte Spielen zwar für keine Sünde;
Doch spiel' ich eher nicht, Pompil,
Als bis ich keinen finde,
Der mir umsonst Gesellschaft leisten will.

---

55. Auf den Tod eines Affen.

Hier liegt er nun, der kleine, liebe Pavian,
Der uns so manches nachgethan!
Ich wette, was er jetzt gethan,
Thun wir ihm alle nach, dem lieben Pavian.

56. Grabschrift auf ebendenselben.

Hier faulet Mimulus, ein Affe.
Und leider! leider! welch ein Affe!
So zahm, als in der Welt kein Affe;
So rein, als in der Welt kein Affe;
So keusch, als in der Welt kein Affe;
So ernst, als in der Welt kein Affe;
So ohne Falsch. O, welch ein Affe!
Damit ich's kurz zusammenraffe:
Ein ganz originaler Affe!

57. Auf die Phasis.

Von weitem schon gefiel mir Phasis sehr;
Nun ich sie in der Nähe
Von Zeit zu Zeiten sehe,
Gefällt sie mir — auch nicht von weitem mehr.

58. Auf Nickel Fein.

In Jahresfrist, verschwur sich Nickel Fein,
Ein reicher, reicher Mann zu sein.
Auch wär' es, traun! nach seinem Schwur gegangen,
Hätt' man ihn nicht vor Jahresfrist gehangen.

59. Auf eine Liebhaberin des Trauerspiels.

Ich höre, Freund, dein ernstes, schönes Kind
Will sich des Lachens ganz entwöhnen,
Kömmt in den Schauplatz nur, wenn süße Thränen
Da zu vergießen sind. —
Wie? fehlt es ihr bereits an schönen Zähnen?

60. Auf ein Schlachtstück von Hugtenburg.

Furchtbare Täuscherei! Bramarbas stand vor ihr,
Ward blaß und zitterte und fiel und rief: Quartier!

61. Auf den Hablador.

Habladors Mund, Utin, ist dir ein Mund zum Küssen?
Wie er spricht, spricht dir niemand nicht? —
Wie sollte so ein Mann auch nicht zu sprechen wissen?
Er thut ja nichts, als daß er spricht.

62. Auf den Mison.

Ich warf dem Mison vor, daß ihn so viele hassen.
Je nun! wen lieb' ich denn? sprach Mison ganz gelassen.

63. Der reiche Freier.

Ein Bettler ging auf Freiersfüßen
Und sprach zu einer Magd, die er nach Wunsche fand:
„Nimm mich!“ Sie fragt: „Worauf?“ — „Auf diese dürre Hand,
Die soll uns wohl ernähren müssen!“
Die Magd besann sich kurz und gab ihm ihre Hand.

64. Auf den Rufinus.

Rufinus endet nichts, er fängt nur alles an.
Ob alles? Lesbia, sprich doch! Du kennst den Mann.

65. Hänschen Schlau.

„Es ist doch sonderbar bestellt,“
Sprach Hänschen Schlau zu Vetter Fritzen,
„Daß nur die Reichen in der Welt
Das meiste Geld besitzen.“

66. An die Dorilis.

Dein Hündchen, Dorilis, ist zärtlich, tändelnd, rein;
Daß du es also leckst, soll das mich wundern? nein!
Allein dein Hündchen lecket dich,
Und dieses wundert mich.

67. Grabschrift eines Unglücklichen, welcher zuletzt in einem Schiffbruche umkam.

Hier warfen mich die Wellen an das Land.
Hier grub mich tot, mit frommer Hand,
Ein Fischer in den leichten Sand.

Dein Mitleid, Leser, ist bei mir nicht angewandt!
Im Sturme scheitern und ersaufen,
Hieß mir Unglücklichen, mit Sturm in Hafen laufen.

---

68. An einen schlechten Maler.

Ich saß dir lang' und oft; warum denn, Meister Steffen?
Ich glaube fast, mich nicht von ungefähr zu treffen.

---

69. Auf eine Bildsäule des Amor.

Hier blieb, als Amor, sich noch mächtiger zu sehen,
Eleonora ward, sein Körper geistlos stehen.

---

70. Auf ebendieselbe.

So lieb euch, Kinder, Ruh und Glück,
Zurück von ihm, dem Schalke! weit zurück! —
(Ich hätte viel für diesen Rat gegeben!)
Er stellt sich so nur ohne Leben.

---

71. Auf ebendieselbe.

Kommt diesem Amor nicht zu nah
Und stört ihn nicht in seinem Staunen!
Noch steht er so, in einem süßen Staunen,
Seit er Philinden sah.

---

72. Auf ebendieselbe.

Die Unschuld naht sich ihm und bebt:
Sie fühlt, sie fühlt es, daß er lebt.

---

73. Auf ebendieselbe.

O Chloe, halte deinen Blick
Von diesem Schalke ja zurück!

Gesetzt, er wär' auch ohne Leben:
Was er nicht hat, das kann dein Blick ihm geben.

---

74. Auf den Fabull.

Fabull verschließet alle Kisten
Vor Freunden, Dienern, Weib und Kind,
Damit sich niemand läßt gelüsten
Zu sehen, daß sie ledig sind.

---

75. An den trägen Y.

Mit dir und über dich zu lachen,
Soll ich ein Sinngedichte machen?
Gut! daß du ohne Müh kannst lachen,
So will ich's sonder Einfall machen.

---

76. Entschuldigung wegen unterlassenen Besuchs.

So wahr ich lebe, Freund, ich wollte ganze Tage
Und ganze Nächte bei dir sein,
Um mich mit dir die ganzen Tage,
Die ganzen Nächte zu erfreun.
Doch tausend Schritte sind's, die unsre Wohnung trennen,
Und hundert wohl noch obendrein.
Und wollt' ich sie auch gern, die tausend Schritte, rennen
Und jene hundert obendrein,
So weiß ich doch, daß ich am Ende
Des langen Wegs dich zwanzigmal nicht fände.
Denn öfters bist du nicht zu Hause,
Und manchmal bist du's nicht für mich,
Wenn nach dem langen Zirkelschmause
Der kleinste Gast dir hinderlich.
Ich wollte, wie gesagt, gern tausend Schritte rennen,
Dich, liebster Freund, dich sehn zu können;
Doch, allzu weiter Freund, dich nicht zu sehn,
Verdreußt mich's, *einen* nur zu gehn.

---

77. An den Paul.

Es scheinet, daß du, Paul, der einz'ge Trunkne bist:
Denn du willst nüchtern sein, wo keiner nüchtern ist.

---

78. Velt und Polt.

Zum Henker! fluchte Polt zu Velten,
Mußt du mich einen Lügner schelten?
Zum Henker! fluchte Velt zu Polten,
Ich einen Lügner dich gescholten?
Das leugst du, Polt, in deinen Hals,
Das leugst du als ein Schelm und als ...
Ha! das hieß Gott dich sprechen, Velten!
Denn Lügner laß ich mich nicht schelten.

---

79. Der kranke Star.

„Komm' ich vom Lager auf, und gibt Gott Fried' im Staat,"
Gelobt der kranke Star, „so werd' ich ein Soldat."

---

80. Die blaue Hand.

Ein Richter war, der sah nicht wohl;
Ein Färber kömmt, der schwören soll.
Der Färber hebt die blaue Hand;
Da ruft der Richter: Unverstand!
Wer schwört im Handschuh? Handschuh aus!
Nein! ruft der Färber, Brill' heraus!

---

81. Der Schuster Franz.

Es hat der Schuster Franz zum Dichter sich entzückt.
Was er als Schuster that, das thut er noch: er flickt.

---

82. Das Mädchen.

Zum Mädchen wünscht' ich mir — und wollt' es, ha! recht lieben —
Ein junges, nettes, tolles Ding,
Leicht zu erfreun, schwer zu betrüben,
Am Wuchse schlank, im Gange flink,
Von Aug' ein Falk,
Von Mien' ein Schalk,
Das fleißig, fleißig liest:
Weil alles, was es liest,
Sein einzig Buch — der Spiegel ist;

Das immer gaukelt, immer spricht,
Und spricht und spricht von tausend Sachen,
Versteht es gleich das zehnte nicht
Von allen diesen tausend Sachen:
Genug, es spricht mit Lachen
Und kann sehr reizend lachen.

Solch Mädchen wünscht' ich mir! — Du, Freund, magst deine Zeit
Nur immerhin bei schöner Sittsamkeit,
Nicht ohne seraphinsche Thränen,
Bei Tugend und Verstand vergähnen.
Solch einen Engel
Ohn' alle Mängel
Zum Mädchen haben:
Das hieß' ein Mädchen haben? —
Heißt eingesegnet sein und Weib und Hausstand haben.

---

83. Auf den Fell.

Als Fell, der Geiferer, auf dumpfes Heu sich streckte,
Stach ihn ein Skorpion. Was meint ihr, daß geschah?
Fell starb am Stich? — Ei ja doch, ja!
Der Skorpion verreckte.

---

84. An den Herrn D*.

Dein Epigramm, o D*, ist fein!
Es hat mich trefflich durchgezogen
Und ist, vollkommen schön zu sein,
Erstunken und erlogen.

---

85. An einen geizigen Vater.

Verlangt dein Kind ein Freier,
Der wenig nach der Mitgift fragt,
So denke, was das Sprichwort sagt:
Sehr wohlfeil ist sehr teuer.

---

86. Auf den Kauz.

Wer sagt, daß Meister Kauz Satiren auf mich schreibt?
Wer nennt geschrieben das, was ungelesen bleibt?

---

87. Auf den Lupan.

Des beißigen Lupan's Befinden wollt ihr wissen?
Der beißige Lupan hat jüngst ins Gras gebissen.

88. An den Leser.

Du, dem kein Epigramm gefällt,
Es sei denn lang und reich und schwer:
Wo sahst du, daß man einen Speer,
Statt eines Pfeils, vom Bogen schnellt?

89. An den Herrn von Dampf.

Dein Diener, Herr von Dampf, ruft: Platz da! vor dir her.
Wenn ich an deiner Stelle wär',
Den Diener wollt ich besser brauchen:
Du kannst dir freien Weg ja durchs Gedränge — hauchen.

90. An ebendenselben.

Dem hast du nur die Hand und dem den Kuß beschieden.
Ich, gnäd'ger Herr von Dampf! bin mit der Hand zufrieden.

91. Auf einen gewissen Dichter.

Ihn singen so viel mäß'ge Dichter,
Ihn preisen so viel dunkle Richter,
Ihn ahmt so mancher Stümper nach,
Ihm nicht zum Ruhm und sich zur Schmach.
Freund, dir die Wahrheit zu gestehen,
Ich bin zu dumm, es einzusehen,
Wie sich für wahr Verdienst ein solcher Beifall schicket;
Doch so viel seh' ich ein:
Das Singen, das den Frosch im tiefen Sumpf entzücket,
Das Singen muß ein Quaken sein.

92. An den Wesp.

Nur Neues liebest du? Nur Neues willst du machen?
Du bist, mein guter Wesp, sehr neu in allen Sachen.

93. An den Trill.

Bald willst du, Trill, und bald willst du dich nicht beweiben;
Bald dünkt dich's gut, bald nicht, ein Hagestolz zu bleiben.
Ich soll dir raten? Wohl! Thu, was dein Vater that:
Bleib frei; heirate nicht! — Da hast du meinen Rat.

---

94. An ebendenselben.

Du nennest meinen Rat ein schales Sinngedicht?
Trill, einen andern Rat bekömmst du wahrlich nicht.
Zum Hängen und zum Freien
Muß niemand Rat verleihen.

---

95. An die Fuska.

Sei nicht mit deinem roten Haar
So äußerst, Fuska, unzufrieden!
Ward dir nicht schönes braunes Haar,
So ward dir braune Haut beschieden.

---

96. Auf den Tod des D. Mead.

Als Mead am Styx erschien, rief Pluto voller Schrecken:
Weh mir! nun kömmt er gar, die Toten zu erwecken.

---

97. Auf die schöne Tochter eines schlechten Poeten.

Der Vater reimt und suchet allen,
Nicht wenig Kennern, zu gefallen.
Die Tochter buhlt: o! straft sie nicht!
Das gute Kind will allen,
Wie ihres Vaters Reim, gefallen.

---

98. Auf ebendieselbe.

Dein braunes Mädchen, Freund, ist schön,
Das muß ihr auch der Neid gestehn;
So schön, daß man es gern vergißt,
Daß sie ein wenig buhlrisch ist;
So schön, daß man es gar vergißt,
Daß ihr Papa ein Reimschmied ist.

---

99. Auf den Sextus.

Die, der ein Auge fehlt, die will sich Sextus wählen?
Ein Auge fehlet ihr, ihm müssen beide fehlen.

100. Kunz und Hinz.

Kunz. Hinz, weißt du, wer das Pulver hat erfunden?
Der leid'ge böse Geist.
Hinz. Wer hat dir, Kunz, das aufgebunden?
Ein Pfaffe war's, der Berthold heißt.
Kunz. Sei drum! so ward mir doch nichts aufgebunden;
Denn sieh! Pfaff' oder böser Geist
Ist Maus wie Mutter, wie man's heißt.

101. Auf den Bav.

Ein schlechter Dichter Bav? ein schlechter Dichter? nein!
Denn der muß wenigstens ein guter Reimer sein.

102. Auf Dorinden.

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daß sie aus Eitelkeit nur in die Kirchen rennt;
Daß sie nicht betet und nicht höret
Und andre nur im Beten störet.
Sie bat (mein eignes Ohr ist Zeuge;
Denn ihre Schönheit geht allmählich auf die Neige),
Sie bat mit ernstlichen Gebärden:
„Laß unser Angesicht, Herr, nicht zu schanden werden!"

103. Auf die Galathee.

Die gute Galathee! Man sagt, sie schwärz' ihr Haar,
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war.

104. Auf die Hütte des Irus.

Vorbei, verwegner Dieb! denn unter diesem Dache,
In jedem Winkel hier, hält Armut treue Wache.

105. Auf einen gewissen Leichenredner.

O Redner! Dein Gesicht zieht jämmerliche Falten,
Indem dein Maul erbärmlich spricht.
Eh du mir sollst die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber sterb' ich nicht!

---

106. Das schlimmste Tier.

Wie heißt das schlimmste Tier mit Namen?
So fragt' ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: Von wilden heißt's Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen.

---

107. Auf die Magdalis.

Die alte reiche Magdalis
Wünscht mich zum Manne, wie ich höre.
Reich wäre sie genug, das ist gewiß;
Allein so alt! — Ja, wenn sie älter wäre!

---

108. Auf Lorchen.

Lorchen heißt noch eine Jungfer. Wisset, die ihr's noch nicht wißt:
So heißt Luzifer ein Engel, ob er gleich gefallen ist.

---

109. Klimps.

Der alte fromme Klimps, bei jedem Bissen Brot,
Den er genoß, sprach: „Segne Gott!"
Den schönen Spruch nicht halb zu lassen, sprach:
„Und stirb!" sein frommes Weib mit Hiobs Weib ihm nach.

---

110. Der spielsüchtige Deutsche.

So äußerst war, nach Tacitus' Bericht,
Der alte Deutsch' aufs Spiel erpicht,
Daß, wenn er ins Verlieren kam,
Er endlich keinen Anstand nahm,
Den letzten Schatz von allen Schätzen,
Sich selber, auf das Spiel zu setzen.

Wie unbegreiflich rasch! wie wild!
Ob dieses noch vom Deutschen gilt?
Vom deutschen Manne schwerlich. — Doch,
Vom deutschen Weibe gilt es noch.

---

111. Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin.

Ihr bleibet vor Verwundrung stehn
Und zweifelt doch an meinem Leben?
Laßt meinen Reiter mir die Ferse geben:
So sollt ihr sehn!

---

112. Auf die feige Mumma.

Wie kömmt's, daß Mumma vor Gespenstern flieht,
Sie, die doch täglich eins im Spiegel sieht?

---

113. Eine Gesundheit auf die Gesundheiten.

Weg, weg mit Wünschen, Reimen, Schwänken!
Trinkt fleißig, aber trinket still!
Wer wird an die Gesundheit denken,
Wenn man die Gläser leeren will?

---

114. Auf einen unnützen Bedienten.

Im Essen bist du schnell, im Gehen bist du faul.
Iß mit den Füßen, Freund, und nimm zum Gehn das Maul.

---

115. Der Schwur.

Ich schwöre Lalagen, daß sonder ihre Küsse
Kein königliches Glück mein Leben mir versüße.
Dies schwör' ich ihr im Ernst, wofern sie sich ergibt;
Und schwör' es ihr im Scherz, wofern sie mich nicht liebt.

---

116. Themis über ihr Bildnis in dem Hause eines Richters.

Womit, o Zeus, hab' ich den Schimpf verschuldet,
Daß man mein Bild in diesem Hause duldet?

---

117. Der Furchtsame.

Kaum seh' ich den Donner die Himmel umziehen,
So flieh' ich zum Keller hinein.
Was meint ihr? ich suchte den Donner zu fliehen?
Ihr irrt euch; ich suche den Wein.

---

118. An den Herrn Y.

Du ladest zwanzig Schmauser ein,
Wovon ich keinen kenn', und dann mich obendrein.
Doch zürnst du und erstaunst, warum ich nicht erscheine?
Ich schmause, Freund, nicht gern alleine.

---

119. Auf die Genesung einer Buhlerin.

Dem Tode wurde jüngst vom Pluto anbefohlen,
Die Lais unsrer Stadt nach jener Welt zu holen.
Sie war so alt doch nicht und reizte manchen noch
Durch Willigkeit und Scherz in ihr gemächlich Joch.
„Was?" sprach der schlaue Tod, der ökonomisch denket
Und nicht, wie man wohl glaubt, den Wurfpfeil blindlings schwenket,
„Die Lais brächt' ich her? das wäre dumm genung!
Nein! Aerzt' und Huren — nein! die hol' ich nicht so jung!"

---

120. An zwei liebenswürdige Schwestern.

Reiz, Jugend, Unschuld, Freud' und Scherz
Gewinnen euch ein jedes Herz;
Und kurz, ihr brauchet euresgleichen,
Den Grazien, in nichts als an der Zahl zu weichen.

---

121. An den Silius.

Mein Urteil, Silius, von deiner Ueberschrift,
Dies Urteil soll nichts gelten,
Weil es die Reime nur betrifft?
Was kann man sonst als Reim' an einem Reimer schelten?

---

122. Auf den D. Klystill.

Klystill, der Arzt — (der Mörder sollt' ich sagen) —
Will niemands frühern Tod mehr auf der Seele tragen

Und gibt aus frommer Reu' sich zum Husaren an,
Um das nie mehr zu thun, was er so oft gethan.

123. Auf Muffeln.

Freund Muffel schwört bei Gott und Ehre,
Ich kost' ihn schon so manche Zähre. —
Nun? frommer Mann, wenn das auch wäre,
Was kostet dich denn deine Zähre?

124. An ein paar arme verwaisete Mädchen.

Ihr holden Kinder, daß ihr Waisen seid,
Das ist mir herzlich, herzlich leid.
Auch bin ich euch zu dienen gern erbötig
Mit Gut und Blut, euch, die ihr, ohne Streit,
Das beste Blut des besten Blutes seid.
Nur, Kinder, daß Ihr arme Waisen seid,
Das sei euch selber ja nicht leid!
Nun habt ihr keines Vormunds nötig.

125. An den Vax.

Du lobest Tote nur? Vax, deines Lobes wegen
Hab' ich blutwenig Lust, mich bald ins Grab zu legen.

126. Auf den Cytharist.

Jahraus, jahrein reimt Cytharist
Zweihundert Vers' in einem Tage;
Doch drucken läßt er nichts. Entscheidet mir die Frage,
Ob er mehr klug, mehr unklug ist.

127. Der beste Wurf.

An ein paar Brettspieler.

Zwei Vierer wünschest du, und du verlangst zwei Einer:
Der beste Wurf im Brett bleibt darum dennoch — keiner.

128. Auf den Maler Klecks.

Mich malte Simon Klecks so treu, so meisterlich,
Daß aller Welt so gut als mir das Bildnis glich.

129. Auf einen Zweikampf.

Warum zog das erzürnte Paar,
Sistan, und wer sein Gegner war,
Die Degen? Aller Welt zum Schrecken
Sie — friedlich wieder einzustecken.

130. Auf den Ursin.

Ursin ist ärgerlich und geht mir auf die Haut,
Daß ich ihm jüngst mein Buch, den Phädon, weggenommen;
Gelesen hab' er ihn, allein noch nicht verdaut.
Ja, ja! zu stande wär' er bald damit gekommen:
Sein Windspiel oder er hat ihn schon brav gekaut.

131. Auf den Veit.

Veit ist ein witz'ger Kopf und zählet sechzig? — Nein!
Er hat noch lange hin, ein kluger Kopf zu sein.

132. Die Vorspiele der Versöhnung.

Korinne schwur, mich zu vergessen,
Und doch kann sie mich nicht vergessen.
Wo sie mich sieht, und wo sie kann,
Fängt sie auf mich zu lästern an.
Doch warum thut sie das? warum erhitzt sie sich?
Ich wette was, noch liebt sie mich.

Ich schwur, Korinnen zu vergessen,
Und doch kann ich sie nicht vergessen.
Wo ich sie seh', und wo ich kann,
Fang' ich mich zu entschuld'gen an.
Doch warum thu' ich das? und warum schweig' ich nie?
Ich wette was, noch lieb' ich sie.

133. Auf den Pfriem.

Pfriem ist nicht bloß mein Freund, er ist mein andres Ich.
Dies sagt er nicht allein, dies zeigt er meisterlich:
Er steckt in seinen Sack ein Geld, das mir gehöret,
Und thut mit Dingen groß, die ihn mein Brief gelehret.

134. Auf den Avar.

Avar stirbt und vermacht dem Hospital das Seine,
Damit sein Erbe nicht verstellte Thränen weine.

135. Seufzer eines Kranken.

Hier lieg' ich schwach und siech;
Und, ach! die liebe Sophilette
Weicht keinen Schritt von meinem Bette.
O! daß der Himmel mich
Von beiden Uebeln bald errette!

136. Auf den Laar.

Daß Laar nur müßig geh', wie kann man dieses sagen?
Hat er nicht schwer genug an seinem Wanst zu tragen?

137. Ihr Wille und sein Wille.

Er. Nein, liebe Frau, das geht nicht an;
Ich muß hier meinen Willen haben.
Sie. Und ich muß meinen haben, lieber Mann.
Er. Unmöglich!
Sie. Was? nicht meinen Willen haben?
Schon gut! so sollst du mich in Monatsfrist begraben.
Er. Den Willen kannst du haben.

138. Grabschrift der Tochter eines Freundes, die vor der Taufe starb.

Hier lieget, die Beate heißen sollte
Und lieber sein, als heißen wollte.

139. Auf den Marius.

Dem Marius war prophezeiet,
Sein Ende sei ihm nah.
Nun lebet er drauf los, verschwelgt, verspielt, verstreuet:
Sein End' ist wirklich da!

140. Auf den einäugigen Spieler Pfiff.

Indem der Spieler Pfiff — erzürnte Götter! —
Durch einen schlimmen Wurf ein Auge jüngst verlor;
„Brav, Kamerade!“ rief ein Spötter;
„Du gibst uns jedem nun ein Auge vor.“

---

141. An einen Autor.

Mit so bescheiden stolzem Wesen
Trägst du dein neustes Buch — welch ein Geschenk! — mir an.
Doch, wenn ich's nehme, grundgelehrter Mann,
Mit Gunst: muß ich es dann auch lesen?

---

142. Auf den Ley.

Der gute Mann, den Ley beiseite dort gezogen!
Was Ley ihm sagt, das ist erlogen.
Wie weiß ich das? — Ich hör' ihn freilich nicht:
Allein ich seh' doch, daß er spricht.

---

143. Die Sinngedichte über sich selbst.

Weiß uns der Leser auch für unsre Kürze Dank?
Wohl kaum. Denn Kürze ward durch Vielheit, leider! lang.

---

144. Abschied an den Leser.

Wenn du von allem dem, was diese Blätter füllt,
Mein Leser, nichts des Dankes wert gefunden,
So sei mir wenigstens für das verbunden,
Was ich zurück behielt.

Zweites Buch.

1. An den Herrn R.

Es freuet mich, mein Herr, daß Ihr ein Dichter seid.
Doch seid Ihr sonst nichts mehr, mein Herr? Das ist mir leid.

2. Auf einen bekannten Dichter.

Den nennt der Dichter Mars, und die nennt er Cythere;
Hier kommen Grazien, hier Musen ihm die Quere.
Apoll, Minerva, Zeus verschönern, was er spricht;
Wen er zum Gott nicht macht, den lobt er lieber nicht.
Ihr, die ihr ihn der Welt verachtungswert gewiesen,
Trotz allen Tugenden, die er verstellt gepriesen;
Wenn er die Götter all auf fert'ger Zunge trägt,
Was wundert's euch, daß er im Herzen keinen hegt?

3. Der Zwang.

Ich habe keinen Stoff zum Lachen
Und soll ein Sinngedichte machen.
Doch wahrlich, Stoffs genug zum Lachen:
Ich soll ein Sinngedichte machen.

4. Auf das Heldengedicht „Hermann".

Dem Dichter, welcher uns den Hermann hergesungen,
Ist wahrlich, G** sagt's, ein Meisterstück gelungen.
Und ich, ich sag' es auch. Wir müssen es verstehn.
Nur wünscht' ich vom Geschick, noch eins von ihm zu sehn.
Und was? Ein Trauerspiel. Ein Trauerspiel? Wovon?
Wenn mein Rat etwas gilt, so sei's vom Phaeton.

5. Gespräch.

X. Soll ich vergebens flehn
Und keinen Brief von dir in Versen sehn?
Du schenkst ja wohl an Schlechtre deine Lieder.
L. Nun wohl, das nächstemal will ich in Versen schreiben.
X. Topp! und ich schreibe dir gewiß in Versen wieder.
L. So? Großen Dank! Nun lass' ich's bleiben.

6. Turan.

Die Knabenliebe log dem redlichen Turan
Der ungerechte Pöbel an.
Die Lügen zu bestrafen,
Was konnt' er anders thun, als bei der Schwester schlafen?

---

7. Sextor.

Sagt nicht, daß seiner Frau, dem Inventar der Zeit,
Sextor den Tod gewünscht. Was sonst? Die Ewigkeit.

---

8. Auf den Dorilas.

Sagt nicht, daß Dorilas sich schämt, mit mir zu gehen.
Sein Rock ist's, der sich schämt, bei meinem sich zu sehen.

---

9. Auf die Thestylis.

Die schiele Thestylis hat Augen in dem Kopfe,
So hat ein Luchs sie nicht.
Glaubt ihr, sie sieht euch ins Gesicht,
So sieht sie nach dem Hosenknopfe.

---

10. Auf den Sophron.

Damit er einst was kann von seinen Eltern erben,
So lassen sie ihn jetzt vor Hunger weislich sterben.

---

11. Nachahmung des 84sten Sinngedichts im dritten Buche des Martial.

Was macht dein Weib? Das heißt im mystischen Verstand,
Wenn man es Staxen fragt: Stax, was macht deine Hand?

---

12. Auf das Gedicht „die Sündflut“.

Durch den ersten Regenbogen
Sprach der Mund, der nie gelogen:
Keine Sündflut komme mehr
Ueber Welt und Menschen her.

Die ihr dies Versprechen höret,
Menschen, sündigt ungestöret!

Kommt die zweite Sündflut schon,
Sie trifft nur den Helikon.

13. Auf den Urban.

Er widersprach . . Was kann an ihm gemeiner sein?
Und widerlegte nicht . . Auch das ist ihm gemein.

14. Charlotte.

Die jüngst ließ ihren guten Mann begraben,
Charlotte wünscht, statt seiner, mich zu haben.
Gewiß, Charlott' ist klug.
Wir haben uns vordem schon oft gesehen,
Drum glaub' ich wohl, die Sache möchte gehen,
Wär' ich nur dumm genug.

15. Auf den Herrn M**, den Erfinder der Quadratur des Zirkels.

Der mathemat'sche Theolog,
Der sich und andre nie betrog,
Saß zwischen zweimal zweien Wänden,
Mit archimed'scher Düsternheit,
Und hatte . . welche Kleinigkeit!
Des Zirkels Vierung unter Händen.
Kühn schmäht er auf das $x + z$
(Denn was ist leichter, als geschmäht?),
Als ihn der Hochmut sacht und sachte
Bei seinen Zahlen drehend machte.
So wie auf einem Fuß der Bube
Sich dreht, und dreht sich endlich dumm,
So ging die tetragon'sche Stube
Und Stuhl und Tisch mit ihm herum.
O Wunder, schrie er, o Natur!
Da hab' ich sie, des Zirkels Quadratur.

16. Auf einen elenden komischen Dichter.

Ein elend jämmerliches Spiel
Schrieb Koromandels stumpfer Kiel,
Als er in der Entzückung dachte,
Daß er wohl Plautus schamrot machte,

Und daß kein Moliër'
Ihm zu vergleichen wär'.
Er, der sie beide kennt,
Wie ich den großen Mogul kenne,
Und sie zu kennen brennt,
So wie ich ihn zu kennen brenne.
Er, der der Feinheit keuscher Ohren,
Dem Witz, den Regeln, dem Verstand
Den lächerlichsten Krieg geschworen,
Der je im Reich der Sittenlehr' entstand:
Für ihn ein unentdecktes Land!
Doch muß ich, kritisch zu verfahren,
Dem Leser treulich offenbaren,
Daß ich an seinem Stücke
Auch etwas Treffliches erblicke.
Und was? . . Er macht damit, trotz einem kom'schen Werke
Voll ungeborgter Stärke,
Den dümmsten Witzling in der Welt,
Den je ein Schauplatz vorgestellt,
Unnachzuahmend lächerlich.
Und wen denn? Welche Frage! Sich.

17. Auf.... Voltaire.

Dem schlauesten Hebräer in B**,
Dem kein Betrug zu schwer, kein Kniff zu schimpflich schien,
Dem Juden, der im Lügen,
Im Schachern und Betrügen,
Trotz Galgen und Gefahr,
Mehr als ein Jude war,
Dem Helden in der Kunst, zu prellen,
Kam's ein . . . Was gibt der Geiz nicht seinen Sklaven ein!
Von Frankreichs Witzigen den Witzigsten zu schnellen.
Wer kann das sonst als . . . . sein?
Recht, V** war's, der von dem schrecklichen Oedip
Den saubern Witz bis zu Montperniaden trieb.
Schon war die Schlinge schlau geschlungen,
Schon war sein Fuß dem Unglück wankend nah,
Schon schien die List dem Juden als gelungen,
Als der Betrüger schnell sich selbst gefangen sah.
Sagt, Musen, welcher Gott stand hier dem Dichter bei
Und wies ihm unverhüllt verhüllte Schelmerei?

Wer sonst, als der fürs Geld den frommen Thor betrog,
Wenn er vom Dreifuß selbst Orakelsprüche log?
Er, der Betrug und List aus eigner Uebung kennet,
Durch den V** gebrannt und jeder Dichter brennet.
Ja, ja, du wachtest selbst für deinen braven Sohn,
Apoll, und Spott und Reu' ward seines Feindes Lohn.
Du selbst . . doch, wackrer Gott, dich aus dem Spiel zu lassen,
Und kurz und gut den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr V** war ein größrer Schelm als er.

---

18. Auf . . . .

„O, käm' der große Geist bald in dies rauhe Land,
Wohin aus Frankreichs Rom mich Nasos Glück verbannt,
So wär' doch einer hier noch außer mir zu finden,
In dessen Munde sich Geschmack und Witz verbinden.
Komm Voltair'!" . . A** gnug! Der Himmel hört dein Flehn.
Er kömmt und läßt sogleich des Geistes Proben sehn.
„Was?" ruft er; „A** hier? Wenn mich der König liebt,
So weiß ich, daß er stracks dem Schurken Abschied gibt."

---

19. Auf des Herrn K** Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte.

K** unternimmt ein schwer Geschäfte,
Der Welt zum Unterricht.
Er schätzet die lebend'gen Kräfte,
Nur seine schätzt er nicht.

---

20. Auf Rabeners Tod,

als nach welchem erst seine übrigen Schriften an das Licht kommen sollten.

Der Steuerrat tritt ab, dem Satyr Platz zu machen;
Es weine, wer da will; ich spitze mich auf Lachen.

---

21. Auf den Streit des Herrn Bosens mit den wittenbergischen Theologen.

Er hat den Papst gelobt, und wir, zu Luthers Ehre,
Wir sollten ihn nicht schelten?

Den Papst, den Papst gelobt? Wenn's noch der Teufel wäre,
So ließen wir es gelten.

22. Die große Welt.

Die Wage gleicht der großen Welt:
Das Leichte steigt, das Schwere fällt.

23. Unter das Bildnis des Königs von Preußen.

Wer kennt ihn nicht?
Die hohe Miene spricht
Dem Denkenden. Der Denkende allein
Kann Philosoph, kann Held, kann beides sein.

24. Doppelter Nutzen einer Frau.

Zweimal taugt eine Frau — für die mich Gott bewahre! —
Einmal im Hochzeitbett und einmal auf der Bahre.

25. Nutzen eines fernen Gartens.

A. Was nutzt dir nun dein ferner Garten? He?
B. Daß ich dich dort nicht seh'!

26. Der Blinde.

Niemanden kann ich sehn, auch mich sieht niemand an:
Wie viele Blinde seh' ich, armer blinder Mann.

27. Auf ein Karussell.

Freund, gestern war ich — wo? — Wo alle Menschen waren.
Da sah ich für mein bares Geld
So manchen Prinz, so manchen Held,
Nach Opernart geputzt, als Führer fremder Scharen.
Da sah ich manche flinke Speere
Auf mancher zugerittnen Mähre
Durch eben nicht den kleinsten Ring,
Der unter tausend Sonnen hing
(O schade, daß es Lampen waren!),
Oft, sag' ich, durch den Ring,

Und öfter noch daneben fahren.
Da sah ich — ach, was sah ich nicht,
Da sah ich, daß beim Licht
Krystalle Diamanten waren;
Da sah ich, ach, du glaubst es nicht,
Wie viele Wunder ich gesehen!
Was war nicht prächtig, groß und königlich?
Kurz, dir die Wahrheit zu gestehen,
Mein halber Thaler dauert mich.

---

28. Der Arme.

Sollt' einen Armen wohl des Todes Furcht entfärben?
Der Arme lebet nicht: so kann er auch nicht sterben.

---

29. Kunz und Hinz.

Gevatter Hinz, rief Kunz, was trinken wir?
Zuerst Wein oder Bier?
Gevatter, sagte Hinz, Gevatter, folge mir,
Erst Wein und dann — kein Bier.

---

30. Auf einen Sechzigjährigen.

Wer sechzig Jahr gelebt und noch
Des Lebens sich nicht kann begeben,
Dem wünsch' ich, — wünscht er's selber doch —
Bis zu der Kinder Spott zu leben.

---

31. An den Dümm.

Wie, Eselsohren, Dümm, hätt' ich dir beigelegt?
Gewiß nicht! Ohren nur, so wie sie Midas trägt.

---

32. Warum ich wieder Epigramme mache.

Daß ich mit Epigrammen wieder spiele,
Ich, armer Willebald,
Das macht, wie ich an mehrerm fühle,
Das macht, ich werde alt.

---

33. Ueber das Bildnis eines Freundes.

Der mir gefällt,
Gefiel er minder gleich der Welt.

---

34. In ein Stammbuch,

in welchem die bereits Verstorbenen mit einem † bezeichnet waren.

Hier will ich liegen! denn hier bekomm' ich doch,
Wenn keinen Leichenstein, ein Kreuzchen noch.

---

35. Auf die Katze des Petrarch.

Nach dem Lateinischen des Antonio Querci, in den Inscriptionibus agri Patavini.

Warum der Dichter Hadrian
Die Katzen so besonders leiden kann?
Das läßt sich leicht ermessen!
Daß seine Verse nicht die Mäuse fressen.

---

36. Grabschrift auf Voltaire.

Hier liegt — wenn man euch glauben wollte,
Ihr frommen Herrn! — der längst hier liegen sollte.
Der liebe Gott verzeih aus Gnade
Ihm seine Henriade
Und seine Trauerspiele
Und seiner Verschen viele;
Denn, was er sonst ans Licht gebracht,
Das hat er ziemlich gut gemacht.

---

37. Die Verleumdung.

Du nennst mich vom gestrigen Rausche noch trunken?
Vom gestrigen Rausche? Das spricht
Ein — — Fasse dich, schimpfe nur nicht!
Ich weiß wohl, du hast bis am Morgen getrunken.

---

38. In ein Stammbuch.

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden wert;
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

---

39. Lobspruch des schönen Geschlechts.

Wir Männer stecken voller Mängel;
Es leugne, wer es will!
Die Weiber gegen uns sind Engel.
Nur taugen, wie ein Kenner will,
Drei kleine Stück' — und die sind zu erraten —
An diesen Engeln nicht gar viel:
Gedanken, Wort' und Thaten.

---

40. Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnon, des ersten Feldherrn der Griechen, spielte.

1.

Vorstellen und auch sein
Kann Ferdinand allein.

2.

Stax spricht: Er spielt ihn schlecht!
Auch das wär' recht;
Denn seine eigne Rollen
Muß man nicht spielen wollen.

3.

Mit Gunst!
Als Ekhof so den Agamemnon spielte,
Das, das war Kunst.
Daß aber Ferdinand sich selber spielte,
Hm! was für Kunst!

---

41. In eines Schauspielers Stammbuch.

Kunst und Natur
Sei auf der Bühne eines nur;
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.

---

42. In ein Stammbuch.

Ein Kirchhof ist,
Mein frommer Christ,
Dies Büchelein,
Wo bald kann sein

Dein Leichenstein
Ein Kreuzelein.

---

43. Sittensprüche.

Man würze, wie man will, mit Widerspruch die Rede,
Wird Würze nur nicht Kost, und Widerspruch nicht Fehde.

Bav selbst hat manchen guten Schauer,
Wär' Eselstrab auch nur von Dauer.

---

44. In ein Stammbuch, dessen Besitzer versicherte, daß sein Freund ohne Mängel und sein Mädchen ein Engel sei.

Trau keinem Freunde sonder Mängel
Und lieb' ein Mädchen, keinen Engel.

---

45. An (Julius Heinrich) Saal.

An dir, mein Saal, als Freund und Richter
Lob' ich Geschmack und Redlichkeit,
Bekennst du von mir ungescheut:
Ich sei ein beßrer Freund als Dichter.

---

46. In Friedrich Ludwig Schröders Stammbuch.

Daß Beifall dich nicht stolz, nicht Tadel furchtsam mache!
Des Künstlers Schätzung ist nicht jedes Fühlers Sache!
Denn auch den Blinden brennt das Licht,
Und wer dich fühlte, Freund, verstand dich darum nicht.

---

47. Grabschrift auf Kleist.

O Kleist! dein Denkmal dieser Stein?
Du wirst des Steines Denkmal sein.

---

48. Auf Wittenberg und Dusch.

Wie Ast und Busch,
So Wittenberg und Dusch.
Wie Ries' und Zwerg,
So Dusch und Wittenberg.

---

49. Antwort auf die Frage: Wer ist der große Duns?

Der Mann in — —, welchen Gott
Nicht schuf zum Dichter und Kunstrichter,
Der, dümmer als ein Hottentott,
Sagt, er und S** wären Dichter;
Der Philipp Zesen unsrer Zeit;
Der Büttel der Sprachreinigkeit
In Ober- und in Niedersachsen,
Der alle Worte Lands verweist,
Die nicht auf deutschem Boden wachsen;
Der große Mann, der, stark von Leib,
Ein kleines artigs freundlichs Weib
Kalt, wie er denkt und schreibt, umarmt,
Das aber seiner sich erbarmt
Und gleicher Meinung ist und bleibt
Und wider ihn nicht denkt, nicht schreibt,
Weil es den Zank der Ehe scheut
Und lieber aus Gefälligkeit
Sich an des Manns Gedanken bindet;
Der Mann, der unter uns
Viel große Geister findet,
Der ist der große Duns!

---

50. Auf Gottsched.

Kurzsichtiger! der Neid hat dein Gesicht vergället,
Du siehest Hallern schwarz, gebrochen und verstellet;
Mach deinen matten Witz, dein wenig Wissen, Flegel,
Dies nicht zur Deutlichkeit, den nicht zur Schreibart Regel.

---

51. Auf eine Dissertation des Magisters Weiß:

„Abraham und Logikus."

1.

O Neid, dies Werk wirst du verschonen müssen,
Mit Tantum abest fängt es an;
Nur eines fehlet noch daran,
Mit parum adest sollt' es schließen.

2.

Die Logik Abrahams? Wer hätte das gedacht?
Vielleicht daß Weiß sich bald an Sarens Physik macht.

---

52. Auf Herrn von D**.

Am Körper klein, am Geiste noch viel kleiner,
Schämst du des Salzes dich, drum schämt das Salz sich deiner.

---

53. Auf das Alter.

Dem Alter nicht, der Jugend sei's geklagt,
Wenn uns das Alter nicht behagt.

---

54. Improvisierte Grabschrift auf einen Gehenkten.

Hier ruht er, wenn der Wind nicht weht!

---

55. Schoenaich = „Ach! ein Ochs".*)

Der du aus Haller Rellah machst,
Bei Gnissel, Sov, Suilim lachst,
Hör gleichen Witz mit mehr Verstand,
Der „Ach! ein Ochs" in „Schoenaich" fand.

---

*) Mit der Bemerkung: „Sinngedicht, das man Herrn Lessing zuschreibt."
A. d. H.

Epigrammata.

Ad Turanium.

Viventi decus atque sentienti,
Turani, tibi quod dedere amici,
Rarus post cineres habet poeta,
Nec tu post cineres habebis ipse.

In Aristum.

Nescio, dum dicit, multum, mentitur Aristus.
Qui nescit multum, paucula scire potest.

Ad Gelliam.

Vota tui breviter si, Gellia, noscere vatis,
Dignorum juvenum publica cura, cupis:
Spernit opes regum, regum quoque spernit honores;
Esse suus primum, tunc petit esse tuus.

Ad Pompillam.

Vir fovet amplexu, nec tu prohibebis? amicas.
„Hunc ego? qui nobis jura dedit paria."
Ast velit amplexu quis te, Pompilla, fovere?
Sic vir jura dedit, nec dedit illa simul.

Ad Amicum.

Laetus es et pauper: sciat hoc fortuna caveto,
Ne te felicem jam putet esse nimis.

Ad Ponticum.

Qua tua fronte legam, mi Pontice, carmina, quaeris?
Num, precor, illa legam, Pontice, quaere prius.

Ad **.

Abs te cum laudor, tibi cur laudatur et Aldus?
Dicam, te laudis poenituisse meae?

In Albam.

Alba mihi semper narrat sua somnia mane.
Alba sibi dormit: somniat Alba mihi.

Ad Priscum.

Commendare tuum dum vis mihi carmine munus,
Carmen commendas munere, Prisce, mihi.

In Paulum.

Carmina tentemus: num quid tentare nocebit?
Paulus ait. Tenta! nil nisi fama perit.

Ad Caecilianum.

Garrula fama refert te, Caeciliane, disertum,
Nec minus esse pium, garrula fama refert.
Nil video cur haec credamus, Caeciliane.
Credo tamen: verum fama referre solet.

Ad Olum.

In prece qui multus nimiusque est, otia dum sunt,
Ille malas horas collocat, Ole, bene.
In prece qui multus nimiusque est, otia nec sunt,
Ille bonas horas collocat, Ole, male.

Ad Naevolam.

Vis fieri sanus? Mentiris, Naevola; non vis.
Nam fieri si vis, quid tibi cum Medico?

Ad Sosibianum.

Sosibiane, rogas, prodat Galathea quot annos?
Annos quot prodat nocte? diene rogas?

Ad Tuccam ludimagistrum.

Dic mihi, quis furor est ludo spectante cacare?
Num gravitatem aliter frontis habere nequis?

Ad eundem.

Quid te, Tucca, juvat gravitatem fingere vultu,
Ridetur gravitas si gravitate tua?

In Canem.

Nonne Canis germana Cani appellatur amica?
Cur ergo incestus insimulare Canem?

Ad Posthumum.

Quis melos auditu redimat, dic, Posthume, sodes.
Qui famam redimit, Posthume, morte sua.

Ad Neaeram.

Te tam deformem qui pinxit, pulchra Neaera,
Blanditus Veneri, pulchra Neaera, fuit.

In Armillum.

Cui dedit, haud dedit Armillus, qui munera egeno
Non sine teste dedit. Cui dedit ergo? Sibi.

Ad Murlam.

Desine, Murla monet, nunc desine scribere nugas.
Tu legere ast nugas desine, Murla, prior.

Lieder.

Erstes Buch.

1. An die Leier.

Töne, frohe Leier,
Töne Lust und Wein!
Töne, sanfte Leier,
Töne Liebe drein!

Wilde Krieger singen,
Haß und Rach' und Blut
In die Laute singen,
Ist nicht Lust, ist Wut.

Zwar der Heldensänger
Sammelt Lorbeern ein;
Ihn verehrt man länger;
Lebt er länger? Nein.

Er vergräbt im Leben
Sich in Tiefsinn ein:
Um erst dann zu leben,
Wann er Staub wird sein.

Lobt sein göttlich Feuer,
Zeit und Afterzeit!
Und an meiner Leier
Lobt die Fröhlichkeit.

2. Die Namen.

Ich fragte meine Schöne:
Wie soll mein Lied dich nennen?
Soll dich als Dorimene,
Als Galathee, als Chloris,

Als Lesbia, als Doris
Die Welt der Enkel kennen?
Ach! Namen sind nur Töne,
Sprach meine holde Schöne.
Wähl' selbst. Du kannst mich Doris
Und Galathee und Chloris
Und — wie du willst, mich nennen;
Nur nenne mich die deine.

---

3. Die Küsse.

Ein Küßchen, das ein Kind mir schenket,
Das mit dem Küssen nur noch spielt
Und bei dem Küssen noch nichts denket,
Das ist ein Kuß, den man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Das ist ein Gruß, der eigentlich
Zum wahren Küssen nicht gehöret!
Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet,
Ein wohlgemeinter Segenskuß,
Wenn er sein Söhnchen lobt und liebet,
Ist etwas, das ich ehren muß.

Ein Kuß von meiner Schwester Liebe
Steht mir als Kuß nur so weit an,
Als ich dabei mit heißerm Triebe
An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Den kein Verräter sehen muß,
Und der dem Kuß der Tauben gleichet:
Ja, so ein Kuß, das ist ein Kuß.

---

4. Die Gewißheit.

Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freilich nicht:
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daß ich morgen trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß.

---

5. Die Betrübnis.

Der Dichter und sein Freund.

Der Freund: Freund! welches Unglück, welche Reue
Macht dir so bittern Schmerz?
Der Dichter: Ach, Freund! sie flieht, die Ungetreue!
Und sie besaß mein Herz.
Der Freund: Um eine Falsche dich betrüben?
Du bist ja klug genug.
Der Dichter: O, schweig! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe klug.

---

6. Antwort eines trunknen Dichters.

Ein trunkner Dichter leerte
Sein Glas auf jeden Zug;
Ihn warnte sein Gefährte:
Hör' auf! du hast genug.

Bereit, vom Stuhl zu sinken,
Sprach der: Du bist nicht klug;
Zuviel kann man wohl trinken,
Doch nie trinkt man genug.

---

7. Das aufgehobene Gebot.

Elise: Siehst du Wein im Glase blinken,
Lerne von mir deine Pflicht:
Trinken kannst du, du kannst trinken;
Doch betrinke dich nur nicht.

Lysias: Wallt dein Blut von Jugendtrieben,
Lerne von mir deine Pflicht:
Lieben kannst du, du kannst lieben;
Doch verliebe dich nur nicht.

Elise: Bruder! ich mich nicht verlieben?
Lysias: Schwester! ich mich nicht betrinken?
Elise: Wie verlangst du das von mir?
Lysias: Wie verlangst du das von mir?
Elise: Lieber mag ich gar nicht lieben.
Lysias: Lieber mag ich gar nicht trinken.
Beide: Geh nur, ich erlaub' es dir.

---

8. Die Beredsamkeit.

Freunde, Wasser machet stumm;
Lernet dieses an den Fischen.
Doch beim Weine kehrt sich's um;
Dieses lernt an unsern Tischen.
Was für Redner sind wir nicht,
Wenn der Rheinwein aus uns spricht!
Wir ermahnen, streiten, lehren;
Keiner will den andern hören.

---

9. Die Haushaltung.

Zankst du schon wieder? sprach Hans Lau
Zu seiner lieben Ehefrau.
„Versoffner, unverschämter Mann“ — — —
Geduld, mein Kind, ich zieh' mich an — —
„Wo nun schon wieder hin?“ Zu Weine.
Zank' du alleine.

„Du gehst? — — Verdammtes Kaffeehaus!
Ja! blieb' er nur die Nacht nicht aus.
Gott! ich soll so verlassen sein? —
Wer pocht? — — Herr Nachbar? — — nur herein!
Mein böser Teufel ist zu Weine:
Wir sind alleine.“

---

10. Der Regen.

Der Regen hält noch immer an!
So klagt der arme Bauersmann;
Doch eher stimm' ich nicht mit ein,
Es regne denn in meinen Wein.

---

11. Die Stärke des Weins.

Wein ist stärker als das Wasser:
Dies gestehn auch seine Hasser.
Wasser reißt wohl Eichen um
Und hat Häuser umgerissen:
Und ihr wundert euch darum,
Daß der Wein mich umgerissen?

---

12. Der Sonderling.

Sobald der Mensch sich kennt,
Sieht er, er sei ein Narr;
Und gleichwohl zürnt der Narr,
Wenn man ihn also nennt.

Sobald der Mensch sich kennt,
Sieht er, er sei nicht klug;
Doch ist's ihm lieb genug,
Wenn man ihn weise nennt.

Ein jeder, der mich kennt,
Spricht: welcher Sonderling!
Nur diesem ist's ein Ding,
Wie ihn die Welt auch nennt.

---

13. Der alte und der junge Wein.

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken;
Drum mag der junge Wein
Für euch, ihr Alten, sein.

Der Jüngling trinkt, sich alt und klug zu trinken;
Drum muß der alte Wein
Für mich, den Jüngling, sein.

---

14. Die Türken.

Die Türken haben schöne Töchter,
Und diese scharfe Keuschheitswächter;
Wer will, kann mehr als eine frei'n:
Ich möchte schon ein Türke sein.

Wie wollt' ich mich der Lieb' ergeben!
Wie wollt' ich liebend ruhig leben,
Und ... doch sie trinken keinen Wein;
Nein, nein, ich mag kein Türke sein.

---

15. Alexander.

Der Weise sprach zu Alexandern:
„Dort, wo die lichten Welten wandern,
Ist manches Volk, ist manche Stadt.“

Was thut der Mann von tausend Siegen?
Die Memme weint, daß, dort zu kriegen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Ist's wahr, was ihn der Weise lehret,
Und finden, was zur Welt gehöret,
Daselbst auch Wein und Mädchen statt:
So lasset, Brüder, Thränen fließen,
Daß, dort zu trinken und zu küssen,
Der Himmel keine Brücken hat.

---

16. Die Schöne von hinten.

Sieh, Freund! sieh da! was geht doch immer
Dort für ein reizend Frauenzimmer?
Der neuen Tracht Vollkommenheit,
Der engen Schritte Nettigkeit,
Die bei der kleinsten Hindrung stocken,
Der weiße Hals voll schwarzer Locken,
Der wohlgewachsne, schlanke Leib
Verrät ein junges, art'ges Weib.
Komm, Freund! komm, laß uns schneller gehen,
Damit wir sie von vorne sehen.
Es muß, trügt nicht der hintre Schein,
Die Venus oder Phyllis sein.
Komm, eile doch! — O welches Glücke!
Jetzt sieht sie ungefähr zurücke.
Was war's, das mich entzückt gemacht?
Ein altes Weib in junger Tracht.

---

17. An eine kleine Schöne.

Kleine Schöne, küsse mich!
Kleine Schöne, schämst du dich?
Küsse geben, Küsse nehmen,
Darf dich jetzo nicht beschämen.
Küsse mich noch hundertmal!
Küss' und merk' der Küsse Zahl.
Ich will dir, bei meinem Leben!
Alle zehnfach wiedergeben,
Wenn der Kuß kein Scherz mehr ist
Und du zehn Jahr älter bist.

---

18. Nach der 15. Ode Anakreons*).

Was frag' ich nach dem Großsultan
Und Mahomets Gesetzen?
Was geht der Perser Schach mich an
Mit allen seinen Schätzen?

Was sorg' ich ihrer Kriegesart
Und ihrer Treffen halben?
Kann ich nur meinen lieben Bart
Mit Spezereien salben;

Kann ich nur mein gesalbtes Haupt
Mit Rosen stolz umschließen,
Und wenn mir sie ein Mädchen raubt,
Das Mädchen strafend küssen.

Ein Thor sorgt für die künft'ge Zeit;
Für heute will ich sorgen.
Wer kennt mit weiser Gründlichkeit
Den ungewissen Morgen?

Was soll ich hier, so lang ich bin,
Mich um die Zukunft kränken?
Ich will mit kummerlosem Sinn
Auf Wein und Liebe denken.

Denn plötzlich steht er da und spricht,
Der grimme Tod: „Von dannen!
Du trinkst, du küssest länger nicht!
Trink aus! küss' aus! Von dannen!"

---

19. Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben,
O Adam, welche Lüsternheit!
Statt deiner hätt' ich sollen leben,
So wär' das Paradies noch heut. —

---

*) Alle Drucke nach 1751 haben den Druckfehler „10". Die obenstehende Ode umschreibt Anakreons 15. Ode:

Οὔ μοι μέλει τὰ Γύγεω,
Τοῦ Σάρδεων ἄνακτος κτλ.

Vgl. C. Chr. Redlichs „Lessing-Bibliothek" in G. Hempels Lessing-Ausgabe Th. XIX, S. 677. A. d. H.

Wie aber, wenn alsdann die Traube
Die Probefrucht gewesen wär'?
Wie da, mein Freund? — Ei nun, ich glaube —
Das Paradies wär' auch nicht mehr.

---

20. Die Gespenster.

Der Alte: O Jüngling! sei so ruchlos nicht
Und leugne die Gespenster.
Ich selbst sah eins beim Mondenlicht
Aus meinem Kammerfenster,
Das saß auf einem Leichenstein:
Drum müssen wohl Gespenster sein.

Der Jüngling: Ich wende nichts dawider ein;
Es müssen wohl Gespenster sein.

Der Alte: Als meiner Schwester Sohn verschied
(Das sind nunmehr zehn Jahre!),
Sah seine Magd, die trefflich sieht,
Des Abends eine Bahre
Und oben drauf ein Totenbein:
Drum müssen wohl Gespenster sein.

Der Jüngling: Ich wende nichts dawider ein;
Es müssen wohl Gespenster sein.

Der Alte: Und als mein Freund im Treffen blieb,
Das Frankreich jüngst verloren,
Hört' seine Frau, wie sie mir schrieb,
Mit ihren eignen Ohren
Zu Mitternacht drei Eulen schrein:
Drum müssen wohl Gespenster sein.

Der Jüngling: Ich wende nichts dawider ein;
Es müssen wohl Gespenster sein.

Der Alte: In meinem Keller selbst geht's um.
Ich hör' oft ein Gesause;
Doch werden die Gespenster stumm,
Ist nur mein Sohn zu Hause.
Denk' nur, sie saufen meinen Wein:
Das müssen wohl Gespenster sein.

Der Jüngling: Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünscht' ich, eins davon zu sein.

Der Alte: Auch weiß ich nicht, was manche Nacht
In meiner Tochter Kammer
Sein Wesen hat, bald seufzt, bald lacht;
Oft bringt mir's Angst und Jammer.
Ich weiß, das Mädchen schläft allein:
Drum müssen es Gespenster sein.

Der Jüngling: Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünscht' ich, ihr Gespenst zu sein.

---

21. Der trunkne Dichter lobt den Wein.

Mit Ehren, Wein, von dir bemeistert
Und deinem flüss'gen Feu'r begeistert,
Stimm' ich zum Danke, wenn ich kann,
Ein dir geheiligt Loblied an.

Doch wie? in was für kühnen Weisen
Werd' ich, o Göttertrank, dich preisen?
Dein Ruhm, hör' ihn summarisch an,
Ist, daß ich ihn nicht singen kann.

---

22. Lob der Faulheit.

Faulheit, jetzo will ich dir
Auch ein kleines Loblied bringen. —
O .. wie .. sau .. er .. wird es mir, ..
Dich .. nach Würden .. zu besingen!
Doch, ich will mein Bestes thun;
Nach der Arbeit ist gut ruhn.

Höchstes Gut! wer dich nur hat,
Dessen ungestörtes Leben — —
Ach! .. ich .. gähn' .. ich .. werde matt ..
Nun .. so .. magst du .. mir's vergeben,
Daß ich dich nicht singen kann;
Du verhinderst mich ja dran.

---

23. Die Faulheit.

Fleiß und Arbeit lob' ich nicht.
Fleiß und Arbeit lob' ein Bauer.

Ja, der Bauer selber spricht,
Fleiß und Arbeit wird ihm sauer.
Faul zu sein, sei meine Pflicht;
Diese Pflicht ermüdet nicht.

Bruder, laß das Buch voll Staub.
Willst du länger mit ihm wachen?
Morgen bist du selber Staub!
Laß uns faul in allen Sachen,
Nur nicht faul zu Lieb' und Wein,
Nur nicht faul zur Faulheit sein.

---

24. Die Planetenbewohner.

Mit süßen Grillen sich ergötzen,
Einwohner in Planeten setzen,
Eh man aus sichern Gründen schließt,
Daß Wein in den Planeten ist:
Das heißt zu früh bevölkern.

Freund, bringe nur zuerst aufs Reine,
Daß in den neuen Welten Weine,
Wie in der, die wir kennen, sind:
Und glaube mir, dann kann ein Kind
Auf seine Trinker schließen.

---

25. Der Geschmack der Alten.

Ob wir, wir Neuern, vor den Alten
Den Vorzug des Geschmacks erhalten,
Was lest ihr darum vieles nach,
Was der und jener Franze sprach?
Die Franzen sind die Leute nicht,
Aus welchen ein Orakel spricht.

Ich will ein neues Urteil wagen.
Geschmack und Witz, es frei zu sagen,
War bei den Alten allgemein.
Warum? sie tranken alle Wein.
Doch ihr Geschmack war noch nicht fein;
Warum? sie mischten Wasser drein.

---

26. Die lügenhafte Phyllis.

Mein Damon spricht:
Kind, lüge nicht!
Sonst werd' ich strafen müssen
Und dich zur Strafe küssen.
Er droht mir, sieht verdrießlich aus
Und strafet mich schon im voraus.

Sonst log ich nicht.
Nur seit er spricht:
Du sollst mir fein mit Küssen
Die losen Lügen büßen,
Red' ich kein wahres Wörtchen mehr.
Nun, Schwestern, sagt, wo kömmt das her?

---

27. Die 47. Ode Anakreons.

Alter, tanze! Wenn du tanzest,
Alter, so gefällst du mir!
Jüngling, tanze! Wenn du tanzest,
Jüngling, so gefällst du mir!

Alter, tanze, trotz den Jahren!
Welche Freude, wenn es heißt:
Alter, du bist alt an Haaren,
Blühend aber ist dein Geist!

---

28. Nachahmung dieser Ode.

Jüngling, lebst du nicht in Freuden,
Jüngling, o, so hass' ich dich!
Alter, lebst du nicht in Freuden,
Alter, o, so hass' ich dich!

Jüngling, trauerst du in Jahren,
Wo die Pflicht sich freuen heißt? —
Schäme dich! so frisch an Haaren,
Jüngling, und so schwach an Geist!

---

29. Der Wunsch.

Wenn ich, Augenlust zu finden,
Unter schattig kühlen Linden

Schielend auf und nieder gehe
Und ein häßlich Mädchen sehe,
Wünsch' ich plötzlich blind zu sein.

Wenn ich, Augenlust zu finden,
Unter schattig kühlen Linden
Schielend auf und nieder gehe
Und ein schönes Mädchen sehe,
Möcht' ich lauter Auge sein.

---

30. Der größte Mann.

Laßt uns den Priester Orgon fragen:
Wer ist der größte Mann?
Mit stolzen Mienen wird er sagen:
Wer sich zum kleinsten machen kann.

Laßt uns den Dichter Kriton hören:
Wer ist der größte Mann?
Er wird es uns in Versen schwören:
Wer ohne Mühe reimen kann.

Laßt uns den Hofmann Damis fragen:
Wer ist der größte Mann?
Er bückt sich lächelnd; das will sagen:
Wer lächeln und sich bücken kann.

Wollt ihr vom Philosophen wissen,
Wer ist der größte Mann?
Aus dunkeln Reden müßt ihr schließen:
Wer ihn verstehn und grübeln kann.

Was darf ich jeden Thoren fragen:
Wer ist der größte Mann?
Ihr seht, die Thoren alle sagen:
Wer mir am nächsten kommen kann.

Wollt ihr den klügsten Thoren fragen:
Wer ist der größte Mann?
So fraget mich; ich will euch sagen:
Wer trunken sie verlachen kann.

---

31. Der Irrtum.

Den Hund im Arm, mit bloßen Brüsten,
Sah Lotte frech herab.
Wie mancher ließ sich's nicht gelüsten,
Daß er ihr Blicke gab!

Ich kam gedankenvoll gegangen
Und sahe steif heran.
Ha! denkt sie, der ist auch gefangen,
Und lacht mich schalkhaft an.

Allein, gesagt zur guten Stunde,
Die Jungfer irrt sich hier.
Ich sah nach ihrem bunten Hunde:
Es ist ein artig Tier.

---

32. An den Wein.

Wein, wenn ich dich jetzo trinke,
Wenn ich dich als Jüngling trinke,
Sollst du mich in allen Sachen
Dreist und klug, beherzt und weise,
Mir zum Nutz und dir zum Preise,
Kurz, zu einem Alten machen.

Wein, werd' ich dich künftig trinken,
Werd' ich dich als Alter trinken,
Sollst du mich geneigt zum Lachen,
Unbesorgt für Tod und Lügen,
Dir zum Ruhm, mir zum Vergnügen,
Kurz, zu einem Jüngling machen.

---

33. Phyllis an Damon.

Lehre mich, o Damon, singen,
Singen, wie du trunken singst.
Laß auch mich dir Lieder bringen,
Wie du mir begeistert bringst.
Wie du mich willst ewig singen,
Möcht' auch ich dich ewig singen.

Durch des Weines Feuerkräfte,
Nur durch sie singst du so schön.

Aber diese Göttersäfte
Darf ich schmachtend nur besehn.
Dir riet Venus, Wein zu trinken,
Mir riet sie, ihn nicht zu trinken.

Was wird nun mein Lied beleben,
Kann es dieser Trank nicht sein? —
Wie? Du willst mir Küsse geben,
Küsse, feuriger als Wein? —
Damon, ach! nach deinen Küssen
Werd' ich wohl verstummen müssen.

Zweites Buch.

1. Für wen ich singe.

Ich singe nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehn
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verstehn.

Ich singe nicht für euch, ihr Richter,
Die ihr voll spitz'ger Gründlichkeit
Ein unerträglich Joch dem Dichter
Und euch die Muster selber seid.

Ich singe nicht den kühnen Geistern,
Die nur Homer und Milton reizt;
Weil man den unerschöpften Meistern
Die Lorbeern nur umsonst begeizt.

Ich singe nicht, durch Stolz gedrungen,
Für dich, mein deutsches Vaterland.
Ich fürchte jene Lästerzungen,
Die dich bis an den Pol verbannt.

Ich singe nicht für fremde Reiche.
Wie käm' mir solch ein Ehrgeiz ein?
Das sind verwegne Autorstreiche.
Ich mag nicht übersetzet sein.

Ich singe nicht für fromme Schwestern,
Die nie der Liebe Reiz gewinnt,

Die, wenn wir munter singen, lästern,
Daß wir nicht alle Schmolken sind.

Ich singe nur für euch, ihr Brüder,
Die ihr den Wein erhebt wie ich.
Für euch, für euch sind meine Lieder.
Singt ihr sie nach: o Glück für mich!

Ich singe nur für meine Schöne,
O muntre Phyllis, nur für dich.
Für dich, für dich sind meine Töne.
Stehn sie dir an, so küsse mich.

---

2. Die schlafende Laura.

Nachlässig hingestreckt,
Die Brust mit Flor bedeckt,
Der jedem Lüftchen wich,
Das säuselnd ihn durchstrich,
Ließ unter jenen Linden
Mein Glück mich Lauren finden.
Sie schlief, und weit und breit
Schlug jede Blum' ihr Haupt zur Erden,
Aus mißvergnügter Traurigkeit,
Von Lauren nicht gesehn zu werden.
Sie schlief, und weit und breit
Erschallten keine Nachtigallen,
Aus weiser Furchtsamkeit,
Ihr minder zu gefallen,
Als ihr der Schlaf gefiel,
Als ihr der Traum gefiel,
Den sie vielleicht jetzt träumte,
Von dem, ich hoff' es, träumte,
Der staunend bei ihr stand
Und viel zu viel empfand,
Um deutlich zu empfinden,
Um noch es zu empfinden,
Wie viel er da empfand.
Ich ließ mich sanfte nieder,
Ich segnete, ich küßte sie,
Ich segnete und küßte wieder,
Und schnell erwachte sie.
Schnell thaten sich die Augen auf.
Die Augen? — nein, der Himmel that sich auf.

---

3. Der Donner.

Es donnert! Freunde, laßt uns trinken!
Der Frevler und der Heuchler Heer
Mag knechtisch auf die Kniee sinken.
Es donnert! — Macht die Gläser leer!
Laßt Nüchterne, laßt Weiber zagen!
Zeus ist gerecht, er straft das Meer:
Sollt' er in seinen Nektar schlagen?

---

4. Der müßige Pöbel.

Um einen Arzt und seine Bühne
Stand mit erstaunungsvoller Miene
Die leicht betrogne Menge
In lobendem Gedränge.
Ein weiser Trinker ging vorbei
Und schriee: welche Polizei!
So müßig hier zu stehen?
Kann nicht das Volk zu Weine gehen?

---

5. Die Musik.

Ein Orpheus spielte; rings um ihn,
Mit lauschendem Gedränge,
Stand die erstaunte Menge,
Durchs Ohr die Wollust einzuziehn.
Ein Trinker kam von ungefähr
Und taumelte den Weg daher.
Schnell faßt' er sich, blieb horchend stehn
Und ward entzückt und schriee: schön!
So schön, als wenn bei meinem wackern Wirte
Das helle Paßglas klirrte.

---

6. An den Horaz.

Horaz, wenn ich mein Mädchen küsse,
Entflammt von unserm Gott, dem Wein,
Dann seh' ich, ohne krit'sche Schlüsse,
Dich tiefer als zehn Bentley ein.

Dann fühl' ich sie, die süßen Küsse,
Die ein barbar'scher Biß verletzt,

Sie, welche Venus, nebst dem Bisse,
Mit ihres Nektars Fünfteil netzt.*)

Dann fühl' ich, mehr, als ich kann sagen,
Die Göttin, durch die Laura küßt,
Wie sie sich Amathunts entschlagen
Und ganz in mich gestürzet ist.**)

Sie herrscht im Herzen, sie gebietet;
Und Laure löscht die Phyllis aus.
Sie herrscht im Herzen? nein, sie wütet;
Denn Laura hält mich ab vom Schmaus.

---

7. Niklas.

Mein Esel sicherlich
Muß klüger sein als ich.
Ja, klüger muß er sein!
Er fand sich selbst in Stall hinein
Und kam doch von der Tränke.
Man denke!

---

8. Die Küsse.

Der Neid, o Kind,
Zählt unsre Küsse;
Drum küss' geschwind
Ein Tausend Küsse;
Geschwind du mich,
Geschwind ich dich!
Geschwind, geschwind,
O Laura, küsse
Manch Tausend Küsse,
Damit er sich
Verzählen müsse.

---

9. Der schwörende Liebhaber.

Ich schwör' es dir, o Laura, dich zu hassen;
Gerechten Haß schwör' ich dir zu.

---

*) — — — dulcia barbare
Laedentem oscula, quae Venus
Quincta parte sui Nectaris imbuit.

**) — — — in me tota ruens Venus
Cyprum deseruit.

Ich schwör' es allen Schönen, sie zu hassen,
Weil alle treulos sind wie du.
Ich schwör' es dir vor Amors Ohren,
Daß ich . . ach! daß ich falsch geschworen.

10. Trinklied.

Voll, voll, voll,
Freunde macht euch voll!
Wein, Wein, Wein,
Freunde, schenkt ihn ein!
Küßt, küßt, küßt!
Die euch wieder küßt!
Voll von Wein,
Voll von Liebe,
Voll von Wein und Liebe,
Freunde, voll zu sein,
Küßt und schenket ein!

11. Der Verlust.

Alles ging für mich verloren,
Als ich Sylvien verlor.
Du nur gingst nicht mit verloren,
Liebe, da ich sie verlor!

12. Der Genuß.

So bringst du mich um meine Liebe,
Unseliger Genuß? Betrübter Tag für mich!
Sie zu verlieren, — meine Liebe, —
Sie zu verlieren, wünscht' ich dich?
Nimm sie, den Wunsch so mancher Lieder,
Nimm sie zurück, die kurze Lust!
Nimm sie und gib der öden Brust,
Der ewig öden Brust die beßre Liebe wieder!

13. Das Leben.

Sechs Tage kannt' ich sie
Und liebte sie sechs Tage.
Am siebenten erblaßte sie,
Dem ersten meiner ew'gen Klage.

Noch leb' ich, zauderndes Geschick!
Ein pflanzengleiches Leben,
O Himmel, ist für den kein Glück,
Dem du Gefühl und Herz gegeben!
O, nimm dem Körper Wärm' und Blut,
Dem du die Seele schon genommen!
Hier, wo ich wein' und wo sie ruht,
Hier laß den Tod auf mich herab gebeten kommen!
Was hilft es, daß er meine Jahre
Bis zu des Nestors Alter spare?
Ich habe, trotz der grauen Haare,
Womit ich dann zur Grube fahre,
Sechs Tage nur geliebt,
Sechs Tage nur gelebt.

---

14. Die Biene.

Als Amor in den goldnen Zeiten,
Verliebt in Schäferlustbarkeiten,
Auf bunten Blumenfeldern lief,
Da stach den kleinsten von den Göttern
Ein Bienchen, das in Rosenblättern,
Wo es sonst Honig holte, schlief.

Durch diesen Stich ward Amor klüger.
Der unerschöpfliche Betrüger
Sann einer neuen Kriegslist nach:
Er lauscht' in Rosen und Violen;
Und kam ein Mädchen, sie zu holen,
Flog er als Bien' heraus und stach.

---

15. Die Liebe.

Ohne Liebe
Lebe, wer da kann.
Wenn er auch ein Mensch schon bliebe,
Bleibt er doch kein Mann.

Süße Liebe,
Mach' mein Leben süß!
Stille nie die regen Triebe
Sonder Hindernis.

Schmachten lassen
Sei der Schönen Pflicht!
Nur uns ewig schmachten lassen,
Dieses sei sie nicht.

16. Der Tod.

Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben?
Gestern bei dem Saft der Trauben
(Bildet euch mein Schrecken ein!)
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend schwang er seine Hippe,
Drohend sprach das Furchtgerippe:
Fort, du teurer Bacchusknecht!
Fort, du hast genug gezecht!

Lieber Tod, sprach ich mit Thränen,
Solltest du nach mir dich sehnen?
Sieh, da stehet Wein für dich!
Lieber Tod, verschone mich!

Lächelnd greift er nach dem Glase;
Lächelnd macht er's auf der Base,
Auf der Pest, Gesundheit leer;
Lächelnd setzt er's wieder her.

Fröhlich glaub' ich mich befreiet,
Als er schnell sein Drohn erneuet.
Narre, für dein Gläschen Wein
Denkst du, spricht er, los zu sein?

Tod, bat ich, ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediziner werden.
Laß mich! ich verspreche dir
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das ist, magst du leben,
Ruft er. Nur sei mir ergeben!
Lebe, bis du satt geküßt
Und des Trinkens müde bist.

O, wie schön klingt dies den Ohren!
Tod, du hast mich neu geboren.
Dieses Glas voll Rebensaft,
Tod, auf gute Brüderschaft!

Ewig muß ich also leben,
Ewig! denn, beim Gott der Reben!
Ewig soll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun!

17. Der Faule.

Rennt dem scheuen Glücke nach!
Freunde, rennt euch alt und schwach!
Ich nehm' teil an eurer Müh;
Die Natur gebietet sie.
Ich, damit ich auch was thu', —
Seh' euch in dem Lehnstuhl zu.

18. Der Flor.

O Reize voll Verderben!
Wir sehen euch und sterben.
O Augen, unser Grab!
O Chloris, darf ich flehen?
Dich sicher anzusehen,
Laß erst den Flor herab!

19. Die wider den Cäsar verschwornen Helden.

Cassius. Decimus. Brutus. Cimber.

Cassius: Jetzt, Helden, laßt uns rühmlich sterben,
Eh Rom noch Königsfesseln trägt.
Wer sollte nicht mit Lust verderben,
Wenn ihn der Staat mit niederschlägt?

Decimus: Ja — aber ohne Rache sterben,
Und ohne Nutz dem Vaterland — —
Freund, das heißt pöbelhaft verderben.
Und wozu hätt' ich Mut und Hand?

Cassius: O Brutus! voller tiefen Sorgen
Seh' ich dein Herz für Rom zerteilt.
O Freund! noch einen freien Morgen,
So hat die Knechtschaft uns ereilt.

Brutus: Wenn Cäsar Rom will unterdrücken,
Muß Brutus ihn zur Strafe ziehn.
Ich will den Dolch ins Herz ihm drücken:
Mit Zittern zwar, doch drück' ich ihn.

Cassius: Du? deinem Freunde? Brutus! Götter!
Rom steht, wenn Brutus Brutus ist.
Schon war ein Brutus Roms Erretter;
Komm! zeige, daß du beide bist.

Cimber: Auch ich will alles mit euch wagen;
Auch ich muß ohne König sein.
Denn könnt' ich einen Herrn ertragen,
Ertrüg' ich allererst den Wein.

---

20. Die Ente.

Ente, wahres Bild von mir,
Wahres Bild von meinen Brüdern!
Ente, jetzo schenk' ich dir
Auch ein Lied von meinen Liedern.

Oft und oft muß dich der Neid
Zechend auf dem Teiche sehen.
Oft sieht er aus Trunkenheit
Taumelnd dich in Pfützen gehen.

Auch ein Tier — — o, das ist viel!
Hält den Satz für wahr und süße,
Daß, wer glücklich leben will,
Fein das Trinken lieben müsse.

Ente, ist's nicht die Natur,
Die dich stets zum Teiche treibet?
Ja, sie ist's; drum folg' ihr nur,
Trinke, bis nichts übrig bleibet.

Ja, du trinkst und singst dazu.
Neider nennen es zwar schnadern;
Aber, Ente, ich und du
Wollen nicht um Worte hadern.

Wem mein Singen nicht gefällt,
Mag es immer Schnadern nennen;
Will uns nur die neid'sche Welt
Als versuchte Trinker kennen.

Aber, wie bedaur' ich dich,
Daß du nur mußt Wasser trinken.
Und wie glücklich schätz' ich mich,
Wenn mir Weine dafür blinken!

Armes Tier, ergib dich drein.
Laß dich nicht den Neid verführen.
Denn des Weins Gebrauch allein
Unterscheidet uns von Tieren.

In der Welt muß Ordnung sein.
Menschen sind von edlern Gaben.
Du trinkst Wasser und ich Wein:
So will es die Ordnung haben.

---

21. Die drei Reiche der Natur.

Ich trink', und trinkend fällt mir bei,
Warum Naturreich dreifach sei.
Die Tier' und Menschen trinken, lieben,
Ein jegliches nach seinen Trieben:
Delphin und Adler, Floh und Hund
Empfindet Lieb' und netzt den Mund.
Was also trinkt und lieben kann,
Wird in das erste Reich gethan.

Die Pflanze macht das zweite Reich,
Dem ersten nicht an Güte gleich:
Sie liebet nicht, doch kann sie trinken,
Wenn Wolken träufelnd niedersinken;
So trinkt die Zeder und der Klee,
Der Weinstock und die Aloe.
Drum, was nicht liebt, doch trinken kann,
Wird in das zweite Reich gethan.

Das Steinreich macht das dritte Reich;
Und hier sind Sand und Demant gleich:
Kein Stein fühlt Durst und zarte Triebe,
Er wächset ohne Trunk und Liebe.
Drum, was nicht liebt, noch trinken kann,
Wird in das letzte Reich gethan.
Denn ohne Lieb' und ohne Wein,
Sprich, Mensch, was bleibst du noch? — Ein Stein.

---

22. Das Alter.

Nach der 11. Ode Anakreons.

Euch, lose Mädchen, hör' ich sagen:
„Du bist ja alt, Anakreon.

Sieh her! du kannst den Spiegel fragen,
Sieh, deine Haare schwinden schon;
Und von den trocknen Wangen
Ist Blüt' und Reiz entflohn" . .
Wahrhaftig! ob die Wangen
Noch mit dem Lenze prangen,
Wie, oder ob den Wangen
Der kurze Lenz vergangen,
Das weiß ich nicht; doch, was ich weiß,
Will ich euch sagen: daß ein Greis,
Sein bißchen Zeit noch zu genießen,
Ein doppelt Recht hat, euch zu küssen.

---

23. An die Schwalbe.

Die 12. Ode Anakreons.

Schwatzhafteste der Schwalben, sprich,
Was thu' ich dir? wie straf' ich dich?
Soll ich dich um die Schwingen
Mit meiner Schere bringen?
Soll ich, zu deiner Pein,
Ein andrer Tereus sein?
Und willst du gern der Prokne gleichen?
Mußt du, zu frühe Schwätzerin,
Mußt du von meiner Schäferin
Mir meinen schönen Traum verscheuchen?

---

24. Die Kunstrichter und der Dichter.

Die Kunstrichter: Ihr Dichter! seid des Stoffes voll,
Den eure Muse singen soll:
Alsdann gerät das Lied euch wohl.

Der Dichter: Wohl! wohl! Ihr Herren Richter, wohl!
Seht her! ich bin des Stoffes voll,
Den meine Muse singen soll;
Ich bin, ich bin des Weines voll:
Und doch gerät kein Lied mir wohl.

Die Kunstrichter: Du bist des Stoffes allzu voll,
Den deine Muse singen soll:
Darum gerät kein Lied dir wohl.

---

25. An die Kunstrichter.

Schweigt, unberauschte, finstre Richter!
Ich trinke Wein und bin ein Dichter.
Thut mir es nach und trinket Wein,
So seht ihr meine Schönheit ein.
Sonst wahrlich, unberauschte Richter,
Sonst wahrlich seht ihr sie nicht ein!

Admoneo, ante bibas.
Jejunis nil scribo. Meum post pocula si quis
Legerit, hic sapiet.

Auson.

Drittes Buch.

1. Die verschlimmerten Zeiten.

Anakreon trank, liebte, scherzte,
Anakreon trank, spielte, herzte,
Anakreon trank, schlief und träumte,
Was sich zu Wein und Liebe reimte:
Und hieß mit Recht der Weise.

Wir Brüder trinken, lieben, scherzen,
Wir Brüder trinken, spielen, herzen,
Wir Brüder trinken, schlafen, träumen,
Wozu sich Wein und Liebe reimen:
Und heißen nicht die Weisen.

Da seht den Neid von unsern Zeiten!
Uns diesen Namen abzustreiten!
O Brüder, lernet hieraus schließen,
Daß sie sich stets verschlimmern müssen:
Sie nennen uns nicht weise!

---

2. Das Bild, an Herrn H**.

Das, Maler, ist dein Meisterstücke!
Ja, H**, ja; an Anmut reich,
Sieht dies Kind meinem Kinde gleich.
Das ist sein Haar; dies seine Blicke;
Das ist sein Mund; das ist sein Kinn.
O Freund, o laß dich's nicht verdrießen

Und sieh auf jene Seite hin:
Ich muß, ich muß das Bildchen küssen.
Wie zärtlich nimmt's den Kuß nicht an:
Nur schade, daß es ihn nicht wiedergeben kann.

---

3. Das Umwechseln.

Der Bruder: Liebe Schwester, wer ist die?
Deine Freundin? darf ich küssen?
O, wie frei, wie schön ist sie!
Liebe Schwester, darf ich küssen?

Die Schwester: Pfui! Ihr Bruder ist ja hier.
Willst du, daß er's sieht, sie küssen?
Schäm' dich! diesesmal wird dir
Wohl die Lust vergehen müssen.

Der Bruder: Schwester, geh zum Bruder hin;
Laß dich von dem Bruder küssen;
Dann, weil ich dein Bruder bin,
Darf ich seine Schwester küssen.

---

4. Der Vetter und die Muhme.

O, fluche, Freund, nicht alles Wetter
Auf deinen eigensinn'gen Vetter.
Schmält er manchmal, so laß es sein.
Er hat ja guten Wein.

Auch fluche nicht der alten Muhme.
Man muß ihr Brummen, sich zum Ruhme,
Mit stiller Sanftmut übergehn.
Die Tochter ist ja schön.

---

5. Die Mutter.

Strenge Phyllis, dich zu küssen,
Dich ein einzigmal zu küssen,
Hab' ich dich nicht bitten müssen!
Und doch darf ich dich nicht küssen.
Sagst du? „Meine Mutter spricht:
Phyllis, Tochter, küsse nicht!"
Ist es so was Böses, küssen?
Liegt kein Trieb dazu im Blut?

Doch . . weg mit den schweren Schlüssen!
Laß sie warnen! kurz und gut;
Was geht der die Mutter an,
Die selbst Mutter werden kann?

---

6. Die Antwort.

Der Nachbarin Klimene
Schrieb ich von Lieb' und Glut.
Die christlich holde Schöne
War allen Menschen gut.
Sie hat den Brief bekommen,
Voll Sehnsucht angenommen,
Geküßt und aufgemacht,
Gelesen und gelacht.
Ach Gott, das gute Kind!

Sie wird wohl wieder schreiben?
Nein: schreiben kann sie nicht.
Nur sich die Zeit vertreiben,
Ist ihre Kunst und Pflicht.
Doch ohne Trost mich lassen,
Hieß' meine Liebe hassen;
Drum kömmt sie selbst zu mir
Durch unsre Hinterthür.
Ach, gar zu gutes Kind!

---

7. Der Schlaf.

Ich trinke bis um Mitternacht.
Wenn neben mir der Geizhals wacht
Und mit bekümmertem Verlangen
Forscht, ob dem Schatze nichts entgangen,
Da trink' ich noch und freue mich,
Und trinkend, Bacchus, lob' ich dich.
Da flieht der Durst! da flieht der Kummer!
Doch wärst du nicht, du süßer Schlummer,
Wann sollt' ich wieder durstig werden?
Und würd' ich nicht mehr durstig sein,
So tränk' ich ja auch nicht mehr Wein.
O Schlaf, welch Gut bist du der Erden!

8. Der philosophische Trinker.

Mein Freund, der Narr vom philosoph'schen Orden,
Hat sich bekehrt und ist ein Trinker worden.
Er zecht mit mir und meinen Brüdern
Und fühlet schon in unsern Liedern
Mehr Weisheit, Witz und Kraft,
Als Jakob Böhm' und Newton schafft.
Doch bringt er seine spitz'gen Fragen,
Die minder, als sie sagen, sagen,
Noch dann und wann hervor
Und plagt mit Schlüssen unser Ohr.
Jüngst fragt' er mich am vollen Tische,
Warum wohl in der Welt der Fische,
In Flüssen und im Meer,
Nicht Wein statt Wassers wär'?
Ohn' Ursach, sprach er, kann nichts sein.
Die Antwort fiel mir schwer;
Ich dachte hin und her,
Doch endlich fiel mir's ein:
„Die Ursach ist leicht zu erdenken,"
Sprach ich mit aufgestemmtem Arm.
Und welche? schrie der ganze Schwarm.
„Damit, wenn Esel davon tränken,
Die Esel, nur verdammt zu Bürden,
Nicht klüger als die Menschen würden."
Die Antwort, schrie man, läßt sich hören.
Drum trinket eins der Weltweisheit zu Ehren!

---

9. Der Fehler.

Angelika ist jung und reich,
An Schönheit meiner Phyllis gleich.
Ich kann nichts Schöners nennen;
Das wissen die, die Phyllis kennen.
Sie redet ungezwungen rein;
Sie scherzt empfindlich und doch fein;
Ihr biegsam redlich Herze fühlt;
Sie tanzt, sie singt, sie spielt.
Wenn meine Phyllis untreu wird . . .
O, werde sie es nie!
Wenn sie es aber wird,
So lieb' ich keine sonst als sie.

Doch . . hab' ich's auch bedacht?
Nein, einen Fehler treff' ich an,
Der alles nichtig macht:
Sie liebet ihren Mann.

10. Phyllis lobt den Wein.

Seht, mein Damon tanzt und springet!
Seht, wie wiegt er Leib und Fuß!
Seht, mein Damon lacht und singet,
Singt von Ruhe, Wein und Kuß.
Seht, wie Mund und Augen glühn!
Wir beleben uns durch ihn.

Hört die ungezwungnen Scherze!
Hört, die Liebe scherzt durch ihn!
Wie die Dämmrung vor der Kerze,
Seht die Schwermut vor ihm fliehn,
Seht, er taumelt, wankt im Gehn,
Seht, sogar er taumelt schön.

Seht, wie locken seine Lippen!
Seht, wie glüht sein Mund so rot!
Machet mich, ihr roten Lippen,
Macht mich halb gezwungen rot!
Ja, er kömmt, er küsset mich.
O, wie feurig küßt er mich!

Wein, du Wein, hast ihn begeistert,
Du teilst ihm dein Feuer mit.
Durch dich küßt er so begeistert
Und teilt mir sein Feuer mit.
Drum soll, wie von ihm, der Wein
Auch von mir vergöttert sein!

11. An den Anakreon.

Anakreon singt, alles fühlet;
Und alles gähnt, wenn Kodrus spielet.
Anakreon, sprich, wie man spielt,
Daß niemand gähnt, daß alles fühlt.

Du schweigst? Doch mit beredtern Blicken,
Die mich in Bacchus' Laube schicken,
Sprichst du: mein Lehrer war der Wein.
Wohl! Wohl! Er soll auch meiner sein!

---

12. Wem ich zu gefallen suche und nicht suche.

Alten, alt zu unsrer Pein,
Denen von der Lust im Lieben,
Von der Jugend, von dem Wein
Das Erinnern kaum geblieben;
Weibern, die der Taufschein drückt,
Wenn ihr Reiz, der sonst entzückt,
Sonst gestritten, sonst gesiegt,
Unter Schichten Runzeln liegt;
Dichtern, die den Wein nicht loben,
Die die Liebe nicht erhoben;
Mädchen, die nicht Gleimen kennen,
Rosten nicht vortrefflich nennen;
Weisen, die mit leeren Grillen
Leere Köpfe strotzend füllen;
Männern, die die Sitten lehren
Und dich, Molièr', nicht ehren,
Stolz auf ihr Systema sehn
Und dich, muntern Schauplatz, schmähn;
Handelsleuten, die das Geld
Und ihr Stolz zu Fürsten stellt;
Falschen Priestern, die die Tugend
Mir nicht munter wie die Jugend,
Mir nicht schmackhaft, mir nicht süße,
Wie den Wein und wie die Küsse,
Mir nicht reizend, wie die Strahlen
Aus der Phyllis Augen, malen;
Stutzern, deren weißer Scheitel,
Deren reich' und witz'ge Tracht
Dumm gelobte Schönen eitel
Und zu ihresgleichen macht;
Unversuchten stolzen Kriegern;
Aufgeblasnen Federsiegern;
Aeltlichklugen jungen Leuten;
Seufzenden nach bessern Zeiten,

Schwermutsvollen Gallenchristen;
Allen Narren, die sich isten,
Zum Exempel Pietisten,
Zum Exempel Atheisten,
Zum Exempel Rabulisten,
Operisten und Chymisten,
Quietisten und Sophisten
Und nicht wenigen Juristen,
Publizisten und Statisten,
Und nicht wenigen Linguisten,
Und nicht wenigen Stilisten,
Und nicht wenig Komponisten . . .
O, der Atem will mir fehlen,
Alle Narren zu erzählen . . .
Allen, die mich tadelnd hassen,
Die mein Leben voller Freude
Mich nicht, aus verstelltem Neide,
Ungestört genießen lassen:
Diesen Thoren, diesen allen
Mag ich ** nicht gefallen,
Mag ich, sag' ich, nicht gefallen.

* * *

Alten, die der Wein verjüngt,
Die mit zitternd schwachen Tönen,
Wenn die Jugend munter singt,
Ihr noch gleich zu sein sich sehnen;
Weibern, die, was an sich zieht,
Reiz und Jugend noch nicht flieht,
Die des Schicksals harte Hand
Weib'schen Männern zugewandt;
Jungen Witwen, die sich grämen,
Flor und Trauer umzunehmen,
Und mit schwergereizten Zähren
Nur den andern Mann begehren;
Dichtern, die wie Dichter küssen,
Nichts als sich zu freuen wissen;
Dichtern, die wie Dichter zechen,
Nie versagten Beifall rächen;
Dichtern, die bei Kuß und Wein
Miltons lassen Miltons sein;
Dichtern, die im Scherze stark,
Mit Geschichten voller Mark

Muntern Mädchen munter lehren,
Was die Mütter ihnen wehren;
Dichtern, die mich spottend bessern,
Kleine Fehlerchen vergrößern,
Daß ich sie in ihrem Spiele
Desto lächerlicher fühle;
Rednern, die stark im Verstellen,
Uns vergnügend hintergehn,
Wenn wir sie in zwanzig Fällen
Zwanzigmal nicht selber sehn,
Bald als Unglückshelden sprechen,
Bald die Tugend spottend rächen,
Bald als Könige befehlen,
Bald als alte Männer schmälen;
Künstlern, die auf Zaubersaiten
Sorg' und Harm durchs Ohr bestreiten
Und mit heilsam falschem Leide
Dämpfen übermäß'ge Freude;
Federbüschen, die nicht prahlen;
Reichen, welche reich bezahlen;
Kriegern, die ihr Leben wagen;
Armen, welche nicht verzagen;
Allen liebenswürd'gen Mädchen,
Liebenswürd'gen weißen Mädchen,
Liebenswürd'gen braunen Mädchen,
Liebenswürd'gen stillen Mädchen,
Liebenswürd'gen muntern Mädchen,
Wären es gleich Bürgermädchen,
Wären es gleich Kaufmannsmädchen,
Wären es gleich Priestermädchen,
Wären es gleich Kammermädchen,
Wären es gleich Bauermädchen,
Wenn sie nur die Liebe fühlen,
Lachen, scherzen, küssen, spielen:
Diesen, Freunde, diesen allen
Wünsch' ich ** zu gefallen,
Wünsch' ich, sag' ich, zu gefallen.

---

13. Das Erdbeben.

Bruder, Bruder, halte mich!
Warum kann ich denn nicht stehen?

Warum kannst du denn nicht gehen?
Bruder, geh, ich führe dich.

Sachte, Bruder, stolperst du?
Was? du fällst mir gar zur Erden?
Halt! ich muß dein Retter werden.
Nu? ich falle selbst dazu?

Sieh doch, Bruder! Siehst du nicht,
Wie die lockern Wände schwanken?
Sieh, wie Tisch und Flasche wanken!
Greif doch zu! das Glas zerbricht!

Himmel, bald, bald werden wir
Nicht mehr trinken, nicht mehr leben!
Fühlst du nicht? des Grunds Erbeben
Droht es, Bruder, mir und dir.

Limas Schicksal bricht herein!
Bruder, Bruder, wenn wir sterben,
Soll der Wein auch mit verderben?
Der auf heut bestimmte Wein?

Nein, die Sünde wag' ich nicht.
Bruder, wolltest du sie wagen?
Nein, in letzten Lebenstagen
Thut man gerne seine Pflicht.

Sieh, dort sinket schon ein Haus!
Und hier auch! Nun muß man eilen!
Laß uns noch die Flasche teilen!
Hurtig! Hurtig! trink doch aus!

---

14. Die Einwohner des Mondes.

Die Mädchen, die in sechzehn Jahren
Noch nicht das lockre Glück erfahren,
Wozu sie ihre Mütter sparen;
Das Stutzerchen, das was gelernt;
Das Weib, das nie sich aus den Schranken
Der ehelichen Pflicht entfernt
Und um den Mann die Welt vergißt;
Der Bettler, der bei dem Bedanken
So höflich wie beim Bitten ist;
Der Dichter, welcher nie gelogen,

Dem stets der Reim, und niemals er
Dem lieben Reime nachgezogen;
Der Pfaffe, der, stolz auf sein Amt,
Um Kleinigkeiten nicht verdammt
Und weiß durch Thaten zu ermahnen;
Der Edle, der von seinen Ahnen
In unzertrennter Ordnung stammt,
Ohn' daß ein wackrer Bauerknecht
Nicht oft das Heldenblut geschwächt;
Ein Arzt, der keinen tot gemacht;
Der Krieger, der mehr kämpft als fluchet;
Der Hagestolz, der in der Nacht,
Was er am Tage flieht, nicht suchet;
Das fromme Weib, das nie geschmält;
Der reiche Greis, dem nichts gefehlt,
Und hundert andre schöne Sachen,
Die unsern Zeiten Ehre machen:
Wo trifft man die? . . Vielleicht im Mond,
Wo jedes Hirngespinste wohnt.

---

15. Der Tausch.

An Herrn W.

Ein Mädchen, das Verstand und Geist
Gemeiner Schönen Zahl entreißt,
Ein Mädchen, das bei Büchern schwitzet,
Wenn Phyllis vor dem Spiegel sitzet,
Das ihrer Seelen Schönheit bessert,
Wenn die die leibliche vergrößert,
Das gründlich denkt und gründlich scherzt,
Platonisch liebt, platonisch herzt:
Freund, so ein Mädchen ist für dich,
Und nicht für mich.

Ein Mädchen, dessen zärtlich Bild
Mit Zärtlichkeit die Herzen füllt,
Ein Mädchen mit beredten Blicken,
Mit Füßen, die versteckt entzücken,
Mit Händen, die liebkosend schlagen
Und drückend „dich nur lieb' ich" sagen,
Mit schwarzem Haar, mit voller Brust,
Gemacht zu dauerhafter Lust:

Freund, so ein Mädchen ist für mich,
Und nicht für dich.

Das Glück ist ungerecht und blind,
Wenn nicht die Dichter Lügner sind.
Wie oft hat es mit deinem Hoffen,
Wie oft mit meinem eingetroffen?
Wie wenn es, dich und mich zu kränken,
Dir mein und mir dein Kind wird schenken?
O Freund, was soll die Rache sein?
Der Tausch, o Freund, der Tausch allein.
Doch gibst du, geb' ich meine dir,
Auch deine mir?

16. Die Sparsamkeit.

Von nun an muß ich sparsam werden.
Warum denn das? Der Wein schlägt auf.
So geht's, das Beste dieser Erden
Erhält man nur durch teuren Kauf.

Wer pocht? Ei, der verwünschte Schneider
Macht mich fast durch sein Mahnen toll.
Da seht die Menschenliebe! leider,
Daß man doch stets bezahlen soll.

„Beliebet, morgen einzusprechen;
Die Wechsel laufen später ein."
Er geht. Geh! geh! nun kann ich zechen.
Seht! seht! so muß man sparsam sein.

17. Die Abwechselung.

Ich trinke nicht stets einen Wein.
Das möchte mir zu ekel sein.
Wein aus Burgund, Wein von der Mosel Strande,
Einheim'schen Wein, Wein aus dem Frankenlande,
Die wechsl' ich täglich mit Bedacht,
Weil Wechseln alles süßer macht.

Und mich soll nur ein artig Kind,
Wenn mehrere zu finden sind,
Durch süßen Zwang gepriesner Liebe binden?
O, dies zählt' ich mit unter meine Sünden.
Nein, nein, ich folge meinem Brauch,
Mit art'gen Kindern wechsl' ich auch.

18. Der bescheidene Wunsch.

Der Pfennig, den man andachtsvoll
Dem Priester beichtend geben soll,
Gilt mehr, als im gemeinen Leben
Ein Pfennig, den wir Jro geben.
Die Klügsten müssen durch Dukaten
Den Sinn des kleinen Worts erraten.
Man nehm' es nicht buchstäblich an,
Der Buchstab' bringet Tod und Bann.

„Ach! schenkte mir mein lieber Gott
Nur einst mein liebes bißchen Brot;
Ich wollte mich begnügen lassen
Und keinen Reichen neidisch hassen."
O, das ist Staren leicht zu sagen;
Doch wollt ihr eine Wette wagen,
Star schließet Fische, Braten, Wein
Mit in den Wunsch des Brotes ein.

O Liebste! machet dir mein Mund
Den heißen Wunsch nach Küssen kund,
So wisse, daß ich mehr begehret,
Als dir mein scheuer Mund erkläret.
Ein Kuß bei mir ist . . Soll ich's sagen?
Doch still! Du willst mich heimlich fragen.
Komm! jener Lustwald ruft dir zu:
O Mädchen! was du thun willst, thu!

---

19. Das Schäferleben.

Komm, Freund! wir wollen Schäfer werden.
Dies stille Volk besitzet noch
Die süße Ruh, das Glück der Erden.
Was zauderst du? Komm, Freund! komm doch!

Dort blüht bei aufgeräumten Sinnen
Noch alte Treu und Redlichkeit
Auch in den schönsten Schäferinnen.
Dort, dort ist noch die güldne Zeit.

Wird dir es schwer, die Stadt zu lassen,
Wo nichts als falsche Mädchen sind?
Bedenke, Phyllis will mich hassen,
Das flatterhafte, böse Kind.

Auch Phyllis kann die Treue brechen
Und windet sich aus meiner Hand.
Ja, diese Falschheit muß ich rächen.
Komm mit! Ich geh' ins Schäferland.

„Du schwärmst, mein Freund! Laß mich zufrieden.
Was geht mich deine Phyllis an?
Dem ist ein größer Glück beschieden,
Der sich gleich mir betrinken kann.

„Wo hast du den Verstand gelassen?
Du hast gewiß noch keinen Rausch?
Den Wein, den Wein für Milch zu hassen?
Den Wein für Milch? Das wär' ein Tausch."

Recht, Freund! verzeih mir diese Possen.
Wie albern denkt und redt man nicht,
Wenn man noch keinen Wein genossen,
Wenn folglich der Verstand gebricht.

Drum eile, Freund! mir einzuschenken.
Trink mir es zu und mach' mich klug.
Nun lern' ich wieder richtig denken,
Nun seh' ich meinen Selbstbetrug.

O, schade für die falschen Kinder!
Laßt sie nur unbeständig sein.
Ich lache nun und bin's nicht minder.
Den Rat, den Rat gibt mir der Wein.

Nun soll mich Phyllis nicht betrüben,
Laßt sie nur unbeständig sein,
Von nun an will ich auch so lieben.
Den Rat, den Rat gibt mir der Wein.

---

20. Salomon.

Lobt mir Davids weisen Sohn!
Auch bei Lieb' und Wein und Scherzen
War er doch nach Gottes Herzen.
Brüder, lobt den Salomon.
Brüder, laßt sein Lob erschallen;
Doch vor allen
Lobt mir seinen weisen Schluß:
Wer viel lernt, hat viel Verdruß!

Dieses laßt mir Wahrheit sein!
Diese Wahrheit stets zu lieben,
Hat mich die Natur getrieben,
Die Natur und Lieb' und Wein.
Ehrt mit mir den weisen König!
Lernet wenig!
Brüder, und erwägt den Schluß:
Wer viel lernt, hat viel Verdruß!

---

21. Der Fehler der Natur.

An Herrn M.

Freund! du erforschest die Natur.
Sprich! Ist's nicht wahr? sie spielt nicht nur,
Sie fehlt auch oft in ihren Werken.
Ja, ja, sie fehlt. Oft in der Eil'
Versetzt sie dies und jenes Teil.
Ich selbst kann meinen Satz bestärken.
Denn hätt' sich ihre Götterhand,
Als sie mich baute, nicht verloren,
So wär' ich an der Mosel Strand,
Wo nicht, doch in Burgund geboren.
O Mosler, o Burgunderwein,
Ich, ich sollt' euer Landsmann sein!

---

22. Die schlimmste Frau.

Die Weiber können nichts als plagen.
Der Satz sagt viel und ist nicht neu.
Doch, Freunde, könnt ihr mir nicht sagen,
Welch Weib das schlimmste sei?

Ein Weib, das mit dem Manne scherzet
Wie ein gebildter Marmorstein,
Das ohne Glut und Reiz ihn herzet,
Das kann kein gutes sein.

Ein Weib, das wie ein Drache geizet
Und gegen Kind und Magd genau,
Den Dieb, mich zu bestehlen, reizet,
O, eine schlimme Frau!

Ein Weib, das gegen alle lachet,
In Liebesstreichen frech und schlau,
Uns täglich neue Freunde machet,
O, eine schlimmre Frau!

Ein Weib, das nichts als bet' und singet
Und bei der Kinder Zeitvertreib
Mit Seufzen ihre Hände ringet,
O, ein noch schlimmer Weib!

Ein Weib, das, stolz aufs Eingebrachte
(Und welche nimmt der Stolz nicht ein?),
Den Mann sich gern zum Sklaven machte,
Das muß ein Teufel sein!

Ein Weib, das ihrem Manne fluchet,
Wenn er Gesellschaft, Spiel und Wein,
Wie heimlich sie Liebhaber, suchet,
Das muß . . ein Weibsbild sein!

---

23. Der Schiffbruch.

„Gewagt! Freund, komm mit mir aufs Meer!
Das Trinken macht den Beutel leer,
Drum hol' ich mir in fernen Landen,
Die unsre Väter niemals fanden,
Gold, Silber, Perlen, Edelstein;
Und folglich Wein."

Nein, Freund! nein, Freund! Dies wag' ich nicht.
Gesetzt, daß unser Schiff zerbricht,
So müssen wir ins Wasser sinken
Und Wasser wohl gezwungen trinken:
Und Wasser, Wasser schmecket schlecht;
Hab' ich nicht recht?

Ja, wär' im Meere lauter Wein,
So ging' ich, Freund, die Schiffahrt ein.
O Freund! o Freund, mit Freuden
Wollt' ich auch Schiffbruch leiden.
Doch dies ist nicht. Drum bleibe hier, —
Man borget dir.

24. Die Redlichkeit.

So weit sich läßt die Welt durchwandern,
Klagt ein verlarvter Schelm dem andern
Die selbstverschuldte Seltenheit
Der nie geübten Redlichkeit.

Und doch flucht ihre Lust zum Schwärzen . .
Da seht die Thorheit ihrer Herzen!
Seht, klagen sie nicht bloß zum Schein?
Doch fluchen sie auf dich, o Wein!

So klagen und dem Trinken fluchen,
Heißt Zwecke sonder Mittel suchen.
Nun, Brüder, red' ich nicht gelehrt?
Wie man es kaum von Wolfen hört.

Wer hat die Redlichkeit erhoben,
Ohn' unsre Väter mit zu loben?
Ja, ja, die trunken wacker Wein,
Wie konnten sie nicht redlich sein?

Drum, Brüder, bleibet euern Ahnen,
Die euch, so oft ihr durst't, ermahnen,
An Treu und Trunke kindlich gleich.
Trinkt redlich aus und küsset euch!

---

25. Lied aus dem Spanischen.

Gestern liebt' ich,
Heute leid' ich:
Morgen sterb' ich;
Dennoch denk' ich
Heut und morgen
Gern an gestern.

---

26. Die Diebin.

Du Diebin mit der Rosenwange,
Du mit den blauen Augen da!
Dich mein' ich! — wird dir noch nicht bange?
Gesteh nur, was ich fühlt' und sah!

Du schweigst, doch deine Rosenwange
Glüht schuldig, röter als vorhin,
O Diebin mit der Rosenwange,
Wo ist mein Herz, wo kam es hin?

27. Phyllis.

Wenn der finstre Damon spricht,
Amor sei ein Ungeheuer,
Seine Glut ein höllisch Feuer!
O, so fürcht' ich Amorn nicht.

Aber hebt mein Thyrsis an,
Amor sei ein Kind zum Küssen,
Schalkhaft, schmeichelnd und beflissen:
O, wie fürcht' ich Amorn dann!

28. Bacchus und Helena.

Ehret, Brüder, meine Schöne,
Ehrt die gallische Helene!
Bacchus selber ehret sie.
Jüngst an ihrer stolzen Rechte,
Als er mit uns beiden zechte,
Ward er, denn sie schenkt' ihm ein,
Voller noch von Lieb' als Wein.

29. An Amor.

Amor, soll mich dein Besuch
Einst erfreuen — —
O, so lege dein Gefieder
Und die ganze Gottheit nieder.
Diese möchte mich erschrecken,
Jenes möchte Furcht erwecken,
Furcht, nach flatterhaften Küssen,
Meine Phyllis einzubüßen.
Komm auch ohne Pfeil und Bogen,
Ohne Fackel angezogen . . .
Stelle dich, mir lieb zu sein,
Als ein junger Satyr ein.

30. Heldenlied der Spartaner.

In drei Chören.

Alle.

Streitbare Männer

Chor der Alten.

Waren wir!

Alle.

Streitbare Männer

Chor der Männer.

Sind wir!

Alle.

Streitbare Männer

Chor der Jünglinge.

Werden wir!

Alle.

Streitbare Männer

Chor der Alten.

Waren wir!

Chöre der Männer und Jünglinge.

Waret ihr!

Chor der Alten.

Das leugne, wer darf!

Alle.

Streitbare Männer

Chor der Männer.

Sind wir!

Chor der Alten und Jünglinge.

Seid ihr!

Chor der Männer.

Versuch' uns, wer darf!

Alle.

Streitbare Männer

Chor der Jünglinge.

Werden wir!

Chöre der Alten und Männer.

Werdet ihr!

Chor der Jünglinge.

Noch tapfrer als ihr!

31. Auf sich selbst.

Ich habe nicht stets Lust zu lesen,
Ich habe nicht stets Lust zu schreiben,
Ich habe nicht stets Lust zu denken,
Kurzum, nicht immer zu studieren.

Doch hab' ich allzeit Lust zu scherzen,
Doch hab' ich allzeit Lust zu lieben,
Doch hab' ich allzeit Lust zu trinken;
Kurz, allezeit vergnügt zu leben.

Verdenkt ihr mir's, ihr sauern Alten?
Ihr habt ja allzeit Lust zu geizen;
Ihr habt ja allzeit Lust zu lehren;
Ihr habt ja allzeit Lust zu tadeln.

Was ihr thut, ist des Alters Folge:
Was ich thu', will die Jugend haben.
Ich gönn' euch eure Lust von Herzen.
Wollt ihr mir nicht die meine gönnen?

---

32. Der Tabak.

Dich, Tabak, lobt der Medikus,
Weil uns dein fleißiger Genuß
An Zahn und Augen wohl kurieret
Und Schleim und Kolster von uns führet.

Dich lobet der Philosophus,
Wenn er scharf meditieren muß,
Weil er, so lang er dich genießet,
Des Geistes Flatterkeit vermisset.

Dich lobet der Theologus
Durch einen homilet'schen Schluß,
Wenn er in deinem Rauch entzücket
Ein Bild der Eitelkeit erblicket.

Ich lob' an dir als ein Jurist,
Was rechtens an dir löblich ist,
Daß, wenigstens wie mir es dünket,
Man mehr und öftrer bei dir trinket.

---

33. Der neue Welt-Bau.

Der Wein, der Wein macht nicht nur froh,
Er macht auch zum Astronomo.
Ihr kennt doch wohl den großen Geist,
Nach dem der wahre Welt-Bau heißt?
Von diesem hab' ich einst gelesen,
Daß er beim Weine gleich gewesen,
Als er der Sonne Stillestand,
Die alte neue Wahrheit, fand.

Der Wein, der Wein macht nicht nur froh,
Er macht auch zum Astronomo.
Hört, hört, ihr Sternenfahrer, hört,
Was mich der Wein, der Wein gelehrt!
So kann der Wein den Witz verstärken!
Wir laufen selbst, ohn' es zu merken,
Von Osten täglich gegen West!
Die Sonne ruht. Die Welt steht fest!

---

34. Refutatio Papatus.

Nein, nein! durchaus ich glaube nicht,
Was Petri falscher Folger spricht:
Daß jene Bücher göttlich wären,
Die, zu der Juden steten Ehren,
Uns von des Makkabäus Helden
Und ihren heil'gen Schlachten melden.

Hört meinen neu erfundnen Grund!
Es machte mir der Wein ihn kund,
Der Wein, der stets zur Wahrheit leitet.
O, daß ihr Theologen streitet,
Und streitet, ohne Wein zu trinken!
So müßt ihr stets in Irrtum sinken.

Der Schluß von diesen Büchern sagt
(Worüber Wein und Wahrheit klagt):
„Den Durst sich stets mit Wein zu stillen,
Das bringet eklen Widerwillen.
Bald Wasser und bald Wein genießen,
Das muß uns den Gebrauch versüßen."

Was gilt's? wer lügt, ist nicht von Gott.
Haha! Herr Papst! ihr werdet rot
Und seht die Wahrheit meiner Sätze.
O, wenn ich mich im Wein ergötze,
Glaubt ihr, ich wünscht' ihn einst zu lassen?
Ich müßte meine Wohlfahrt hassen.

---

35. Der Schlaf.

Schlaf! Du verdienst, daß man dich lobt!
Wenn Furcht und Sorg' und Kummer tobt
Und unsern Geist die Wehmut füllet,
So wird ihr Sturm durch dich gestillet.
Du bringst bei stiller Dunkelheit
Den müden Leib zur Munterkeit:

Wenn man, nachdem man gnung geschwitzet,
Die Kräfte mühsam abgenützet,
Die Schwachheit in den Gliedern merket.
Doch lob' ich dich deswegen nicht,
Weil auch der Wein die Sorgen bricht,
Weil auch der Wein die Müden stärket.

---

36. Die Wetterprophezeiung.

Das Wetter ist veränderlich,
Veränderlich wie meine Schönen.
Umsonst, o Freund, bemüht man sich,
Nach Regeln beide zu gewöhnen.
Drum laß dein Wetterprophezein,
Wie ich mein treues Lieben, sein.

Doch, kannst du deiner Wissenschaft,
Gelehrter Wolkenseher! trauen:
Wohl gut! so laß von ihrer Kraft
Mich stracks ein kleines Beispiel schauen.
Du sollst . . du sollst mir prophezein:
Wird heuer ein gut Weinjahr sein? *

* Ja!

---

37. Der Sommer.

Brüder! lobt die Sommerszeit!
Ja, dich, Sommer, will ich loben!
Wer nur deine Munterkeit,
Deine bunte Pracht erhoben,
Dem ist wahrlich, dem ist nur,
Nur dein halbes Lob gelungen,
Hätt' er auch wie Brocks gesungen,
Brocks, der Liebling der Natur.

Hör' ein größer Lob von mir,
Sommer! ohne stolz zu werden,
Brennst du mich, so dank' ich's dir,
Daß ich bei des Strahls Beschwerden,
Bei der durst'gen Mattigkeit
Lechzend nach dem Weine frage
Und gekühlt den Brüdern sage:
Brüder! lobt die durst'ge Zeit!

---

38. Der Handel.

Des wuchernden Tumultes satt,
Freund, fliehst du aus der vollen Stadt?
Flieh nur allein; ich bleib' zurücke.
Die Messe wag' ich noch mein Glücke.
Nun handl' ich auch: doch soll allein
Mein Handel mit den Schönen sein.

Jetzt, Mädchens, ist mir alles feil,
Mein Vater- und mein Mutterteil,
Haus, Bücher, Garten, Wald und Felder.
Kommt nur und bringt die rechten Gelder!
Kommt nur und fangt den Handel an;
Glaubt, daß ich euch nicht trügen kann.

Ihr kommt? „Wie teuer ist dein Feld?"
Mein Feld verkauf' ich nicht für Geld.
Dir, Mädchen, biet' ich's hundert Küsse.
„Und deinen Wald?" Zweihundert Küsse.
„Und dieses Buch?" Für einen Kuß.
„Und dieses Lied?" Für einen Kuß.

Wenn ich mit Schönen handeln muß,
Gilt alles bei mir einen Kuß;
Denn Küsse sind die besten Gelder.
Nicht nur Haus, Garten, Wald und Felder,
Mein Vater= und mein Mutterteil,
Ich selber bin für Küsse feil!

---

39. Die lehrende Astronomie.

Dank sei dem Schöpfer, der mein Haupt
Auf hohe, feste Schultern baute
Und mir die Pracht zu sehn erlaubt,
Die nie ein hängend Tieraug schaute!
Hier lern' ich mich und ihn erkennen,
Und hier mich nichts, ihn alles nennen.

Was bin ich? Ich bin groß genung,
Bin ich ein Punkt der Welt zu nennen.
Mein Wissen ist Verwunderung;
Mein Leben leichter Blitze Brennen.
Und so ein Nichts, verblendte Thoren,
Soll sein zum Herrn der Welt geboren?

Der Stolz, der Thorheit Eigentum,
Verkennt, zu eignem Trost, sich gerne;
Die Demut ist des Weisen Ruhm,
Und die lernt er bei euch, ihr Sterne!
Und wird nur groß, weil er euch kennet
Und euern Gott auch seinen nennet.

Auch wenn sein Unglück ihn den Weg,
Den harten Weg der Prüfung führet,
Und wenn auf dem einsamen Steg
Sich Lieb' und Freund von ihm verlieret,
Lernt er bei euch, durch süße Grillen,
Oft allzu wahre Schmerzen stillen.

O Tugend! reizend Hirngedicht,
Erdachte Zierde unsrer Seelen!
Die Welt, o Tugend, hat dich nicht;
Doch wirst du auch den Sternen fehlen?
Nein, starbst du gleich bei uns im Abel,
Du selbst bist viel zu schön zur Fabel.

Dort seh' ich mit erstauntem Blick
Ein glänzend Heer von neuen Welten;
Getrost, vielleicht wird dort das Glück
So viel nicht als die Tugend gelten.
Vielleicht dort in Orions Grenzen
Wird, frei vom Wahn, die Wahrheit glänzen!

„Das Uebel," schreit der Aberwitz,
„Hat unter uns sein Reich gewonnen."
Wohl gut, doch ist des Guten Sitz
In ungezählten größern Sonnen.
Der Dinge Reihen zu erfüllen,
Schuf jenes Gott mit Widerwillen.

So wie den Kenner der Natur
Auch Quarz und Eisenstein vergnügen,
Nicht Gold- und Silberstufen nur
In Fächern voller Lücken liegen:
So hat das Uebel Gott erlesen,
Der Welt zur Füllung, nicht zum Wesen.

O, nahe dich, erwünschte Zeit,
Wo ich, frei von der Last der Erde,
In wachsender Glückseligkeit
Einst beßre Welten sehen werde!
O Zeit, wo mich entbundne Schwingen
Von einem Stern zum andern bringen!

Gedanken! fliehet nur voran!
Verirrt euch in den weiten Sphären,
Bis ich euch selber folgen kann.
Wie lang, Geschick, wird es noch währen?
O Lust, hier seh ich schon die Kreise,
Die Wege meiner ew'gen Reise!

Drum kränkt der blinde Damon sich
Nur in der Nacht um sein Gesichte.
Geruhig, Tag, vermißt er dich
Und deine Eitelkeit im Lichte
Und wünscht sich, von der Weltlust ferne,
Ein fühlend Aug nur für die Sterne.

O sel'ge Zeit der stillen Nacht,
Wo Neid und Bosheit schlafend liegen

Und nur ein frommes Auge wacht
Und sucht am Himmel sein Vergnügen!
Gott sieht die Welt in diesen Stunden
Und spricht: Ich hab' sie gut gefunden!

---

40. Küssen und Trinken.

Mädchen, laß mich dich doch küssen!
Zaudre nicht, sonst wirst du müssen.
Hurtig! hurtig schenkt mir ein!
Auf das Küssen schmeckt der Wein!

Dieser Wein hat Geist und Feuer.
Mädchen, thu doch etwas freier,
Gönn' mir vorigen Genuß:
Auf das Trinken schmeckt ein Kuß!

---

41. Ich.

Die Ehre hat mich nie gesucht;
Die hätte mich auch nie gefunden.
Wählt man, in zugezählten Stunden,
Ein prächtig Feierkleid zur Flucht?

Auch Schätze hab' ich nie begehrt.
Was hilft es, sie auf kurzen Wegen
Für Diebe mehr als sich zu hegen,
Wo man das wenigste verzehrt?

Wie lange währt's, so bin ich hin
Und einer Nachwelt untern Füßen;
Was braucht sie, wen sie tritt, zu wissen?
Weiß ich nur, wer ich bin.

---

42. Die Versteinerung.

Holz und Beine
Werden Steine
Durch des Wassers Kraft.
Werden Holz und Beine
Durch des Wassers Kraft,
Werden die zu Steine:

Sagt, ihr Wasserfreunde,
Sagt, ihr Rebenfeinde,
Werden eure Herzen
Nicht versteinert sein?

Mark und Beine
Fühlen, Weine,
Eures Feuers Kraft.
Wenn mein Liebster trinket,
Trinkt er Rebensaft,
Bis er sich betrinket.
Sollt' ich ihn nicht lieben?
Ja, ich will ihn lieben,
Weil sein Herz erhitzet,
Nicht versteinert wird.

---

43. Eine Gesundheit.

Trinket, Brüder, laßt uns trinken,
Bis wir berauscht zu Boden sinken;
Doch bittet Gott den Herren,
Daß Könige nicht trinken.

Denn da sie unberauscht
Die halbe Welt zerstören,
Was würden sie nicht thun,
Wenn sie betrunken wären?

---

44. Aus einem Abschiedsgedicht an Mylius.

Wohin, wohin treibt dich mit blut'gen Sporen
Die Wißbegier, dich, ihren Held?
Du eilst, o Mylius, im Auge feiger Thoren
Zur künft'gen, nicht zur neuen Welt.

Oden.

Erstes Buch.

1. Der Eintritt des 1752sten Jahres.

Im Spiel, dem Huld und Macht
Die Welt zur Bühne gab, das Weisheit ausgedacht,
In diesem Spiel zur kurzen Szen' erlesen,
Jahr! Zeit, für Sterbliche gewesen!
Für ihn, der, eh du kamst, dich als gekommen sah,
Für Gott noch da!

So wie ein Strom, der aus der Erde bricht
Und wenig Meilen rollt und wieder sich verkriecht,
Bist du, aus der du dich ergossen,
Zur Ewigkeit, — die Gott mit aller Welten Last
Im Zipfel seines Kleides faßt, —
Zur Ewigkeit zurückgeflossen.

Vom Dürftigen verseufzt, mit thränenvollen Blicken
Des Reuenden verfolgt, zurückgewünscht vom Thor,
Vom Glücklichen erwähnt mit trunkenem Entzücken,
Jahr, welche Botschaft von der Erde —
Jetzt unwert jenes Rufs: Sie werde! —
Bringst du dem Himmel vor?

Botschaft, ach! vom Triumph des Lasters über Tugend,
Hier, vordem ihrem liebsten Sitz;
Von Vätern böser Art; Botschaft von schlimmrer Jugend;
Von Feinden Gottes, stolz auf Witz;
Botschaft von feiler Ehr', womit die Schmach sich schmücket;
Von ungerechtem Recht, das arme Fromme drücket;

Botschaft, daß die Natur längst unsrer müde worden,
Die dort mit Flüssen Feuers schreckt,

Das paradiesische Gefilde überdeckt
Und dort, geschäftig im Ermorden,
Der aufgebotnen Pest
Die gift'gen Schwingen schütteln läßt;

Botschaft von hingerißnen Göttern
Der einst durch sie regierten Welt;
Botschaft von finstern Kriegeswettern,
Die hier ein Gott zurücke hält
Und dort ein Gott, der grausamer verfährt,
Mit immer neuen Blitzen nährt;

Doch Botschaft auch von einem Lande,
Wo Friederich den weichen Zepter führt
Und Ruh und Glück, im schwesterlichen Bande,
Die Schwellen seines Thrones ziert,
Des Thrones, ungewiß, ob ihn mehr Vorsicht schützt,
Als Liebe stützt.

O ihr, die Friedrich liebt, weil er geliebt will sein,
Ihr Völker, jauchzt ihm zu! Der Himmel stimmet ein.
Auf! strebt, daß er mit diesem Jahre,
Wenn er sie jetzt nicht schon erfährt,
Die wicht'ge Botschaft froh erfahre:
Ihr wäret eures Friedrichs wert.

---

2. Auf eine vornehme Vermählung.

Paar, das, vom Glück geliebt, auch Liebe glücklich macht —
Sie, die ein fühlend Herz und nicht die Ahnen schätzet
Und nicht der Würden saure Pracht
Und nicht der Thaten Glanz, die man in Marmor ätzet, —
Er kömmt . . hier ist er schon, der schönste deiner Tage,
Der schönste, weil die Lieb' ihn schmückt
Und ihr erfüllter Wunsch der Hoffnung süße Plage
Im Wechselkuß erstickt.

Dort in Aurorens Reich, am Quell vom ew'gen Licht,
Wo unsre Tage stehn, die Wieg' und Grab umgrenzen, —
Ein sterblich Auge zählt sie nicht —
Dort sah, Beglückte, glaubt's, der Dichter eure glänzen!
Schnell hob sich dieser Tag, kennbar am Rosenkranze,
Aus der gemeinen Tage Schar.

Es wuchs sein Glanz und wuchs und überstieg am Glanze
Den Tag, der euch gebar.

So wie ein Bach, der in der Wüste schleicht,
Vergebens sein Kristall auf lauten Kieseln rollet,
Wenn ihn der Wandrer nicht erreicht,
Dem er den süßen Trunk und dann das Schlaflied zollet:
So fließt in kalter Still', in ungenoßnen Stunden,
In Tagen, die Verdruß umhüllt,
Das faule Leben fort, die traurigen Sekunden, —
Wenn sie nicht Liebe füllt.

Fühlt ihr es, selig Paar? Und selig, wer es fühlt!
Der Mensch, sich selbst ein Feind, kehrt oft den blinden Rücken
Der Wollust zu, auf die er zielt,
Sucht in Zerstreuung Ruh, und Ruhm in Bubenstücken.
Seht sie, vom Traum getäuscht, in Sorg' und Lüsten schweben,
Dem fräß'gen Strudel unsrer Zeit!
Dann wägt ihr Glück und sagt: gebt ihr für all ihr Leben
So einen Tag als heut?

Dort sinnt in banger Nacht ein Sklav' von flücht'gem Ruhm
Von Amt auf Aemter hin. Der Märtyrer der Titel,
Des kranken Wahnes Eigentum,
Schämt sich vor lauter Ehr' auch nicht entehrter Mittel.
Hier häuft der bleiche Geiz das Geld zur eignen Plage
Und atmet kaum vor Hunger mehr.
Sagt, liebend Paar: gebt ihr für ihre ganzen Tage
So einen Tag als der?

Er selbst, der kühne Held, wenn er vom Kriegsgott glüht —
Du weißt es, Bräutigam! — sprich, wenn im blut'gen Streite
Er starr mit einem Blicke sieht
Vor sich den wilden Tod und Ewigkeit zur Seite;
Wenn er, da über ihm die Himmel Famen hören,
Für Friedrichen und durch ihn siegt — —
Bist du — gesteh es nur der Menschlichkeit zu Ehren —
So schön als jetzt vergnügt?

O Braut, preſſ' ihm dies Nein — vermag dein Reiz es doch —
Aus der bewegten Brust. Und ja, dir wird er's sagen.
Der sanften Lieb' unschimpflich Joch
Ward auch vom Tapfersten im Lorbeerkranz getragen.
Nur tolle Härte wähnt, es trät' ein zärtlich Herze
Dem Mut, dem stählern Mut zu nah.

Er selbst, der Krieger Gott, voll Blut und Staub und Schwärze,
Mars kennt Cytheren ja.

Den Prunk der großen Welt und die verlarvte Stadt
Floh zwar seit langer Zeit die Gottheit holder Liebe.
Wo Buhlerei den Tempel hat,
Sind, die Verliebte sind, Verräter oder Diebe.
Sie floh zur stillen Flur, wo bei gelaßner Jugend —
Die Einfalt Schöne schöner macht.
Da brannt' ihr Rauchaltar! — Doch jüngst hat sie die Tugend
Zu euch zurückgebracht.

Sie kam. Ich sah den Zug; ein Dichter sieht ihn nur.
Der Frühling, vor ihr her, verscheuchte Frost und Wetter,
Und Weste folgten ihrer Spur,
Und in den Westen lacht' ein Schwarm der Liebesgötter.
Es führten Tugend sie und Lust in enger Mitten,
Lust, welche nie der Liebe fehlt
Und nie die Tugend haßt; und unter ihren Tritten
Ward auch der Stein beseelt.

Zu euch, glückselig Paar, zu euch zog dieser Zug.
Verbergt die Göttin nicht! Sie glüht in euren Blicken
(Die sind, sie zu verraten, gnug),
Sie, die euch mehr beglückt, als Schätz' und Stand beglücken.
Verbergt die Liebe nicht! Das Laster mag sie hassen,
Denn das soll ewig sich nicht freun.
Wie traurig wird die Flur, die sie um euch verlassen,
Den Schäferinnen sein!

---

3. Abschied eines Freundes.

Schon hast du, Freund, der letzten letzte Küsse
Auf nasse Wangen uns gedrückt;
Schon, schon, beim Zaudern unentschloßner Füße,
Den schnellen Geist vorweg geschickt.

Für uns dahin! Doch nein, dem Arm entführet,
Wirst du dem Herzen nicht entführt.
Dies Herz, o Freund, einmal von dir gerühret,
Bleibt ewig, trau! von dir gerührt.

Erwarte nicht ein täuschend Wortgepränge,
Für unsre Freundschaft viel zu klein.

Empfindung haßt der Reime kalte Menge
Und wünscht unausposaunt zu sein.

Ein feuchter Blick sind ihre Zaubertöne;
Ein schlagend Herz ihr rührend Lied.
Sie schweigt beredt, sie stockt, sie stammelt schöne,
Ums stärkre Wort umsonst bemüht.

Es winken dir beneidenswerte Fluren,
Nur unsers Neides minder wert.
Zieh hin! und find auch da der Vorsicht goldne Spuren,
Um dich besorgt, von dir verehrt.

Dort*) herrscht die Ruh, dort ist der Lärm vergangen,
Der hier**) noch Musen stören darf,
Seit Pallas gern, auf Friederichs Verlangen,
Die spitze Lanze von sich warf.

---

4. An den Herrn U**.

Freund, noch sind ich und du dem Glücke
Ein leichter Schleuderball.
Und doch belebt auf seine Tücke
Kein beißend Lied den Widerhall?

Der Thor gedeiht, der Spötter steiget,
Dem Bösen fehlt kein Heil.
Verdienst steht nach und fühlt gebeuget
Ein lohnend Amt dem Golde feil.

Auf, Freund! die Geißel zu erfassen,
Die dort vermodern will.
Seit Juvenal sie fallen lassen,
Liegt sie, Triumph, ihr Laster! still.

Geduld! Schon rauscht sie durch die Lüfte,
Blutgierig rauscht sie her!
Verbergt, verbergt die bloße Hüfte!
Ein jeder Schmiß ein gift'ger Schwär!

Erst räche dich, dich Freund der Musen.
Du rächest sie in dir!
Doch dann auch mich, in dessen Busen
Ein Geist sich regt, zu gut für hier.

---

*) Halle. **) Wittenberg.

Vielleicht, daß einst in andern Welten
Wir minder elend sind.
Die Tugend wird doch irgends gelten.
Das Gute kömmt nicht gern geschwind.

---

5. Der Tod eines Freundes.

Hat, neuer Himmelsbürger, sich
Dein geistig Ohr nicht schon des Klagetons entwöhnet
Und kann ein banges Ach um dich,
Das hier und da ein Freund bei stillen Thränen stöhnet,
Dir unterm jauchzenden Empfangen
Der bessern Freunde hörbar sein,
So sei nicht für die Welt, mit unserm Schmerz zu prangen,
Dies Lied: es sei für dich, für dich allein!

Wann war es, da auch dich noch junge Rosen zierten?
(Doch nein, die Rosen ziertest du!)
Da Freud' und Unschuld dich im Thal der Hoffnung führten
Dem Alter und der Tugend zu?
Gesichert folgten wir: als schnell aus schlauen Hecken
Der Unerbittliche sich wies
Und dich, den Besten, uns zu schrecken,
Nicht dich zu strafen, von uns riß.

Wie ein geliebtes Weib vom steilen Ufer blicket
Dem Schiffe nach, das ihre Kron' entreißt,
— Sie steht, ein Marmorbild, zu Stunden unverrücket;
In Augen ist ihr ganzer Geist, —
So standen wir betäubt und angeheftet
Und sannen dir mit starren Sinnen nach,
Bis sich der Schmerz durch Schmerz entkräftet
Und strömend durch die Augen brach.

Was weinen wir? Gleich einer Weibersage,
Die im Entstehn schon halb vergessen ist,
Flohst du dahin! — Geduld! noch wenig Tage
Und wenige dazu, so sind wir, was du bist.
Ja, wenn der Himmel uns die Palme leicht erringen,
Die Krone leicht ersiegen läßt,
So werden wir, wie du, das Alter überspringen,
Des Lebens unschmackhaften Rest.

Was wartet unser? — Ach! ein unbelohnter Schweiß,
Im Joch des Amts bei reifen Jahren,
Für andrer Wohl erschöpft, als unbrauchbarer Greis
Hinunter in die Gruft zu fahren.
Doch deiner wartet? . . Nein! was kannst du noch erwarten
Im Schoß der vollen Seligkeit?
Nur wir, auf blindes Glück, als Schiffer ohne Karten,
Durchkreuzen ihn, den faulen Pfuhl der Zeit.

Vielleicht — noch ehe du dein Glücke wirst gewohnen,
Noch ehe du es durchempfunden hast —
Flieht einer von uns nach in die verklärten Zonen,
Für dich ein alter Freund und dort ein neuer Gast.
Wen wird — verborgner Rat! — die nahe Reise treffen
Aus unsrer jetzt noch frischen Schar?
O Freunde, laßt euch nicht von süßer Hoffnung äffen!
Zum Wachsamsein verbarg Gott die Gefahr.

Komm ihm, wer er auch sei, verklärter Geist, entgegen
Bis an das Thor der bessern Welt
Und führ' ihn schnell auf dir dann schon bekannten Wegen
Hin, wo die Huld Gerichte hält.
Wo um der Weisheit Thron der Freundschaft Urbild schwebet,
In seraphin'schem Glanze schwebt,
Verknüpft uns einst ein Band, ein Band von ihr gewebet,
Zur ew'gen Dauer fest gewebt!

---

6. **Der Eintritt des Jahres 1753 in Berlin.**

Wie zaudernd ungern sich die Jahre trennen mochten,
Die eine Götterhand
Durch Kränze mancher Art, mit Pracht und Scherz durchflochten,
Uns ineinander wand!

So träg, als hübe sich ein Adler in die Lüfte,
Den man vom Raube scheucht:
Noch schwebt er drüber her, und witternd fette Düfte,
Entflieht er minder leicht.

Welch langsam Phänomen durchstreicht des Aethers Wogen,
Dort, wo Saturn gebeut?
Ist es? Es ist's, das Jahr, das reuend uns entflogen,
Es fliegt zur Ewigkeit.

Das reuend uns entflog, Dir, Friedrich, zuzusehen,
Kein Säkulum zu sein;
Mit deinem ganzen Ruhm belastet fortzugehen
Und sich der Last zu freun.

Noch oft soll manches Jahr so traurig von uns fliegen,
Noch oft, zu unserm Glück.
Vom Himmel bist du, Herr, zu uns herabgestiegen;
Kehr' spät! kehr' spät zurück!

Laß dich noch lange, Herr, den Namen Vater reizen
Und den: menschlicher Held!
Dort wird der Himmel zwar nach seiner Zierde geizen;
Doch hier braucht dich die Welt.

Noch seh' ich mich für dich mit raschen Richteraugen
Nach einem Dichter um.
Dort einer! hier und da! Sie taugen viel, und taugen
Doch nichts für deinen Ruhm.

Ist er nicht etwa schon, und singt noch wenig Ohren,
Weil er die Kräfte wiegt:
So werd' er dieses Jahr, der seltne Geist, geboren,
Der diesen Kranz erfliegt.

Wenn er der Mutter dann sich leicht vom Herzen windet,
O Muse, lach' ihn an!
Damit er Feu'r und Witz dem Edelmut verbindet,
Poet und Biedermann.

Hört! oder täuschen mich beliebte Rasereien?
Nein, nein, ich hör' ihn schon.
Der Heere ziehend Lärm sind seine Melodeien,
Und Friedrich jeder Ton!

---

7. Der 24. Jänner in Berlin.

Welch leichter Morgentraum ließ auf den heil'gen Höhen
Der Musen Fest um Friedrichs Bild
Mich bei Aurorens Glanz mit frommem Schauer sehen,
Der noch, der noch die Seele füllt.

Ein Traum? Nein, nein, kein Traum. Ich sah mit wachem Sinne,
Die Musen tanzten darum her.
Wach ward ich nah dabei Cäsars und Solons inne,
Doch keinen, daß er neidisch wär'.

Ein süßer Silberton durchzitterte die Lüfte
Bis in des Ohres krummen Gang;
Die Blumen brachen auf und streuten Balsamdüfte;
Der Berg lag lauschend; Klio sang:

„Heil dir! festlicher Tag, der unsern Freund geboren.
Ein König, Schwestern, unser Freund!
Heil dir! uns neues Reich, zum Schauplatz ihm erkoren,
Dem frommen Krieger, niemands Feind!

„Laßt freudig um sein Bild, voll Majestät in Blicken,
Der Tänze Hieroglyphen ziehn!
Einst, Schwestern, tanzen wir mit trunkenerm Entzücken,
Einst, freut euch, tanzen wir um ihn!“

Einst tanzen wir um ihn? Prophetin banger Schrecken!
Nie werde dieses Wort erfüllt!
Nie mög' ein Morgenrot zu diesem Glück euch wecken!
Tanzt, Musen, ewig um sein Bild!

---

8. An seinen Bruder.

Auch dich hat, da du wardst geboren,
Die Muse lächelnd angeblickt!
Auch du hast dich dem Schwarm der Thoren
Auf jungen Flügeln kühn entrückt!

Ihm nach, dem Liebling des Mäcenen!
Ihm nach, sein Name sporne dich!
Er lehrte dich das Laster höhnen;
Er mache dich ihm fürchterlich!

O! schnitten wir mit gleichem Fluge
Die Lüfte durch zur Ewigkeit!
O! schilderte mit einem Zuge
Zwei Brüder einst die Richterzeit!

„Die zwei,“ so soll die Nachwelt sprechen,
„Betaumelte kein Modewahn,
Die Sprache schön zu radebrechen,
Zu stolz für eine Nebenbahn.“

Betritt der Alten sichre Wege!
Ein Feiger nur geht davon ab.
Er suchet blumenreichre Stege
Und findet seines Ruhmes Grab.

Doch lerne früh das Lob entbehren,
Das hier die Scheelsucht vorenthält.
Gnug, wann versetzt in höhre Sphären,
Ein Nachkomm' uns ins Helle stellt!

---

9. Der Eintritt des Jahres 1754 in Berlin.

Wem tönt dies kühnre Lied? dies Lied, zu wessen Lobe
Hört es noch manche späte Welt?
Hier steh' ich, sinne nach und glüh' und stampf' und tobe
Und suche meiner Hymnen Held.

Wer wird es sein? Vielleicht im blut'gen Panzerkleide
Des Krieges fürchterlicher Gott?
Um ihn tönt durch das Feld gedungner Krieger Freude
Und der Erwürgten lauter Tod.

Wie, oder ist's vielmehr in fabellosen Zeiten
Ein neuer göttlicher Apoll,
Der, schwer entbehrt, mit schnell zurückberufnen Saiten
Den Himmel wieder füllen soll?

Wo nicht, so werde der der Vorwurf meiner Lieder,
Der sich als Themis' Rächer wies
Und dessen frommes Schwert der gift'gen Zanksucht Hyder
Nur drei von tausend Köpfen ließ.

Doch ihn, Apoll und Mars, in Friedrichen vereinet,
Vereine, mein Gesang, auch du!
Wann einst ein junger Held bei seinem Grabe weinet,
So zähl' ihm seine Thaten zu!

Fang an von jenem Tag — Doch, welch ein neues Feuer
Reißt mich vom niedern Staub empor?
Auch Könige sind Staub! Seid ihnen treu; dem treuer,
Der sie zu besserm Staub erkor.

Wer wird, voll seines Geists, mir seinen Namen melden?
Sein Nam' ist ihm allein bewußt.
Er ist der Fürsten Fürst, er ist der Held der Helden;
Er füllt die Welt und meine Brust.

Er rief sie aus des Nichts nur ihm folgsamem Schlunde;
Er ruft sie noch, daß sie besteht.
Sie bebt, sie wankt, so oft ein Hauch aus seinem Munde
Den Fluch in ihre Sphären weht.

O dreimal Schrecklicher! — — doch voller Quell des Guten,
Du bist der Schreckliche nicht gern.
Den weiten Orient zerfleischen deine Ruten;
Uns, Vater, zeigst du sie von fern.

Wie, daß des Undanks Frost die trägen Lippen bindet,
Volk, dem er Heil, wie Flocken, gibt!
Ihm dank' es, wenn ein Jahr in süßer Ruh verschwindet;
Ihm dank' es, daß dich Friedrich liebt.

---

10. Schlußrede zu einem Trauerspiele.

Gehalten von Madame Schuch 1754.

Euch, die Geschmack und Ernst, und was nur Weise rührt,
Die Tugend und ihr Lohn, ins Trauerspiel geführt,
Euch macht Melpomene durch künstliches Betrügen
Beklemmtes Herz zur Lust und Mitleid zum Vergnügen.
Ihr fühlt es, was ein Held, der mit dem Schicksal ficht
Und mit Affekten kämpft, in schweren Worten spricht;
Ihr folgt ihm durch den Kampf mit gleich geteilten Trieben,
Zu hassen, wenn er haßt, und wenn er liebt, zu lieben.
Ihr hofft, ihr tobt mit ihm, ihr teilt sein Weh und Wohl,
Und kurz, ihr habt das Herz, wie man es haben soll!

Schämt euch der Wehmut nicht, die feucht im Auge schimmert,
Gönnt ihr, ach! gönnet ihr den Ausbruch, unbekümmert,
Ob Wesen oder Schein, ob Wahrheit oder Trug
Den Panzer um das Herz mit süßer Macht zerschlug!
Die Gottheit des Geschmacks zählt jedes Kenners Zähre
Und hebt sie teuer auf zu sein' und unsrer Ehre.
Zu unsrer Ehre? — Ja! als Teil von unserm Lohn
Durch der Gebärden Reiz, durch Mienen, Tracht und Ton
Und durch die ganze Kunst ruhmvoller Heuchlergaben
Der Tadelsucht zum Trotz sie euch erpreßt zu haben!

Zweites Buch.

1. Der Eintritt des Jahres 1755 in Berlin.

Wunsch, der du in der Brust geheimer Lieblingssünden
Geheimes Werkzeug bist,
Das oft ein lauter Freund — — wer kann das Herz ergründen? — —
Ein stiller Mörder ist;

Durch Laster, Thorheit, Wahn zu sehr, zu sehr entweihet,
Braucht keine Muse dich;
Die feile wär' es denn, die um den Pöbel freiet
Und singt sich lächerlich.

Jüngst als Kalliope den Hain und Aganippen
Um ihren Helden mied
Und zog auf Sanssouci, erklang von ihren Lippen
Ein prophezeiend Lied:

„Noch lange wird dies Land mit den erfochtnen Staaten
Im Schoß des Friedens ruhn;
Denn sein Beschützer trägt die Lorbeern großer Thaten,
Um größere zu thun.

„Er braucht den Sieg als Sieg, macht Kunst und Handel rege
Und zeichnet jedes Lauf." — —
Sie schwieg, und plötzlich stieß zur Linken an dem Wege
Ein rascher Adler auf.

Dem segnete sie nach mit heiligem Entzücken
Und aufgehobner Hand,
Bis er am Ziel des Flugs, vor ihren schärfern Blicken,
Dem Thron des Zeus, verschwand.

---

2. An den Herrn von Kleist.

Zu früh wär' es, viel zu früh, wenn, schon jetzt den güldenen Faden deines Lebens zu trennen, der blutige Mars oder die donnernde Bellona der freundlichsaumseligen Klotho vorgriff'.

Der nur falle so jung, der in eine traurige, öde Wüste hinaussieht, in künftige Tage, leer an Freundschaft und Tugend, leer an großen Entwürfen zur Unsterblichkeit;

Nicht du, der du so manchen noch froh und glücklich zu machen wünschest; — schon solche Wünsche sind nicht die kleinsten edler Thaten! —

Nicht du, den die vertrauliche Muse ins Stille winket. — Wie zürnet sie auf mich, die Eifersüchtige, daß ich die waffenlosen Stunden deiner Erholung mit ihr teile!

Dir zu gefallen, hatte sie dem Lenze seinen schönsten Schmuck von Blumen und Perlen des Taues entlehnet; gleich der listigen Juno den Gürtel der Venus.

Und nun lockt sie dich mit neuen Bestechungen. Sieh! in ihrer Rechte blitzt das tragische Zepter; die Linke bedeckt das weinende Auge, und hinter dem festlichen Schritte wallt der königliche Purpur.

Wo bin ich? Welche Bezauberung? — Letzte Zierde des ausgearteten Roms! — Sein Schüler — sein Mörder! — Wie stirbt der Weise so ruhig! — so gern! Ein williger Tod macht den Weisen zum Helden und den Helden zum Weisen!

Wie still ist die fromme Versammlung! Da rollen die Kinder des Mitleids die schönen Wangen herab; hier wischt sie die männliche Hand aus dem weggewandten Auge. —

Weinet, ihr Zärtlichen! Die Weisheit sieht die Menschen gern weinen. — Aber nun rauschet der Vorhang herab. Klatschendes Lob betäubt mich; und überall murmelt die Bewunderung: Seneca und Kleist!

Und dann erst, o Kleist, wann dich auch diese Lorbeeren, mit der weißen Feder, nur uns Dichtern sichtbar, durchflochten, wann beide deinen Scheitel beschatten — — wenn die liebsten deiner Freunde nicht mehr sind — —

Ich weiß es, keiner von ihnen wird dich gern überleben — — wenn dein Gleim nicht mehr ist — — außer noch in den Händen des lehrbegierigen Knaben, in dem Busen des spröden Mädchens, das mit seinem Liede zu Winkel eilt — —

Wenn der redliche Sulzer ohne Körper nur denkt, hier nur noch der Vertraute eines künftigen Grüblers, begieriger, die Lust nach Regeln zu wissen, als sie zu schmecken — —

Wenn unser lächelnder Ramler sich tot kritisiert — wenn der harmonische Krause nun nicht mehr, weder die Zwiste der Töne noch des Eigennutzes schlichtet — —

Wenn auch ich nicht mehr bin — — ich, deiner Freunde spätester, der ich, mit dieser Welt weit besser zufrieden als sie mit mir, noch lange, sehr lange zu leben denke — —

Dann erst, o Kleist, dann erst geschehe mit dir, was mit

uns allen geschieht! Dann stirbst du, aber eines edlern Todes, für deinen König, für dein Vaterland, und wie Schwerin.

O des beneidenswürdigen Helden! — Als die Menschheit in den Kriegern stutzte, ergriff er mit gewaltiger Hand das Panier. — Folgt mir! rief er, und ihm folgten die Preußen.

Und alle folgten ihm zum Ziele des Sieges! Ihn aber trieb allzuviel Mut bis jenseit der Grenzen des Sieges, zum Tode! Er fiel, und da floß das breite Panier zum leichten Grabmal über ihn her.

So stürzte der entsäulte Palast über dich, Simson, ein schreckliches Monument von Ruinen und zerschmetterten Feinden, zusammen. So ward dein Tod der herrlichste deiner Siege!

---

3. An Herrn Gleim.

Umsonst rüstet Kalliope den Geist ihres Lieblings zu hohen Liedern, zu Liedern von Gefahren und Tod und heldenmütigem Schweiße — —

Umsonst; wenn das Geschick dem Lieblinge den Held versagt und beide in verschiedenen Jahrhunderten oder veruneinigten Ländern geboren worden.

Mit dir, Gleim, ward es so nicht! Dir fehlt weder die Gabe, den Helden zu singen, noch der Held. Der Held ist dein König.

Zwar sang deine frohe Jugend, bekränzet vom rosenwangigten Bacchus, nur von feindlichen Mädchen, nur vom streitbaren Kelchglas;

Doch bist du auch nicht fremd im Lager, nicht fremd vor den feindlichen Wällen, unter brausenden Rossen.

Was hält dich noch? Singe ihn, deinen König! deinen tapfern, doch menschlichen, deinen schlauen, doch edeldenkenden Friedrich!

Singe ihn an der Spitze seines Heeres, an der Spitze ihm ähnlicher Helden, so weit Menschen den Göttern ähnlich sein können.

Singe ihn im Dampfe der Schlacht, so wie die Sonne unter den Wolken ihren Glanz, aber nicht ihren Einfluß verlieret.

Singe ihn mit dem Kranze des Siegs, tiefsinnig auf dem Schlachtfelde, mit thränendem Auge unter den Leichnamen seiner verewigten Gefährten.

Du weißt, wie du ihn am besten singen sollst. Ich will unterdes mit Aesopischer Schüchternheit, ein Freund der Tiere, stillere Weisheit lehren. —

Ein Märchen vom blutigen Tiger, der, als der sorglose Hirt mit Chloris und dem Echo scherzte, die arme Herde würgte und zerstreute.

Unglücklicher Hirte, wenn wirst du die zerstreuten Lämmer wieder um dich versammeln? Wie rufen sie so ängstlich im Dornengehecke nach dir!

---

4. Orpheus.

Orpheus, wie man erzählt, stieg, seine Frau zu suchen, in die Hölle herab. Und wo anders als in der Hölle hätte Orpheus auch seine Frau suchen sollen?

Man sagt, er sei singend herabgestiegen. Ich zweifle im geringsten nicht daran; denn so lange er Witwer war, konnte er wohl vergnügt sein und singen.

Berge, Flüsse und Steine folgten seinen Harmonien nach; und wenn er auch noch so schlecht gesungen hätte, so wären sie ihm doch nachgefolgt.

Als er ankam und seine Absicht entdeckte, hörten alle Martern auf. Und was könnten für einen so dummen Ehemann wohl noch für Martern übrig sein?

Endlich bewog seine Stimme das taube Reich der Schatten; ob es gleich mehr eine Züchtigung als eine Belohnung war, daß man ihm seine Frau wiedergab.

---

5. An Mäcen.

Du, durch den einst Horaz lebte, dem Leben ohne Ruhe, ohne Bequemlichkeit, ohne Wein, ohne den Genuß einer Geliebten kein Leben gewesen wäre; du, der du jetzt durch den Horaz lebst, dem ohne Ruhm in dem Gedächtnisse der Nachwelt leben ist schlimmer, als ihr gar unbekannt zu sein;

Du, o Mäcen, hast uns deinen Namen hinterlassen, den die Reichen und Mächtigen an sich reißen und die hungrigen Skribenten verschenken; aber hast du uns auch von dir etwas mehr als den Namen gelassen?

Wer ist's in unsern eisern Tagen, hier in einem Lande, deren Einwohner von innen noch immer die alten Barbaren

sind, wer ist es, der einen Funken von deiner Menschenliebe, von deinem tugendhaften Ehrgeize, die Lieblinge der Musen zu schützen, in sich häge?

Wie habe ich mich nicht nach einem nur schwachen Abdrucke von dir umgesehn! mit den Augen eines Bedürftigen umgesehn! Was für scharfsichtige Augen!

Endlich bin ich des Suchens müde geworden und will über die Afterkopien ein bittres Lachen ausschütten. — —

Dort, der Regent, ernährt eine Menge schöner Geister und braucht sie des Abends, wenn er sich von den Sorgen des Staats durch Schwänke erholen will, zu seinen lustigen Räten. Wieviel fehlt ihm, ein Mäcen zu sein!

Nimmermehr werde ich mich fähig fühlen, eine so niedrige Rolle zu spielen, und wenn auch Ordensbänder zu gewinnen stünden.

Ein König mag immerhin über mich herrschen; er sei mächtiger, aber besser dünke er sich nicht. Er kann mir keine so starke Gnadengelder geben, daß ich sie für wert halten sollte, Niederträchtigkeiten darum zu begehen.

Corner, der Wollüstling, hat sich in meine Lieder verliebt. Er hält mich für seinesgleichen. Er sucht meine Gesellschaft. Ich könnte täglich bei ihm schmausen, mich mit ihm umsonst betrinken und umsonst auch die teuerste Dirne umfangen, wenn ich nur mein Leben nicht achtete und ihn als einen zweiten Anakreon preisen wollte. Ein Anakreon, daß es den Himmel erbarme! welcher das Podagra und die Gicht hat und noch eine andre Krankheit, von der man zweifelt, ob sie Kolumbus aus Amerika gebracht hat.

---

6. Poetisches Sendschreiben an Oberstleutnant Karl Leonhard von Carlowitz.

Bis hieher gab ich's zu, daß meine Dankbarkeit
Aus Hoheit ihrer Pflicht Dich,
Edler Mann,
gescheut.
Doch länger lass' ich nicht den kahlen Vorwand gelten;
Der Undank möchte sie sonst ihres gleichen schelten.
Sieh! hier ist Brief und Herz! dies machet jenen groß,
Doch mich noch nicht dadurch von meinen Schulden los.

Der Winter wird sich bald das fünftemal beschließen,
Und der geschmückte Lenz sein Kind, die Blume, küssen,
Seitdem, betrübt und froh, in meiß'nischen Distrikt
Des Weingotts liebste Stadt mein junges Aug' erblickt.
Hier hat ein stiller Ort, der seit zweihundert Jahren,
Was Gott und Muse sei, in sichrer Luft erfahren,
Mich, dessen Jugend schwach, beschützt, versorgt, ernährt,
Dem rohen Geiste Licht, dem Willen Zucht gewährt,
Als ich, dem treuen Rat der Lehrer übergeben,
Von Freund und Vaterstadt begann entfernt zu leben.
Doch wenn mein reger Geist den Segen überdenkt,
Den Afra auf mein Haupt mit Ueberfluß gesenkt,
So kann ich anders nicht, ich muß auf dich verfallen.
Und da, da kann ich kaum vor zarter Regung lallen.
Dem Dank setz ich den Wunsch, dem Wunsch das Loben zu,
Und meines Lobes Stoff ist Gott, August und du.
Ja! Gott, August und du! ihr Quellen meines Glückes!
Durch euch hab ich den Sturm des widrigen Geschickes,
Der auf den jähen Sturz des Vaterlands gezielt,
In Afrens sichren Schoß gesehen, nicht gefühlt!
Denn als der blaue Feind sich durch die Lausitz drängte
Und Schwert und Schlag und Tod auf Sachsens Kinder senkte,
Wie kläglich war das Land! Durch seine tolle Wut
Ward der, bald der verjagt von Freunden, Hab und Gut.
Und wen er nicht verjagt, dem konnt er Angst und Schrecken
Durch Drohn und durch die That des Todes Furcht erwecken.
Wer ist der Glückliche, der da der Not entging,
Die jedes Sachsen Herz mit schweren Fesseln fing?
Nur uns, die wir getrost auf Afrens heilgen Hügel,
Beschützte selbst der Feind und seines Adler Flügel.
Die Stadt, die unter uns im schmalen Thale liegt,
Ward teils durch Hungers Not, teils durch den Feind bekriegt;
Der, was man ihm nicht gab, mit frecher Macht entrissen
Und, was er nicht gebraucht, verderbt, verbrannt, zerschmissen.
Wir sahen dieser Not in ungestörter Ruh,
Mitleidig zwar, doch nicht mit Furcht vor gleichem, zu.
Der gräßliche Tumult blutgieriger Soldaten
Ließ uns den Frieden nur, nicht seine Ruh entraten.
Zwei Kronen stunden da der frommen Schule für:
Die eine gab uns Schutz, der andern dienten wir.
Gedrängter Waffen Stoß und ihr geschäftig Klirren,
Der Feldtrommete streng verengtes, schmitternd Schwirren;

Der Trommel rauher Lärm, der Pauke stumpfer Schall,
Der Ruck auf Ruck geschieht bei jedem Kloppelfall,
Erregte zwar die Luft, betäubte zwar die Ohren
Und konnt der Furchtsamkeit durch Mark und Adern bohren.
Nur hier verhinderte dergleichen Krieges Klang
Nicht den gewöhnlichen zufriednen Schulgesang.
Und als die streit'ge Macht den nahen Kampfplatz wählte,
Als Preußens Adler stritt, als Sachsens Schwert entseelte,
Als sich der Donner Knall mit Bebern hören ließ,
Der manches Mutterkind ins Reich der Toten wies,
Wie kläglich winselte das ungewisse Meißen!
Wie mußte dieser Tag des Glückes letzter heißen!
Wie naß war Aug' und Kinn! und wie war jedes Herz
Voll Kummer, voller Angst, voll Sorgen, voller Schmerz!
„O Herr der Sieger! Gott! wem willst du siegen lassen?
Es siege, wer da will, so mußt du Meißen hassen!
Denn krönt der Lorbeerzweig der Preußen stolzes Haupt,
So ist dem Land und ihr Wohl, Schmuck und Ruhm geraubt.
Ein aufgeblasner Held wird über uns gebieten,
Und statt des Regiments wird ein Tyranne wüten.
Fällt aber Friedrichs Heer, und wird die Siegeskron
Der sächs'schen Redlichkeit und ihrer Streiter Lohn,
So wird (es sieht's der Geist, der aus sich selbst gerissen)
Die Stadt des Feindes Wut in Abziehn dulden müssen."

So klagte jedermann. Nur Afrens Kinderschar
War ohne kalte Furcht, so nah' die Not auch war:
„Es falle, wer da fällt, es liege, wer da lieget,
Es steige, wer da steigt, es siege, wer da sieget.
Bei uns ist doch der Sieg! Wenn eine Stütze fällt,
So ist die andre da, die unsre Mutter hält!"
So dachte sie mit Recht. Doch freilich war die Liebe,
Die für das Vaterland mit uns gebornen Triebe,
Dadurch noch nicht erstickt. Sie lag vor Gottes Thron,
Sie seufzte, bat und schrie mit kläglich bangem Ton,
Das Land, das Vaterland mit Sieg und Heil zu schmücken
Und ihres Feindes Macht beschimpft zu unterdrücken.
Gott weiß es, daß ich da auch oft an dich gedacht,
Der du mir diese Ruh im Kriege zugebracht.
Ich bin vor meinen Gott und Deinen Gott getreten
Und habe Dankes voll für Dein Gelück gebeten.
Und ja ich würde nie des Ortes würdig sein,

Gäng diese Neigung je in meiner Seele ein!
Was war es, daß darnach, als Sachsens Heer geschlagen,
Ein ekelhafter Feind die Schule mußte plagen?
Wir durften dennoch nicht, wie's vielen sonst geschehn,
Uns von der stillen Höh' verscheucht, verjaget sehen.
Wir konnten stets, wie vor, Gott und die Musen ehren
Und den beredten Mund der Seelenväter hören.
Ja, als Irenens Huld die Palmen wieder wies
Und sich die Einigkeit von Sachsen küssen ließ,
So fiel auch diese Not. Und Afrens neues Glücke
Wuchs bis zum alten Glanz bei jedem Augenblicke.

Jetzt, teurer Carlowitz, jetzt leget jedes Geist,
Der Afrens wert, ihr Kind und ihr Verehrer heißt,
Den unermeßnen Dank zu dessen Thron und Füßen,
Dem Fürsten, Zwietracht, Krieg und Tod gehorchen müssen,
Der, wenn das tolle Schwert um Schul' und Kirche tobt,
Doch beide so beschützt, daß man ihn davor lobt.
Das Danken faßt das Lob und ein inbrünstig Bitten
(So ist das Kleeblatt voll!) in die beliebte Mitten!
Wir beten. Und um was? Um unsres Landes Wohl,
Und dessen Heil und Ruhm, der es beschützen soll.
Nachdem, wie's jeglicher vor seine Pflicht erkennet,
Für den, den sein Gelück, Grund, Quell und Stütze nennet.
So bat ich auch für Dich. Dies muß das ganze sein,
Was ich, geschätzter Mann, Dir kann zum Opfer weihn.
Der, welcher Sein und Glück in seinen Händen trägt
Und auf der Frommen Haupt der Frommen Segen legt,
Der alle Dinge kennt, der Deinen Adel sieht,
Der in der Seele mehr als auf den Wappen blüht,
Wird Dich mit Glück und Preis und solchen Gütern zieren,
Die nur den Edelsten von Deiner Art gebühren.

Genug und allzuviel hast Du mich schon beglückt;
Doch blieb mir Deine Huld auch künftig unverrückt,
Und würde bald nach mir (o, darf ich es wohl wagen,
Dir den verwegnen Wunsch so dreiste vorzutragen!)
Mein Bruder auch durch Dich in Afrens Schoß gelegt
(Die Dein Geschlecht verehrt und es im Herzen trägt),
So soll (was sag ich wohl? wie soll ich mich erklären?)
Der Dank dem Tode selbst der Wohlthat Tilgung wehren!

Meißen, den 15. März 1746.

G. E. Lessing.

Fragmente.

1. Aus einem Gedichte über die menschliche Glückseligkeit.

Wie kömmt es, daß ein Geist, der nichts als Glauben haßt
Und nichts als Gründe liebt, den Schatten oft umfaßt,
Wenn er die Wahrheit denkt in sichern Arm zu schließen,
Daß ihm zum Anstoß wird, was alle Kinder wissen?
Wer lehrt mich, ob's an ihm, ob's an der Wahrheit liegt?
Verführet er sich selbst? Ist sie's, die ihn betrügt?
Vielleicht hat beides Grund, und wir sind nur erschaffen,
Anstatt sie einzusehn, bewundernd zu begaffen;
Sie, die der Dirne gleicht, die ihre Schönheit kennt
Und jeden an sich lockt und doch vor jedem rennt.
Auch dem, der sie verfolgt und fleht und schenkt und schwöret,
Wird kaum ein Blick gegönnt und wird nur halb gehöret.
Verzweifelnd und verliebt wünscht sie die Welt zu sehn;
Stürzt jeden in Gefahr, um keinem beizustehn.
Ein Zweifler male sich ihr Bild in diesen Zügen!
Nein, sie betrügt uns nie! . . . Wir sind's, die uns betrügen.

* * *

Ein Geist, der auf dem Pfad, den man vor ihm gegangen,
Nicht weiter kommen kann, als tausend mitgelangen,
Verliert sich in der Meng', die kein Verdienst besitzt,
Als daß sie redlich glaubt und, was sie weiß, beschützt.
Dies ist es, was ihn quält. Er will, daß man ihn merke.
Zum Folgen allzu stolz, fehlt ihm der Führer Stärke.
Drum springt er plötzlich ab, sucht kühn, doch ohn' Verstand,
Ein neues Wahrheitsreich, ein unentdecktes Land.
Ihm folgt ein leichter Schwarm noch zehnmal kleinrer Geister.
Wie glücklich ist er nun; die Rotte nennt ihn Meister.
Er wagt sich in die Welt mit Witz und frecher Stirn.
Und was lehrt uns denn nun sein göttliches Gehirn?

Dank sei dem großen Geist, der Furcht und Wahn vertrieben!
Er spricht's, und Gott ist nicht zu fürchten, nicht zu lieben.
„Die Freiheit ist ein Traum; die Seele wird ein Ton,
Und meint man nicht das Hirn, versteht man nichts davon.
Dem Gut und Bösen setzt ein blöder Weise Schranken,
Und ihr beglaubtes Nichts wohnt nun in den Gedanken.
Kartusch und er, der nie sein Leid und Neid vergaß,
Kartusch und Epiktet verdient nicht Ruhm, nicht Haß.
Der stahl, weil's ihm gefiel und weil er stehlen mußte;
Der lebte tugendhaft, weil er nichts Bessers wußte;
Der ward wie der regiert, und seiner Thaten Herr
War, wie ein Uhrwerk nie, auch nie ein Sterblicher.
Wer thut, was ihm gefällt, thut das, was er thun sollte;
Nur unser Stolz erfand das leere Wort: ich wollte.
Und eben die, die uns stark oder schwach erschafft,
Sie, die Natur, schafft uns auch gut und lasterhaft." —
Wer glaubte, daß ein Geist, um kühn und neu zu denken,
Sich selber schänden kann und seine Würde kränken?

* * *

Der Menge Beifall ist zwar nie der Wahrheit Grund,
Und oft liegt ihre Lehr' in eines Weisen Mund,
Der, alles selbst zu sehn, in sich zurückgegangen,
Des Zweifels Gegengift durch Zweifeln zu erlangen.
Doch macht den größern Teil auch das zum Lügner nicht,
Weil der und jener Narr von Gegengründen spricht.
Er, der die Wahrheit sucht, darf nicht die Stimmen zählen;
Doch wenn die Menge fehlt, so kann auch einer fehlen.
Ich glaub', es ist ein Gott, und glaub' es mit der Welt,
Weil ich es glauben muß, nicht weil es ihr gefällt.
Doch der, der sich nicht selbst zu denken will erkühnen,
Der fremdes Wissen nutzt, dem andrer Augen dienen,
Folgt klüglicher der Meng' als einem Sonderling . . .

* * *

Gnug, wer Gott leugnen kann, muß sich auch leugnen können.
Bin ich, so ist auch Gott. Er ist von mir zu trennen,
Ich aber nicht von ihm. Er wär', wär' ich auch nicht;
Und ich fühl' was in mir, das für sein Dasein spricht.
Weh dem, der es nicht fühlt und doch will glücklich werden,
Gott aus dem Himmel treibt und diesen sucht auf Erden!

* * *

Beklagenswürd'ge Welt, wenn dir ein Schöpfer fehlt,
Des Weisheit nur das Wohl zum Zweck der Thaten wählt!
Spielt nur ein Ungefähr mit mein und deinem Wesen,
Ward ich nur, weil ich ward, und bist du nicht erlesen:
Was hält den feigen Arm, daß er beim kleinsten Schmerz
Zu seiner Rettung sich den Dolch nicht drückt ins Herz?
Stirb, weil dein Leiden doch zu keiner Absicht zwecket
Und dich in Freud und Leid ein häm'scher Zufall necket,
Der dich durch kurze Lust ruckweise nur erquickt,
Daß dich der nächste Schmerz nicht unempfindlich drückt.
Ein Weiser schätzt kein Spiel, wo nur der Fall regieret,
Und Klugheit nichts gewinnt und Dummheit nichts verlieret.
Verlust ohn' meine Schuld ist ein zu bittres Gift,
Und Glück ergötzt mich nicht, das auch die Narren trifft.
Stirb und verlaß die Welt, das Urbild solcher Spiele,
Wo ich Pein ohne Schuld und Lust mit Ekel fühle.
Doch warum eifr' ich so? Gott ist, mein Glück steht fest,
Das Wechsel, Schmerz und Zeit mir schmackhaft werden läßt.

* * *

Die Wahrheit wird manchmal in Fabeln gern gehört;
So höre, was mich einst ein frommer Mönch gelehrt:
Zur gütigen Natur kroch mit Verdruß und Klage
Der Gärten fleiß'ger Feind, der ird'sche Feind vom Tage.
„Natur, dem Maulwurf nur warst du stiefmütterlich?
Für alle sorgtest du? und sorgtest nicht für mich?"
„„Was klagst du?"" .. „O Natur! das solltest du nicht wissen?
Warum soll ich allein das Glück, zu sehen, missen?
Der Mensch sieht, ich bin blind. Mein Leben hängt daran;
Der Falle zu entgehn, gib, daß ich sehen kann."
„„Sei sehend, daß ich auch bei dir entschuldigt werde!""
Er sah und grub sich gleich in die geliebte Erde.
Hier, wo kein Strahl des Lichts die Finsternis verjagt,
Was nutzt ihm hier sein Glück, daß er von neuem klagt.
„Natur," schrie er zurück, „das sind unmöglich Augen."
„„Sie sind's, nur daß sie nicht für einen Maulwurf taugen.""

* * *

Und das, was in mir wohnt, was in mir fühlt und denket;
Das, was zwar mein Gehirn, doch nicht die Welt umschränket;
Das, was sich selber weiß und zu sich spricht: ich bin;
Was auch die Zeit beherrscht und was mit der will fliehn,

Durch unsichtbare Macht auf heut und morgen bringet
Und morgen, eh es wird, mit weitem Blick durchdringet;
Das mich, dem die Natur die Flügel nicht verliehn,
Vom niedern Staube hebt, die Himmel zu umziehn;
Das, was die Stärk' ersetzt, die in dem Löwen wütet,
Wodurch der Mensch ein Mensch, und ihm als Mensch gebietet:
Das wird des Uhrwerks Kraft, das im Gehirne geht,
Und seines Körpers Teil, weil man es nicht versteht.
Doch sprich, du kluger Thor, wenn es die Körper zeugen,
Versteht man es dann eh, als wenn es Geistern eigen?
Du machest Schwierigkeit durch Schwierigkeiten klar,
Vertreibst die Dämmerung und bringst die Nacht uns dar.
Wie jetzo meinem Licht, das in den stillen Stunden
Mit meinem Fleiße wacht, der noch kein Glück gefunden,
Da ich es putzen will, die unachtsame Hand
Den Dacht zu knapp gekürzt, die Flamme gar verschwand ꝛc.

---

2. Aus einem Gedichte an den Herrn Baron von Sp**.

Die Schule macht den Dichter? Nein.
Er, welchen die Natur zu ihrem Maler wählet
Und ihn, ein mehr als Mensch zu sein,
Mit jenem Feu'r beseelet,
Das, leider, mir! doch nicht von Sp** fehlet;
Dem sie ein fühlend Herz und ein harmonisch Ohr
Und einen Geist verlieh, dem Glück und Ehr' und Thor
Nie marternd Mißvergnügen macht,
Wenn nur auf ihn die holde Muse lacht,
Die seinen edlern Teil von dem Vergessen sparet,
Wofür kein Titel nicht, nicht Königsgunst bewahret:
Ein solcher dringt hervor, wohin das Glück ihn stieß,
Das gern auch Dichter plagen wollte,
Ist minder das, was es ihn werden ließ,
Als was er werden sollte.

* * *

Und schon hat man gesehen
Als zweifach Adams Sohn ihn hinterm Pfluge gehen.
Als fauler Rinder Herr wagt er ein göttlich Lied,
Das Musen vom Olymp, ihn aus dem Staube zieht;

Er wirft den Zepter weg, den er mit Klatschen schwang,
Singt schöner ungelehrt, als G** mühsam sang.

* *
*

Noch öftrer treibet ihn, für Musen nur geschaffen,
Ein neidisches Geschick zu ungeliebten Waffen
Und läßt ihn, statt auf Pindus' Höh,
Im wühlenden Gelärm des wilden Lagers schlafen.
Jedoch umsonst: sein rührend Rohr
Schweigt bei Karthaunen nicht und tönt Trommeten vor.
Sein Mut erstickt nicht seinen Witz,
Sein zärtliches Gefühl nicht Gier, berühmt zu sterben;
Und die gefaltne Stirn, des Schreckens finstrer Sitz,
Vom Einfall aufgeklärt, wird keinen Scherz verderben.
Die Musen staunen sanft, bei Helden sich zu finden,
Die ihrer Lorbeern Schmuck in Mavors' Lorbeern winden.

---

3. Aus einem Gedichte über den jetzigen Geschmack in der Poesie.

Noch rollt dein leichter Vers auf leichten Jamben fort;
Noch bringst du gleichen Schall an den gewohnten Ort;
Noch denkst du, wie man denkt, eh man den Witz verwöhnet,
Daß er sich ekel nur nach seltnen Bildern sehnet;
Noch redst du, wie man redt, eh man die Zunge bricht,
Daß sie lateinisch Deutsch mit schönen Stammeln spricht,
Noch hast du nicht gewagt, ein römisch Lied zu spielen,
Das von Gedanken strotzt, doch minder hat zum fühlen;
Noch tönt dein schwacher Mund die Göttersprache nicht;
Noch gibst du jedem Zug sein ihm gehörig Licht;
Noch trägt Wort und Begriff bei dir nicht neue Banden
Wer dich gelesen hat, der hat dich auch verstanden;
Du bist von kalter Art, die gern vernünftig denkt
Und ihrem Zweifel mehr als ihrem Witze schenkt . . .
Und willst ein Dichter sein? . . . Geh, laß den schweren Namen,
Zum Dichter trägst du kaum den ungekeimten Samen.
So sprach ein großer Geist, von K** Feuer erhitzt,
Zu meiner Muse jüngst, die noch im Dunkeln sitzt.
Mitleidig wollt' er mich die kühnen Wege lehren,
Wo uns die Welt nicht hört, doch künft'ge Welten hören.
Nein, sprach ich, jener Wahn hat mich noch nicht berauscht,
Der nicht die Fesseln flieht, die Fesseln nur vertauscht;

Die Ketten von dem Fuß sich an die Hände leget
Und glaubt, er trägt sie nicht, weil sie der Fuß nicht träget.
Du siehst, wo Opitz ging ... Voll Zorn verließ er mich
Und donnert hinten nach: kein Schweitzer lobe dich!
Erschüttert von dem Fluch bis in das Mark der Glieder,
Schlug ich dem Sünder gleich die Augen schamrot nieder,
Für den die Rache schon den Stab gebrochen hat,
Bestimmt zum Prediger der Tugend auf dem Rad.
Vom kalten Schau'r erlosch in mir das heilige Feuer,
Das stille Dichter lehrt auch sonder einem M**.
Voll Ekel sah ich mich und sahe mich veracht,
Von Enkeln nicht gekannt, die B** schwärmrisch macht;
Ich sah voll Furcht hinaus auf Szenen künft'ger Dichter;
Die Wage der Kritik hielt ein gewalt'ger Richter,
Der seines Beifalls Wucht mit auf die Schale legt,
Die, wie sein Finger will, steigt oder überschlägt 2c.

---

4. Aus einem Gedichte an den Herrn M**.

Der lobt die Neuern nur, und der lobt nur die Alten.
Freund, der sie beide kennt, sprich, mit wem soll ich's halten?
Die Weisheit, war sie nur verfloßner Zeiten Ehr'?
Ist nicht des Menschen Geist der alten Größe mehr?
Wie? oder ward die Welt zu unsrer Zeit nur weise?
Und stieg die Kunst so spät bis zu dem höchsten Preise?
Nein, nein; denn die Natur wirkt sich stets selber gleich,
Im Wohlthun stets gerecht, an Gaben allzeit reich.
An Geistern fehlt es nie, die aus gemeinen Schranken
Des Wissens sich gewagt, voll schöpfrischer Gedanken;
Nur weil ihr reger Sinn nicht allzeit eins geliebt,
Ward von der Kunst bald der, bald jener Teil geübt.
Das Alter wird uns stets mit dem Homer beschämen,
Und unsrer Zeiten Ruhm muß Newton auf sich nehmen;
Zwei Geister, gleich an Größ' und ungleich nur im Werk,
Die Wunder ihrer Zeit, des Neides Augenmerk.
Wer zweifelt, daß Homer ein Newton worden wäre,
Und Newton, wie Homer, der ew'gen Dichtkunst Ehre,
Wenn dieser das geliebt, und dieses der gewählt,
Worinne beiden doch nichts mehr zum Engel fehlt?
Vor diesem galt der Witz und durch den Witz der Dichter,
Selbst Griechen machten ihn zum Feldherrn und zum Richter.

Jetzt sucht man mehr als Witz; die Zeit wird gründlicher
Und macht den Weg zum Ruhm dem Weisen doppelt schwer.
Nutz geht Vergnügung vor. Was nur den Geist ergötzet,
Den Beutel ledig läßt, verdient das, daß man's schätzet?
Ihr weisen Enkel seht der Eltern Fehl wohl ein:
Sonst ward der Dichter groß, nun wird's ein Schreiber sein.
Schon recht, der nutzt dem Staat. Und müßige Poeten
Hat Platos Republik, Europa nicht vonnöten.
Was ist denn ihre Kunst, und worauf trotzen sie?
Der Dummkopf, der sie schmäht, begriff ihr Vorrecht nie.
Ihr Muster ist Natur, sie in belebten Bildern
Mit eignen Farben uns, verschönert oft, zu schildern.
Doch, Dichter, sage selbst, was schilderst du von ihr?
Der Dinge Flächen nur und Schein gefallen dir.
Wie sie das Auge sieht, dem Geiste vorzumalen,
Bleibst du den Sinnen treu und machst aus Geistern Schalen.
Ins Innre der Natur dringt nie dein kurzer Blick;
Dein Wissen ist zu leicht und nur des Pöbels Glück.
Allein mit kühnem Aug' ins Heiligtum zu blicken,
Wo die Natur im Werk, bemüht mit Meisterstücken,
Bei dunkler Heimlichkeit, der ew'gen Richtschnur treu,
Zu unserm Rätsel wird, und Kunst ihr kommt nicht bei:
Der Himmel Kenner sein, bekannt mit Mond und Sternen,
Ihr Gleis, Zeit, Größ' und Licht durch glücklichs Raten lernen;
Nicht fremd sein auf der Welt, daß man die Wohnung kennt,
Der Herrn sich mancher Thor, ohn' sie zu kennen, nennt;
Bald in dem finstern Schacht, wo Graus und Reichtum thronet
Und bei dem Nutz Gefahr in hohlen Felsen wohnet,
Der Steine teure Last, der Erzte hart Geschlecht,
Der Gänge Wunderlauf, was schimmernd und was echt,
Mit mühsamer Gefahr und fährlichen Beschwerden
Neugierig auszuspähn und so ihr Herr zu werden;
Bald in der lust'gen Plän', im schauernd dunkeln Wald,
Auf kahler Berge Haupt, in krummer Felsen Spalt,
Und wo die Neubegier die schweren Schritte leitet
Und Frost und Wind und Weg die Lehrbegier bestreitet,
Der Pflanzen grünen Zucht gelehrig nachzugehn
Und mit dem Pöbel zwar, doch mehr als er, zu sehn;
Bald mehr Vollkommenheit in Tieren zu entdecken,
Der Vögel Feind zu sein und Störer aller Hecken;
Zu wissen, was dem Bär die starken Knochen füllt,
Was in dem Elend zuckt, was aus dem Ochsen brüllt,

Was in dem Ozean für scheußlich Untier schwimmet,
Und welche Schneckenbrut an seinem Ufer klimmet;
Was jedem Tier gemein, was ihm besonders ist,
Was jedes Reich verbindt, wo jedes March sich schließt;
Bald mit geübtem Blick den Menschen zu ergründen,
Des Blutes Kreislauf sehn, sein festes Triebwerk finden:
Dazu gehöret mehr, als wenn beim Glase Wein
Der Dichter ruhig singt, besorgt nur um den Schein.
O Zeit, beglückte Zeit! wo gründlich seltne Geister
Gott in der Kreatur, im Kunststück seinen Meister
Dem Spötter aufgedeckt, der blind sich und die Welt
Für eine Glücksgeburt des blinden Zufalls hält.
Rühmt eure Dichter nur, ihr Väter alter Zeiten,
Die Meister schönes Wahns und kleiner Trefflichkeiten,
Durch die Gott und sein Dienst ein albern Märlein ward,
Vom Pöbel nur geglaubt, der Geister kleinsten Art.
Die Wahrheit kam zu uns im Glanz herabgeflogen
Und hat im Newton gern die Menschheit angezogen.
Uns ziert ein Aldrovand, ein Reaumur ziert uns mehr
Als alle Musen euch im einzigen Homer.
Was Großes ist es nun, sich einen Held erdenken
Und ihn mit eigner Kraft in schweres Unglück senken,
Woraus ihn bald ein Gott, bald unbeglaubter Mut
Mit großen Thaten reißt, die der Poete thut?
Braucht nicht der Philosoph mehr Witz und stärkre Sinnen,
Der kleine Wunder sucht, bekannt mit Wurm und Spinnen?
Dem keine Raupe kriecht, der Namen er nicht nennt,
Und jeden Schmetterling vom ersten Ursprung kennt;
Dem Fliegen nicht zu klein, noch Käfer zu geringe,
Und in der Mücke sieht den Schöpfer aller Dinge;
Dem jeder Essigtropf wird eine neue Welt,
Die eben der Gott schuf und eben der Gott hält.
Da sieht er Abenteu'r, die jener nur erfindet,
Und ist des Staates kund, den Bien' und Ameis gründet.
Ja, wenn ein Molièr', der Tugend muntrer Freund,
Der Spötter eiteln Wahns, des Lächerlichen Feind,
Auf Fehler merksam wird und lernt aus hundert Fällen
Der Menschen trotzig Herz und trügrisches Verstellen;
Wenn seiner Spötterei kein alter Hut entgeht
Und ihm das Laster nie zu hoch zur Strafe steht;
Braucht er so viel Verstand, als wenn aus kleinen Reisen
Des Schwanzsterns Dörfel uns will seine Laufbahn weisen,

Wenn er aus einem Stück aufs ganze richtig schließt
Und durch den einen Bug die ganze Krümmung mißt?
Braucht er so viele Kunst, die Winkel zu entdecken,
In die, das scheue Heer, die Laster sich verstecken,
Als jener, der im Glas entfernte Monden sieht
Und ihre Größ' und Bahn in helle Tafeln zieht?
Und als ein andrer, der aus wenigen Minuten
Die Fahrt des Lichts bestimmt und rechnet sie nach Ruten?
Wer braucht mehr Geist und Müh, der, der in fauler Lust
Den Wein trinkt und erhelt, gelehnt an Phyllis' Brust?
Wie? oder der sein Feu'r, wie es die Sonn' erzeuget,
Und wie der Saft im Stock durch enge Röhren steiget,
Aus Gründen uns erklärt und wert ist, daß der Wein
Ihn einzig nur erfreu' und stärk' ihn nur allein?
Der Dichtern nöt'ge Geist, der Möglichkeiten dichtet
Und sie durch seinen Schwung der Wahrheit gleich entrichtet,
Der schöpferische Geist, der sie beseelen muß,
Sprich, M**, du weißt's, braucht den kein Physikus?
Er, der zuerst die Luft aus ihrer Stelle jagte
Und mehr bewies, als man je zu erraten wagte;
Er, der im Sonnenstrahl den Grund der Farben fand
Und ihre Aenderung in feste Regeln band;
Er, der vom Erdenball die platten Pole wußte,
Eh ein Maupertuis sie glücklich messen mußte;
Hat die kein Schöpfergeist bei ihrer Müh beseelt,
Und ist es nur Homer, weil ihm ein ältrer fehlt?

* * *

Wird Aristoteles nicht ohne Grund gepriesen,
Dem nie sich die Natur als unterm Flor gewiesen?
Ein dunkler Wörterkram von Form und Qualität
Ist, was er andre lehrt und selber nicht versteht.
Zu glücklich, wenn sie nicht mit spitzig seichten Grillen
Die Lücken der Natur durch leere Töne füllen!
Ein selbst erwählter Grund stützt keine Wahrheit fest,
Als die man, statt zu sehn, sich selber träumen läßt;
Und wie wir die Natur bei alten Weisen kennen,
Ist sie ihr eigen Werk, nicht Gottes Werk zu nennen.
Vergebens sucht man da des Schöpfers Majestät,
Wo alles nach der Schnur verkehrter Grillen geht.
Wird gleich die Faulheit noch die leichten Lügen ehren,
Genug, wir sehen Gott in neuern klärern Lehren.

Stagirens Ehr' ist jetzt den Physikern ein Kind,
Wie's unsre Dichter noch bei alten Dichtern sind &c.

Anmerkung. Daß dieses Gedicht nicht ganz ist, und daß ich es an vielen Orten selbst nicht mehr verstehe, dieses habe ich dem verstorbenen Herrn Professor Menz in Leipzig zu danken. Der Freund, an den es gerichtet ist, ließ es in ein physikalisches Wochenblatt einrücken. Diese Ehre kam mir ein wenig teuer zu stehen. Herr Menz war Zensor, und zum Unglücke einer von denen, welche vermöge dieses Amts das Recht zu haben glauben, die Schriftsteller nach Belieben zu mißhandeln. Er hat unter andern den ganzen Schluß weggestrichen, worinne man über gewisse, wenn Gott will, physikalische Kindereien lachte, in welchen der und jener Naturlehrer alle seine Geschicklichkeit bestehen läßt.

---

5. An den Herrn Marpurg,

über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen, besonders der Poesie und Tonkunst.

Der du für dich und uns der Töne Kräfte kennst,
Der Kunst und der Natur ihr wahres Amt ernennst,
Maß, Gleichheit, Ordnung, Wert im Reich der Schalle lehrest,
Denkst, wo man sonst nur fühlt, und mit der Seele hörest,
Dein Ohr nicht kitzeln läßt, wenn du nicht weißt, warum?
Dem schwere Schönheit nur Lust bringt und Meistern Ruhm;
Freund, sprich, soll die Musik nicht alle Welt ergötzen?
Soll sie's — was darf man sie nach strengen Regeln schätzen?
Die grübelnde Vernunft dringt sich in alles ein
Und will, wo sie nicht herrscht, doch nicht entbehret sein.
Ihr flucht der Orthodox; denn sie will seinem Glauben,
Der blinde Folger heischt, den alten Beifall rauben.
Und mich erzürnt sie oft, wenn sie der Schul' entwischt
Und spitz'gem Tadel hold in unsre Lust sich mischt.
Gebietrisch schreibt sie vor, was unsern Sinnen tauge
Macht sich zum Ohr des Ohrs und wird des Auges Auge.
Dort steigt sie allzuhoch, hier allzutief herab,
Der Sphär' nie treu, die Gott ihr zu erleuchten gab.
Die ist des Menschen Herz, wo sich bei Irrtums Schatten,
Nach innerlichem Krieg, mit Lastern Laster gatten,
Wo neues Ungeheu'r ein jeder Tag erlebt
Und nach dem leeren Thron ein Schwarm Rebellen strebt.
Hier laß, Vernunft, dein Licht, uns unsern Feind erblicken,
Hier herrsche sonder Ziel, hier herrsch', uns zu beglücken.
Hier findet Tadel, Rat, Gesetz und Strafe statt.
Doch so ein kleines Reich macht deinen Stolz nicht satt.
Du fliehst auf Abenteu'r ins Elend zu den Sternen
Und baust ein stolzes Reich in unermeßnen Fernen,

Spähst der Planeten Lauf, Zeit, Größ' und Ordnung aus,
Regierst die ganze Welt, nur nicht dein eignes Haus.
Und steigst du dann und wann voll Schwindel aus den Höhen,
Zufrieden mit dir selbst, wie hoch du stiegst, zu sehen,
So kömmst du, statt ins Herz, in einen Kritikus,
Der, was die Sinne reizt, methodisch mustern muß,
Und treibst durch Regeln, Grund, Kunstwörter, Lehrgebäude
Aus Lust die Quintessenz, rektifizierst die Freude
Und schaffst, wo dein Geschwätz am schärfsten überführt,
Daß viel nur halb ergötzt und vieles gar nicht rührt;
Das Fühlen wird verlernt, und nach erkiesten Gründen
Lernt auch ein Schüler schon des Meisters Fehler finden
Und hält, was Körner hat, für ausgedroschnes Stroh;
Denn Ekel macht nicht satt und Eigensinn nicht froh.
Ist der Vergnügen Reich nicht klein genug umschränket,
Daß unser ekler Witz auf engre Marchen denket?
Treibt denn der Baum der Lust Holz so im Ueberfluß,
Daß man gewaltsam ihm die Aeste rauben muß?
Ist unsre Freud ein Feu'r, das sich zu reichlich nähret,
Das uns, schwächt man es nicht, anstatt erwärmt, verzehret?
Ist das, was uns gefällt, denn lauter starker Wein,
Den man erst wässern muß, wenn er soll heilsam sein?
O nein! denn gleich entfernt vom Geiz und vom Verschwenden,
Floß, was du gabst, Natur, aus sparsam klugen Händen.
Was einen Bauer reizt, macht keine Regel schlecht;
Denn in ihm wirkt ihr Trieb noch unverfälschlich echt;
Und wenn die kühne Kunst zum höchsten Gipfel flieget,
So schwebt sie viel zu hoch, daß ihn ihr Reiz vergnüget,
So wie des Weingeists Glut, weil er zu reinlich brennt,
Kein dichtes Holz entflammt, noch seine Teile trennt.
  Freund, wundre dich nur nicht, daß einst des Orpheus Saiten
Die Tiger zahm gemacht und lehrten Bäume schreiten;
Das ist: ein wildes Volk, den Tieren untermengt,
Hat, wenn er spielte, sich erstaunt um ihn gedrängt.
Sein ungekitzelt Ohr fühlt süße Zaubereien;
Ihn lehrt die Macht der Kunst die Macht der Götter scheuen,
Und was der Wundermann lobt, ratet und befiehlt,
Hat bei den Rauhesten den Reiz, mit dem er spielt.
Die Menschlichkeit erwacht; der Tugend sanftes Feuer
Erhitzt die leere Brust und wird die Frucht der Leier.
Der Wald sieht sich verschmäht, man sammelt sich zu Hauf,
Man herrscht, man dient, man liebt und bauet Flecken auf.

So wirft ein Leiermann — und Gott weiß was für einer! —
Den Grund zum größten Staat und macht die Bürger feiner.
Doch war's ein Wunder? Nein. Dem unverwöhnten Ohr,
Das noch nichts Schönres kennt, kömmt alles göttlich vor.
Jetzt aber . . wähle selbst, nimm Hassen oder Grauen
Und sprich, ihr edler Stolz wird er sich so viel trauen?
Er beßre, wenn er kann, das ungeschliffne Land.
Dem Junker und dem Bau'r fehlt noch gleich viel Verstand.
Er geh, sind sie es wert, und lehr' mit Opertönen,
Was sich nicht lehren läßt, den ohne Murren fröhnen
Und jenen ohne Stolz ein Bauerkönig sein.
Der Priester räumt ihm gern dazu die Kirchen ein.
Doch er wird zehnmal eh die Karpfen in den Teichen
Als ihren dummen Bau'r und Bauerherrn erweichen.
Nicht, weil er schlecht gespielt, weil er kein Orpheus ist,
Des Kunst die Billigkeit nach seinen Zeiten mißt;
Nein, weil jetzt (güldne Zeit!) der Pöbel auf den Straßen
Ein ekler Ohr besitzt, als Kenner sonst besaßen.
Erst drängt er durch die Wach' sich toll ins Opernhaus,
Urteilt erbärmlich dann und strömt in Tadel aus.
Die Wendung war zu alt, die kam zu oftmals wieder;
Hier stieg er allzuhoch, hier fiel er plötzlich nieder;
Der Einfall war dem Ohr zu unerwartet da,
Und jener taugte nichts, weil man zuvor ihn sah;
Bald wird das Traurige zum Heulen wüster Töne,
Bald ist die Sprach' des Leids zu ausgekünstelt schöne;
Dem ist das Fröhliche zu schäkernd possenhaft,
Und jenem eben das ein Grablied ohne Kraft;
Das ist zu schwer gesetzt, und das für alle Kehlen;
Und manchem scheint es gar ein Fehler, nie zu fehlen;
Das Wort heißt zu gedehnt, und das nicht gnug geschleift;
Die Loge weint gerührt, wo jene zischt und pfeift.
Wo kömmt die Frechheit her, so unbestimmt zu richten?
Wer lehrt den gröbsten Geist die Fehler sehn und dichten?
Ist nicht, uneins mit sich, ein Thor des andern Feind?
Und fühlt der Künstler nur sie all auf sich vereint?
Ist nicht der Grund, weil sie erschlichne Regeln wissen
Und auf gut Glück danach vom Stock zum Winkel schließen?
Er ist's. Nun tadle mich, daß ich die Regeln schmäh'
Und mehr auf das Gefühl als ihr Geschwätze seh'.
Die Schwester der Musik hat mit ihr gleiches Glücke;
Kritiken ohne Zahl und wenig Meisterstücke,

Seitdem der Philosoph auf dem Parnasse streift
Und Regeln abstrahiert und die mit Schlüssen steift.
Der Schüler hat gehört, man müsse fließend dichten.
Was braucht der Schüler mehr, des *Schweitzers* Lied zu richten?
Grob, Lohensteinisch, schwer gibt seinen Worten Wucht.
Die Menge lobt den Wahn; das ist des Wahnes Frucht.
Ja, seine Tyrannei hat leichte Besserungen,
Nach langem Widerstand, ihm endlich abgedrungen.
Und bersten möcht' ich oft, wenn tadelndes Geschmeiß,
Das kaum mit Müh und Not die drei Einheiten weiß,
Den Plaut und Molièr' zu übersehen glaubet;
Das ist, dem Herkules im Schlaf die Keule raubet,
Und brächt' ihm gern damit schimpfsvolle Wunden an;
Nur schade! daß kein Zwerg sie mächtig führen kann.
Kunstwörter müssen dann der Dummheit Blöße decken,
Und ein gelehrt Citat macht Zierden selbst zu Flecken.
Ach, arme Poesie! anstatt Begeisterung
Und Göttern in der Brust, sind Regeln jetzt genung.
Noch einen *Bodmer* nur, so werden schöne Grillen
Der jungen Dichter Hirn, statt Geist und Feuer füllen.
Sein Affe schneidert schon ein ontologisch Kleid
Dem zärtlichen Geschmack zur Maskaradenzeit.
Sein kritisch Lämpchen hat die Sonne jüngst erhellet,
Und *Klopstock* ward durch ihn, wie er schon stand, gestellet.
Tonarten, Intervall, Akkorde, Dissonanz,
Manieren, Klauseln, Takt, Strich, Konterpunkt und Schwanz,
Mit hundert Wörtern mehr, die Tausend nicht verstehen,
Worauf sich Tausend doch pedantisch albern blähen,
Freund, sei so gut, verbräm' mein allzudeutsch Gedicht,
Damit man auch von mir als einem Kenner spricht.
Doch nein . . Es möchte mich ein Pfau zu rupfen fassen.
Wobei ich nichts gedacht, mag ich nichts denken lassen.
Zwar durch Bescheidenheit fliegt man nicht himmelan;
Dem Mädchen steht die Scham und Prahlerei dem Mann.
Die Regeln sind dazu, daß wir nicht dürfen schweigen,
Wenn Meister emsig sind und sich in Thaten zeigen.
Wer hat so müß'ge Zeit und sitzet mühsam still,
Daß er erst alles lern', wovon er reden will?
Ein Weiser braucht den Mund zum Richten und am Tische.
Wer schweigt, ist dumm. Drum sind das dümmste Vieh die Fische.
Bei einem Glase Wein kommt manches auf die Bahn;
Da heißt es: rede hier, daß man dich sehen kann.

Und reden kann man ja. Vom Setzen, Dichten, Malen
Lehrt auch das kleinste Buch, wo nichts verstehn, doch prahlen.
Der Schwätzer hat den Ruhm; dem Meister bleibt die Müh.
Das ist der Regeln Schuld, und darum tadl' ich sie.
Doch meinet man vielleicht, daß sie dem Meister nützen?
Man irrt; das hieß' die Welt mit Elefanten stützen.
Ein Adler hebet sich von selbst der Sonne zu;
Sein ungelernter Flug erhält sich ohne Ruh.
Der Sperling steigt ihm nach, so weit die Dächer gehen,
Ihm auf der Feueress', wann's hoch kommt, nachzusehen.
Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß,
Ist, was er ist, durch sich, wird ohne Regeln groß.
Er geht, so kühn er geht, auch ohne Weiser sicher.
Er schöpfet aus sich selbst. Er ist sich Schul' und Bücher.
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt.
Wer fasset seinen Wert? Er selbst nur kann ihn fassen.
Sein Ruhm und Tadel bleibt ihm selber überlassen.
Fehlt einst der Mensch in ihm, sind doch die Fehler schön;
Nur seine Stärke macht, daß wir die Schwäche sehn.
So kann der Astronom die fernen Sonnenflecken
Durch Hilf' des Sonnenlichts und anders nicht entdecken.
Nachahmen wird er nicht, weil eines Riesen Schritt,
Sich selbst gelassen, nie in Kindertappen tritt.
Nun saget mir, was dem die knecht'sche Regel nützet,
Die, wenn sie fest sich stützt, sich auf sein Beispiel stützet?
Vielleicht, daß Feu'r und Geist durch sie ersticket wird;
Denn mancher hat, aus Furcht zu irren, sich verirrt.
Wo er schon Vorsicht braucht, verliert er seinen Adel.
Er singet sonder Neid und darum ohne Tadel.
Doch jedes hundert Jahr, vielleicht auch seltner noch,
Kömmt so ein Geist empor und wird der Schwächern Joch.
Muß man, wenn man sich schwingt, stets adlermäßig schwingen?
Soll nur die Nachtigall in unsern Wäldern singen?
Der nebelhafte Stern muß auch am Himmel stehn;
Bei vieler Sonnen Glut würd' unsre Welt vergehn.
Drum wird dem Mittelgeist vielleicht die Regel nützen?
Die Säul' war dort zur Zier, und hier ist sie zum Stützen.
Doch, Freund, belehre mich, wie den Apollo nennt,
Wenn er die Töne gleich als seine Finger kennt,
Besäß' sein schwerer Geist Eukliden und Cartesen,
Und Eulern könnt' er gar, wie ich Talandern lesen;

Allein er wagte nichts, allein er dächte nie,
Dem Führer allzutreu, und folgte wie das Vieh
Und täuschte nur das Ohr mit künstlichem Geklimper:
Wie nennt Apollo den? Wenn's hoch kommt: einen Stümper.
Auch Dichter kenn' ich gnug, die nur die Regel macht.
Wer diesem Gott nicht dient, ist ihnen in der Acht.
Wagt sich ihr netter Geist in Molièrens Sphäre,
So kömmt kein Monolog, kein freier Knecht die Quere;
Gesetzt, er machte gleich die Augen thränenvoll,
Wo man nach Sitt' und Recht sich selbst belachen soll:
Was schadt das? Hat er doch die Regeln nie verletzet
Und gar, o seltner Ruhm, noch neue zugesetzet.
Die Richter preisen ihn und rufen: seht, da seht!
Wie auch ein großer Geist mit Reiz in Fesseln geht.
Allein, Freund, lachst du nicht, daß ich von Stümpern spreche?
Wer andrer Schwäche zeigt, verberg' erst seine Schwäche.
Doch ja, du lachst nicht nur, du gähnst auch über mich.
Gut, schlafe nur nicht ein. Ich schließ' und frage dich:
Wenn der, der wenig braucht und minder noch begehret,
Bei seiner Armut lacht und Reiche lachen lehret,
Der nichts verdrießlich findt, auf alles Zucker streut,
Die Freude sich nie kauft und sich doch täglich freut:
Wenn der zu preisen ist, ist der nicht auch zu preisen,
Des Ohr sich nicht empört bei mittelmäß'gen Weisen,
Der bei des Hirten Flöt' und muntern Dorfschalmein
So freudig kann, als du in Grauens Opern, sein?
Dies Glück, Freund, wünsch' ich dir! und willst du dich bedanken,
So wünsch' mir gleiche Lust aus Hallern und aus Hanken.

---

6. Die Religion.

Erster Gesang.

Vorerinnerung.

Die Religion ist schon seit verschiednen Jahren die Beschäftigung meiner ernsthaftern Muse gewesen. Von den sechs Gesängen, die ich größtenteils darüber ausgearbeitet habe, ist vor einiger Zeit der Anfang des ersten Gesanges zur Probe gedruckt worden. Ich wiederhole hier diese Probe, ohne etwas neues hinzuzuthun, einige Verbesserungen ausgenommen. Zum Dichten braucht man Bequemlichkeit, und zum Ausarbeiten

Zeit. Beides fehlt mir, und vielleicht wird es mir noch lange fehlen — — Mein Plan ist groß. Ich entwerfe ihn in den ersten achtzehn Zeilen selbst, von welchen ich im voraus erinnern muß, daß einige von den Prädikaten daselbst auf die Religion überhaupt, nicht auf die einzige wahre Religion gehen. Der erste Gesang ist besonders den Zweifeln bestimmt, welche wider alles Göttliche aus dem innern und äußern Elende des Menschen gemacht werden können. Der Dichter hat sie in ein Selbstgespräch zusammengenommen, welches er an einem einsamen Tage des Verdrusses in der Stille geführt. Man glaube nicht, daß er seinen Gegenstand aus den Augen läßt, wenn er sich in den Labyrinthen der Selbsterkenntnis zu verlieren scheint. Sie, die Selbsterkenntnis, war allezeit der nächste Weg zu der Religion, und ich füge hinzu, der sicherste. Man schieße einen Blick in sich selbst; man setze alles, was man weiß, als wüßte man es nicht, beiseite; auf einmal ist man in einer undurchdringlichen Nacht. Man gehe auf den ersten Tag seines Lebens zurück. Was entdeckt man? Eine mit dem Viehe gemeinschaftliche Geburt; ja, unser Stolz sage, was er wolle, eine noch elendere. Ganze Jahre ohne Geist, ohne Empfindung folgen darauf, und den ersten Beweis, daß wir Menschen sind, geben wir durch Laster, die wir in uns gelegt fanden, und mächtiger in uns gelegt fanden als die Tugenden. Die Tugenden! Vielleicht ein leerer Ton! Die Abwechselung mit den Lastern sind unsre Besserungen, Besserungen, die die Jahre wirken, die ihren Grund in der Veränderung unsrer Säfte haben. Wer ist von diesem elenden Lose ausgenommen? Auch nicht der Weiseste. Bei ihm herrschen die Laster nur unter schönern Larven und sind wegen der Natur ihrer Gegenstände nur minder schädlich, aber ebenso stark als bei der verworfensten Seele aus dem Pöbel. Der Dichter darf die Beispiele nicht in der Ferne suchen. Alle sein Fleiß hat ihm nur die Zeit zum Uebelthun benommen, den Hang aber dazu nicht geschwächt. Unter andern Umständen würde er — — und wer muß nicht ein Gleiches von sich gestehen? — — vielleicht ein Schaum der Bösewichter oder das Muster eines Thoren geworden sein. Welcher Anblick! in dem ganzen Umfange des menschlichen Herzens nichts als Laster zu finden! Und es ist von Gott? Es ist von einem allmächtigen, weisen Gott? Marternde Zweifel! — — Doch vielleicht ist unser Geist desto göttlicher. Vielleicht wurden wir für die Wahrheit erschaffen, da wir es für die Tugend

nicht sind. Für die Wahrheit? Wie vielfach ist sie? Jeder glaubt sie zu haben, und jeder hat sie anders. Nein, nur der Irrtum ist unser Teil, und Wahn ist unsre Wissenschaft. Fügt zu diesem erbärmlichen Bilde des edelsten Teiles von uns auch eine Abschilderung des minder edeln, des Körpers. Er ist ein Zusammenhang mechanischer Wunder, die von einem ewigen Künstler zeugen. Ja, aber auch ein Zusammenhang abscheulicher Krankheiten, in seinem Bau gegründeter Krankheiten, welche die Hand eines Stümpers verraten. Dieses alles verführt den zweifelnden Dichter, zu schließen:

Der Mensch? wo ist er her?
Zu schlecht für einen Gott, zu gut fürs Ungefähr.

Man stoße sich hier an nichts. Alles dieses sind Einwürfe, die in den folgenden Gesängen widerlegt werden, wo das jetzt geschilderte Elend selbst der Wegweiser zur Religion werden muß.

Was sich der grobe Witz zum Stoff des Spottes wählt;
Womit die Schwermut sich in Probetagen quält;
Wodurch der Aberglaub', in trübe Nacht verhüllet,
Die leichtgetäuschte Welt mit frommen Teufeln füllet;
Das göttlichste Geschenk, das aus des Schöpfers Hand
Den schwachen Menschen krönt, noch über dich, Verstand;
Was du mit Zittern glaubst und bald aus Stolz verschmähest
Und bald, wenn du dich fühlst, vom Himmel trotzig flehest;
Was dein neugierig Wie? in fromme Fesseln schließt;
Was dem zum Irrlicht wird und dem ein Leitstern ist;
Was Völker knüpft und trennt und Welten ließ verwüsten,
Weil nur die Schwarzen Gott, kein hölzern Kreuze grüßten;
Wodurch, dem Himmel treu, allein ein Geist voll Licht
In jene Dunkelheit mit sichern Schritten bricht,
Die nach der grausen Gruft in unerschaffnen Zeiten
Auf unsre Seelen harrt, die March der Sterblichkeiten:
Dies sei mein rührend Lied!
Dein Feu'r, Religion!
Entflamme meinen Geist; das Herz entflammst du schon.
Dich fühl' ich ehrfurchtsvoll, gleich stark als meine Jugend,
Das thörichte Geweb' aus Laster, Fehl und Tugend.
Nach Wahrheit durstiger als durstig nach der Ehr',
Auf Kluger Beifall stolz, doch auf den meinen mehr,

Entfernt von Welt und Glück, in unbelauschten Stunden
Hab' ich den flücht'gen Geist oft an sich selbst gebunden
Und gab mir kummerlos, da, weil ich Hilfe schrie,
Mich niemand kennen mag, mich selbst zu kennen Müh.
Der ernsten erster Blick, die ich auf mich geschossen,
Hat mein erstauntes Herz mit Schwermut übergossen.
Verloren in mir selbst, sah, hört' und fühlt' ich nicht;
Ich war in lauter Nacht und hoffte lauter Licht.
Nun zwanzig Jahr gelebt — — und noch mich nicht gesehen!
Rief ich mit Schrecken aus und blieb gleich Säulen stehen.
Was ich von mir gedacht, ist falsch, ist lächerlich;
Kaum glaub' ich, ich zu sein, so wenig kenn' ich mich.
Verdammte Schulweisheit! Ihr Grillen weiser Thoren!
Bald hätt' ich mich durch euch, wie meine Zeit verloren.
Ihr habt, da Wähnen nur der Menschheit Wissen ist,
Den stolzen Sinn gelehrt, daß er mehr weiß als schließt.
Dem Irrtum in dem Schoß, träumt er von Lehrgebäuden
Und kann, stolz auf den Traum, kein wachsam Zweifeln leiden.
Das Forschen ist sein Gift, Hartnäckigkeit sein Ruhm;
Wer ihn bekehren will, raubt ihm sein Eigentum,
Ihm, der stolz von der Höh' der aufgetürmten Lügen
Natur und Geist und Gott sieht unverhüllet liegen.
Warum? wer? wo bin ich? Zum Glück. Ein Mensch. Auf Erden.
Bescheide sonder Licht, die Kindern g'nügen werden!
Was ist der Mensch? sein Glück? die Erd', auf der er irrt?
Erklärt mir, was ihr nennt. Dann sagt auch, was er wird,
Wenn schnell das Uhrwerk stockt, das in ihm denkt und fühlet?
Was bleibt von ihm, wann ihn der Würmer Heer durchwühlet,
Das sich von ihm ernährt und bald auf ihm verreckt?
Sind Wurm und Mensch alsdann gleich hoffnungslos gestreckt?
Bleibt er im Staube Staub? Wird sich ein neues Leben
Auf einer Allmacht Wink aus seiner Asche heben?
Hier schweigt die Weisheit selbst, den Finger auf den Mund,
Und nur ihr Schüler macht mehr, als sie lehrt, uns kund.
Die Einfalt hört ihm zu mit starrverwandten Blicken,
Mit gierig offnem Mund und beifallsreichen Nicken.
Sie glaubt, sie höre Gott; denn sie versteht ihm nichts,
Und was sie halb gemerkt, stützt sie auf ein: er *spricht's*.
Auch ich, von ihr verführt, vom Hochmut aufgeblasen,
Hielt für die Wahrheit selbst ein philosophisch Rasen,
Worin der irre Kopf verwegne Wunder denkt,
Ein Königreich sich träumt und seinen Traum verschenkt,

Die Schiff' im Hafen zählt und alle seine heißet,
Bis ihn ein böser Arzt der Schwärmerei entreißet.
Er wird gesund und arm; erst war er krank und reich;
Elend zuvor und nun — — Wer ist, als ich, ihm gleich?
Wer kömmt und lehret mich, was ich zu wissen glaubte,
Eh der einsame Tag Gott, Welt und mich mir raubte?
Durchforschet, Sterbliche, des Lebens kurzen Raum!
Was kommen soll, ist Nacht. Was hin ist, ist ein Traum.
Der gegenwärt'ge Punkt ist allzukurz zur Freude,
Und doch, so kurz er ist, nur allzulang zum Leide.
Schick', wer es mit mir wagt, den wohlbewehrten Blick
Zum unempfindlichsten, zum ersten Tag zurück.
Dort lag ich, blöder Wurm! vom mütterlichen Herze
Entbundne teure Last, erzeugt im Schmerz zum Schmerze!
Wie war mir, als ich frei in nie empfundner Luft,
Mit ungeübtem Ton, mein Schicksal ausgeruft?
Wo war mein junger Geist? fühlt' er die Sonnenstrahlen
Das erste Bild im Aug mit stillem Kitzel malen?
Mein ungelehrtes Schrei'n, hat mich es auch erschreckt,
Als es zuerst durchs Ohr den krummen Weg entdeckt?
Die mütterliche Hand, die mich mit Zittern drückte,
Ihr Auge, das mit Lust, doch thränend, nach mir blickte,
Des Vaters fromme Stimm', die Segen auf mich bat,
Der, als ich nichts verstand, schon lehrend zu mir trat,
Der sein Bild in mir sah, mit ernsten Liebeszeichen
Mich dann der Mutter wies, ihn mit mir zu vergleichen:
Ward dies von mir erkannt, und was dacht' ich dabei?
Fühlt' ich, mir unbewußt, für sie schon Lieb' und Scheu?
Ach! Neigung, Sinn und Witz lag noch in finstern Banden,
Und was den Menschen macht, war ohne Spur vorhanden.
Die Bildung nach der Form zum menschlichen Geschlecht
Gab auf den edlern Teil mir kein untrüglich Recht.
Wer sah durch Haut und Fleisch das Werkzeug zum Empfinden?
Ob kein unsel'ger Fehl im innern Bau zu finden?
Wer sah mein Hirn, ob es gedankenfähig war?
Ob meine Mutter nicht ein menschlich Vieh gebar?
Wie elend kümmerlich wuchs ich die ersten Jahre!
Zum Menschen noch nicht reif, doch immer reif zur Bahre.
Wie mancher Tag verfloß, eh vom geschäft'gen Spiel
Ein lächelnd heitrer Blick schief auf die Mutter fiel?
Eh meine Knorpelhand so stark zu sein begonnte,
Daß sie mit Jauchzen ihr das Haar zerzausen konnte?

Eh leichter Silben Schall ins Ohr vernehmlich stieß?
Eh ich mich, Stammelnde nachäffend, loben ließ?
Eh meine Wärterin die dunkeln Worte zählte,
Womit den lang Tag die kleine Kehl' sich quälte,
Eh, auf die Leitung kühn, mein Fuß, vom Tragen matt,
Mehr Schritte durch die Luft als auf dem Boden that?
Doch endlich sollt' ich auch das späte Glück genießen,
Das schlechtre Tiere kaum die ersten Stunden missen,
Die Lieblings der Natur, vom sichern Trieb regiert,
Der unverirrlich sie zum Guten reizt und führt.
Ich hörte, sah und ging, ich zürnte, weinte, lachte,
Bis Zeit und Rute mich zum schlimmern Knaben machte.
Das Blut, das jugendlich in frischen Adern rann,
Trieb nun das leere Herz zu leichten Lüsten an.
Mein Wunsch war Zeitvertreib; mein Amt war Müßiggehen;
Ich floh vom Spiel zum Spiel, und nirgends blieb ich stehen.
Nach allem sehnt' ich mich, und alles wurd' ich satt,
Der Kreisel wich dem Ball, der Ball dem Kartenblatt.
Zu glücklich, wär' mein Spiel ein bloßes Spiel gewesen,
Zur schlauen Larve nicht dem Laster auserlesen,
Worunter unentdeckt das Herz ihm offen stand.
Wer kann dem Feind entfliehn, eh er den Feind gekannt?
Stolz, Rachsucht, Eigensinn hat sich in Kinderthaten
Des Lehrers schärferm Blick oft männlich gnug verraten.
Ach! warum wütete ihr Gift in Mark und Blut
Mit mich verderbender, doch angenehmer Wut,
Eh' der biegsame Geist die Tugend kennen lernte,
Von der ihn die Natur, nicht er sich selbst entfernte?
Nein, er sich selber nicht; denn in der Seele schlief
Vom Gut und Bösen noch der wankende Begriff;
Und als er wache ward und als ich wollte wählen,
War ich, ach! schon bestimmt, in meiner Wahl zu fehlen.
Ich brachte meinen Feind in mir, mit mir herfür,
Doch Waffen gegen ihn, die bracht' ich nicht mit mir.
Das Laster ward mein Herr, ein Herr, den ich verfluche,
Den eifrig, doch umsonst, ich zu entthronen suche;
Ein Wütrich, der es ward, damit ich sei gequält,
Nicht, weil er mich besiegt, nicht, weil ich ihn gewählt — —
Himmlische Tugenden! Was hilft es, euch zu kennen,
In reiner Glut für euch, als unser Glück, zu brennen,
Wenn auch der kühnste Schwung sich schimpflich wieder senkt
Und uns das Laster stets an kurzen Banden lenkt?

Ich fühl' es, daß mein Geist, wenn er sich still betrachtet,
Sich dieser Bande schämt, sich eurer wert nur achtet,
Daß, wenn von später Reu mein Aug in Thränen fließt,
Da ich sonst nichts vermag, mein Wunsch euch eigen ist.
Du bist mir Trost und Pein und an der Tugend Stelle,
Beweinenswerter Wunsch! mein Himmel! meine Hölle!
Du, nur du bist in mir das einz'ge reiner Art,
Das einzige, was nicht dem Laster dienstbar ward.
Solch einen heißen Wunsch, solch marternd Unvermögen,
Die kann ein Gott zugleich in eine Seele legen?
Ein mächtig weiser Gott! Ein Wesen, ganz die Huld!
Und richtet Zwang als Wahl, und Ohnmacht gleich der Schuld?
Und straft die Lasterbrut, die es mir aufgedrungen,
Die ich nicht müde rang und die mich lahm gerungen.
O Mensch, elend Geschöpf! Mensch! Vorwurf seiner Wut!
Und doch sind, was er schuf, du und die Welt sind gut?
  So kenn' ich Gott durch euch, ihr Israels Verwirrer,
Und eure Weisheit macht den irren Geist noch irrer.
Umsonst erhebt ihr mir des Willens freie Kraft!
Ich will, ich will . . Und doch bin ich nicht tugendhaft.
Umsonst erhebt ihr mir des Urteils streng Entscheiden.
Die Laster kenn' ich all, doch kann ich alle meiden?
Hier hilft kein starker Geist, von Wissenschaft genährt,
Und Schlüsse haben nie das Bös' in uns zerstört.
Er, der mit sicherm Blick das Wahrheitsreich durchrennet
Und kühn zur Sonne steigt . . Weg, den kein Adler kennet — —
Wo er den innern Zug entfernter Welten wiegt,
Der sie, zur Flucht bereit, in ew'ge Kreise schmiegt,
Und aus dem Himmel dann sinkt auf verklärten Schwingen,
Mit gleicher Kraft den Bauch der Erde zu durchdringen,
Und in dem weiten Raum vom Himmel bis zum Schacht
Nichts sieht, wovon er nicht gelehrte Worte macht;
Er und der halbe Mensch, verdammt zum sauern Pflügen,
Auf welchem einzig nur scheint Adams Fluch zu liegen,
Der Bauer, dem das Glück das Feld, das er durchdenkt,
Und das, das er bebaut, gleich eng und karg umschränkt,
Der sich erschaffen glaubt zum Herrn von Ochs und Pferden,
Der, sinnt er über sich, sinnt, wie er satt will werden,
Der seine ganze Pflicht die Hofedienste nennt,
Im Reiche der Natur zur Not das Wetter kennt;
Sie, die sich himmelweit an stolzer Einsicht weichen,
Sie, die sich besser nicht als Mensch und Affe gleichen,

Sind sich nur allzugleich, stiehlt, trotz dem äußern Schein,
In beider Herzen Grund ein kühner Blick sich ein.
In beiden steht der Thron des Uebels aufgetürmet,
Nur daß ihn der gar nicht, und der umsonst bestürmet,
Nur daß frei ohne Scham das Laster hier regieret
Und dort sich dann und wann mit schönen Masken zieret.
Mein Herz, eröffne dich! Hier in dem stillen Zimmer,
Das nie der Neid besucht und spät der Sonne Schimmer;
Wo mich kein Gold zerstreut, das an den Wänden blitzt,
An welchen es nicht mehr als ungegraben nützt;
Wo mir kein samtner Stuhl die goldnen Arme breitet,
Der nach dem vollen Tisch zum trägen Schlaf verleitet;
Wo an des Hausrats statt, was finstern Gram besiegt,
Begriffner Bücher Zahl auf Tisch und Dielen liegt;
Hier, Herz, entwickle treu die tiefsten deiner Falten,
Wo Laster, schlau versteckt, bei hunderten sich halten;
Hier rede frei mit mir, so wie zum Freund ein Freund,
Der, was er ihm entdeckt, nur laut zu denken meint;
Kein fremder Zeuge horcht, geschickt, dich rot zu machen,
Kein seichter Spötter droht ein nichtsbedeutend Lachen.
Dich höret, ist ein Gott, nur Gott und ich allein.
Doch rede, sollte gleich die Welt mein Zeuge sein!
Seitdem Neugier und Zeit mich aus dem Schlummer weckten,
Die Hände von dem Spiel sich nach den Büchern streckten
Und mir das leere Hirn ward nach und nach zur Last,
Welch Bild hab' ich nicht schnell und gierig aufgefaßt?
Kein Tag verstrich, der nicht mein kleines Wissen mehrte,
Mit dem der junge Geist sich stopfte mehr, als nährte.
Der Sprachen schwer Gewirr, das Bild vergangner Welt,
Zum sichern Unterricht der Nachwelt aufgestellt;
Der Altertümer Schutt, wo in verlaßnen Trümmern
Des Kenners Augen noch Geschmack und Schönheit schimmern;
Der Zunge Zauberkunst, die den achtsamen Geist,
Wie leichte Spreu ein Nil, dem Strom nach, folgsam reißt;
Und sie, noch meine Lust und noch mein still Bemühn,
Für deren Blicke scheu unwürd'ge Sorgen fliehn,
Die Dichtkunst, die ein Gott zum letzten Anker gab,
Reißt Sturm und Nacht mein Schiff vom sichern Ufer ab: — —
Die sind's, worin ich mich fern von mir selbst verirrte,
Mein eigen Fach vergaß, begierig fremder Wirte.
Indessen glimmte still, am unbekanntsten Ort,
Durch Nachsicht angefacht, des Lasters Zunder fort.

Gern wär' er, allzugern, in Flammen ausgeschlagen,
Die in die Saat des Glücks Tod und Verwüstung tragen,
Und die kein Thränenmeer mit Reu zu löschen weiß;
Doch Zeit zum Uebelthun versagte mir mein Fleiß.
So schien ich, in der Still' um Tote nur bemüht,
Mir tugendhaft und dem, der nicht das Innre sieht.
Die Thorheit, die mit Schall die stolzen Ohren nährt,
Mit Lob, das, reich an Pest, aus gift'gen Schmeichlern fährt,
Die Ruh für Titel gibt und Lust für Ordensbänder,
Der flücht'gen Königsgunst vergebne Unterpfänder,
Die groß wird sich zur Last und wahres Glücke scheuet,
Weil dies sich ungeputzt in stillen Thälern freuet,
Weil es die Höfe flieht, sein zu gewisses Grab,
Das keinen Raub zurück, gleich ihr, der Hölle gab;
Die Ruhmsucht . . hab' ich sie nicht oft mit spött'scher Miene,
Die lächelnde Vernunft auf mir zu bilden schiene,
Mit Gründen, frisch durch Salz, für Raserei erklärt
Und unter andrer Tracht sie in mir selbst ernährt?
Mein Lied, das wider sie aus kühnen Mund ertönte
Und Fürsten unbesorgt in ihren Sklaven höhnte,
Das, bei der Lampe reif, die Ruh des Weisen sang,
Von reicher Dürftigkeit, von sel'ger Still' erklang,
Mein Lied, wann's ungefähr ein Kreis Bekannter hörte
Und es der Kenner schalt und es die Dummheit ehrte,
Wie ward mir? Welches Feu'r? Was fühlt' und fühlt' ich nicht?
Was malte den Verdruß im roten Angesicht?
O Ruhmsucht, schlauer Feind! als ich dich keck verlachte,
Lagst du im Hinterhalt, den Selbstbetrug dir machte.
Der zürnt, weil man ihn nicht hoch, würdig, gnädig heißt
Und ihm ein nichtig Wort aus seinem Titel reißt;
Ich zürn' . . zum mindesten, weil unversorgte Jugend
Die Rennbahn mir verschließt zu Wissenschaft und Tugend?
Nein . . weil man mir ein Lob, ein knechtisch Lob versagt,
Daß ich . . wer schätzt die Müh? . . die Reime schön erjagt.
Renn' sicher, stolze Schar, Ruhmträume zu erwischen!
Der Spötter schweigt von dir, sich selber auszuzischen!
Ihr Laster, stellet euch! Aus eurem wilden Heere,
Unzählbar wie der Sand, schlau zu des Uebels Ehre,
Such' ich die schrecklichsten! Euch such' ich, Geiz und Neid,
Die ihr, flieht Wärm' und Lust, des Alters Seele seid!
Doch, Jüngling, Blüt' und Feu'r, das deine Wangen hitzet,
Schließt ihren Wurm nicht aus, der tief am Kerne sitzet.

Er wächst und wächst mit dir, bis er sich aufwärts frißt
Und der unsel'ge Grund zu zeit'ger Reifung ist.
Bav kleidet sich in Gold und trägt an Edelsteinen
Auf seiner dürren Hand den Wert von Meiereien;
Sein trotzig Dienerheer bläht sich am hintern Rad,
Im Feierkleid der Schmach, in ihres Herren Staat.
Wer geht vor ihm vorbei und bückt sich nicht zur Erde?
Er dankt, und lernt die Art von seinem stolzen Pferde;
Es schlägt das schöne Haupt zur Brust mit schielem Blick,
Und schnaubend zieht es schnell der straffe Zaum zurück.
Sein Reichtum gibt ihm Witz; sein Reichtum schenkt ihm Sitten
Und macht das plumpe Klotz auch Weibern wohlgelitten.
Des Pöbels Augenmerk! Bav, bist du meines? Nein.
Sich selbst muß man ein Feind, dich zu beneiden, sein.
Doch wenn der Löwe sich an keinen Esel waget,
Hat er drum mindre Wut, wann er nach Tigern jaget?
Trifft Baven nicht mein Neid, trifft er drum keinen? Ach!
Nacheifrung, wer bist du? Sprich, mir zur Zier? zur Schmach?
Sinnreich, zur eignen Fall', die Laster zu verkleiden,
Betrogne Sterbliche, nacheifern ist beneiden.
Nimmt mich, ans Pult geheft, der ewige Gesang,
Durch den der deutsche Ton zuerst in Himmel drang . .
In Himmel . . frommer Wahn! . . Gott . . Geister . . ewig Leben . .
Vielleicht ein leerer Ton, den Dichter kühn zu heben! — —
Nimmt mich dies neue Lied . . zu schön, um wahr zu sein,
Erschüttert, nicht belehrt, mit heil'gem Schauer ein:
Was wünscht der innre Schalk, erhitzt nach fremder Ehre,
Und lächerlich erhitzt? . . Wann ich der Dichter wäre!
Umsonst lacht die Vernunft und spricht zum Wunsche: Thor!
Ein kleiner Geist erschrickt, ein großer dringt hervor.
Dem Wunsche folgt der Neid mit unbemerkten Schritten,
Auch Weisen unbemerkt, und unbemerkt gelitten.
Was hilft's, daß er in mir bei Unfall sich nicht freut,
Die Ruh der Welt nicht stört? — — Ist er drum minder Neid?
Nicht er, der Gegenstand, die Neigung macht das Laster,
Stets durch sich selbst verhaßt, nur durch den Stoff verhaßter.
Auch dich, o Geiz! —
Doch wie? Was stößt den finstern Blick,
Den redlichsten Spion, vom Grund der Brust zurück?
Ich werde mir zu schwarz, mich länger anzuschauen,
Und Neugier kehret sich in melancholisch Grauen.
Des Uebels schwächsten Teil zog ich ans scheue Licht.

Verwöhnter Weichling! Wie? mit stärkern wag' ich's nicht?
Doch bleibt nur in dem Schacht, den ihr stets tiefer wühlet,
Je näher ihr den Feind, die Selbsterkenntnis, fühlet.
Ihr schwärzern Laster, bleibt! Was die Natur verstecket,
Zieh Unsinn an das Licht! . . . Nichts hab' ich mehr entdecket,
Wenn ich auch eins vor eins die Mustrung gehen lasse,
Als daß ich sündige, und doch die Sünde hasse.
Doch wie? das Altertum, auf Wahn und Moder groß,
Spricht: dein Los, Sterblicher, ist nicht der Menschheit Los!
Das kleine Griechenland stolziert mit sieben Weisen
Und sahe Skythen selbst nach ihrer Tugend reisen.
Vergebens Altertum! die Zeit vergöttert nicht!
Und kein Verjähren gilt vor der Vernunft Gericht!
Die schöne Schale täuscht mich nicht an deinen Helden;
Und selbst vom Sokrates ist Thorheit gnug zu melden.
Wohin kein Messer dringt, das in des Arztes Hand,
In Därmen wühlende, des Todes Anlaß fand,
Bis dahin schick' den Blick, die Wahrheit auszuspähen!
Was ich in mir gesehn, wirst du in ihnen sehen.
Großmut ist Ruhmbegier; Keuschheit ist kaltes Blut;
Treu sein ist Eigennutz; und Tapferkeit ist Wut;
Andacht ist Heuchelei; Freigebigkeit Verschwenden;
Und Fertigkeit zum Tod Lust, seine Pein zu enden;
Der Freundschaft schön Gespenst ist gleicher Thorheit Zug;
Und seine Redlichkeit der sicherste Betrug!
Mir unerkannter Feind, und vielen unerkannter,
O Herz, schwarz wie der Mohr und fleckigt wie der Panther!
Pandorens Mordgefäß, woraus das Uebel flog
Und wachsend in dem Flug durch beide Welten zog!
Es wäre Lästerung, dir Gott zum Schöpfer geben!
Lästrung, ist Gott ein Gott, im Tode nicht vergeben 2c. 2c.

---

7. Poetische Anmerkungen zu dem Gedichte von H.

Gedicht von H.

Mein Freund, wirst du mich wohl für zu verwegen halten?
Ich las jüngst dein Gedicht vom Neuen und vom Alten;
Und siehe, selbst dein Freund ist's, der dir widerspricht,
Der glaubt, die neue Welt weicht jener alten nicht.
Es mag der Alten Ruhm gleich Babels Türmen steigen,
Man mag zu Tausenden urältre Weisen zeigen,
Aegyptens, Griechenlands, des stolzen Euphratstroms,
Chaldäens, Persiens und des gelehrten Roms;
Ja, man vergesse sich beim Wachsen ihrer Zahlen;
Es mag der Humanist mit ihrer Weisheit prahlen;

Er rede vom Thalet, vom Plato und Homer,
Vom Pindar und Euklid 1) und noch von andern mehr;
Er zähle stundenlang die denkenden Lateiner,
Er schätze ihre Kunst, und es entfall' ihm keiner,
Ein 2) Numa, Cicero, Virgil, Horaz, Catull,
Ein Plautus, Livius, Ovid, Terenz, Tibull,
Und wer sie alle sind, und suche zu beweisen,
Kein Neuer sei gelehrt wie diese Zahl zu heißen.
Ich kenne ihren Wert, ich schätz' auch ihren Ruhm,
Doch schätz' ich uns noch mehr als alles Altertum.
Freund, den die Weisheit sucht, du schmeichelst jener Wissen
Und läßt der alten Schar den Vorzug doch genießen!
„Stagirens Ehr' ist jetzt den Physikern ein Kind,
Wie's unsre Dichter noch bei alten Dichtern sind."
So sprichst du. Aber, Freund, kannst du uns so beschämen?
Die Neuern winken mir, mich ihrer anzunehmen.
Ich sage, unsre Welt hat in der Wissenschaft
Mit jener ältern Welt noch immer gleiche Kraft.
Ich glaub' es, und man mag sich ewig darum zanken;
Genung, die Wissenschaft stell' ich mir in Gedanken
In diesem Bilde vor: Gott gab dem ersten Mann
Ein großes Stücke Erzt, 3) der sah es gierig an
Und fand viel Artiges; er gab es seinem Erben,
Und der entdeckt schon mehr. Nach des erfolgtem Sterben
Bekam's der dritte Mann, der fand mehr Seltenheit,
Und also ging es fort bis auf die heut'ge Zeit.
Man findet immer mehr und wird noch künftig finden,
Es müßte denn der Fleiß und der Verstand verschwinden.
Und stellt sich gleich an ihm stets etwas Neues dar,
So bleibt es doch das Stück, das es im Anfang war.
Wir Neuern haben denn Kraft, gleich der Alten Kräften,
Und im 4) Gehirne noch Saft, gleich der Alten Säften;
Denn sonst wär' unser Gott nicht, wie man ihn beschreibt,
Der Gott, der allemal der weise Schöpfer bleibt.
Sprichst du, ein Töpfer kann ein guter Töpfer bleiben,
Pflegt er gleich manchen Topf von schlechtem Zeug zu treiben.
Ja, er verbleibe gut, doch wird sein Kram bestehn,
Wollt' er mit schlechtem Zeug stets auf die Märkte gehn?
Nein, Freund, es geht nicht an. Der Schöpfer jener Väter
Schafft uns, wie er sie schuf. Tombackner Uhren Räder
Sind wie der güldenen. Auch sind wir längst belehrt,
Es sei der Wissenschaft Erkenntnis weit vermehrt.
Sie gleichet jenen Fund, den Gürge ausgeeget.
Der Bauer war recht froh, so wie der Bauer pfleget.

Anmerkungen Lessings.

1) Was? Pindar und Euklid? Ein allerliebstes Paar!
Das auch vom Faßmann nie so fein gewählet war.
2) Num'? Die Verfasser, Freund, die die zwölf Tafeln schrieben,
Die haben auch gedacht; wo sind denn die geblieben?
3) Ein großes Stücke Erzt soll unser Wissen sein?
Ein reiches Gleichnis! Ei! So eines nimmt mich ein!
Kann ein Gelehrter nun noch über Armut klagen?
Er darf sein Stücke Erzt nur in die Münze tragen.
4) Was? im Gehirne Saft? Dafür bedank' ich mich.
Die Weisheit, die der zeugt, ist allzu jämmerlich.

Er nahm es, trug es heim und wies es seinem Schatz,
Und siehe, das war Gold, ganz grün vom nassen Platz.
Er trägt es zum Verkauf und macht den Handel richtig,
Der Goldschmied prüft es wohl und findt den Klumpen tüchtig.
Ein königlich Geschirr wird nun daraus gemacht,
Und voll Champagner-Wein aufs Königs Tisch gebracht.
So sah auch nur den Schein der Wissenschaft Erfinder,
So wie zu unsrer Zeit der Weisheit arme Sünder.
Zeit, Fleiß, Geschicklichkeit hat immer mehr gesucht,
Und keines Forschers Fleiß bleibt gänzlich ohne Frucht.
Ein Zufall 5) lehrete die Alten das Erfinden;
Allein beweisen sie das allemal mit Gründen?
Und hieß es nicht vielmals, die Gottheit gibt es ein,
Glaubwürdiger als sonst, Beweises los zu sein?
Glaubt unsre kluge Welt, und wird es uns wohl nützen,
Wenn wir uns, statt Beweis, mit Gräter Märchen schützen?
Und da sich jene Welt hiermit betrügen ließ,
War sie so klug wie wir, die Welt, die gülden hieß? 6)
Und ist ihr Wissen nun die Wissenschaft zu nennen,
Da sie ohn' allen Grund viel' ihrer Sachen kennen?
Ihr heidnisch Auge war mit blauer Dunst umhüllt,
Ihr meistes hat nur Kunst, nicht Wissenschaft, erfüllt.
Und diesem sollen wir in Wissenschaften weichen,
Wir, die wir längstens schon ihr Wissen übersteigen?
Ich leugne nicht, daß noch ihr großer Name grünt
Und ihr Bemühen noch Bewunderung verdient.
Ja, wir sind ihrem Fleiß viel Hekatomben schuldig,
Da sie durch eigne Kraft, hilflos und doch geduldig,
Dem menschlichen Geschlecht viel Nützliches erzeigt,
Das aber erst durch uns zu seinem Werte steigt,
Und das durch künft'gen Fleiß der Enkel höher steigen,
Und was, dem unbewußt, der Enkel Enkel zeigen
Und so durch neuen Fleiß noch höher steigen wird.
Drum, Freund, verzeih es mir, du hast dich wohl geirrt.
Die alte Welt ist zwar mit Ehrfurcht zu betrachten,
Doch brauchen wir uns auch in keinem zu verachten,
Und die Physik ist's nicht allein, die unserm Wert
Vor ihnen, wie du sprichst, ein höher Lob gewährt.
Nein, ihre Schwester hat weit stärker Licht bekommen,
Seitdem manch hoher Geist sich ihrer angenommen.
Und wer, wie du selbst sprichst, kennt wohl nicht Maupertuis 7)
Und Newton, und zugleich der beiden Ruhm und Müh?
Soll uns ein Philosoph des Altertums beschämen?
Kann Leibnitz und ein Wolf nicht alle auf sich nehmen?
Wo zeigt uns jene Welt dergleichen Werkzeug an,
Als uns Tschirnhausens Fleiß 8) zum Wunder zeigen kann?

---

5) Allein wir Neuern, wir erfinden nur durch Schließen,
Das wird dein Landsmann wohl, der Dresdner Tycho, wissen.

6) Die alte hieß nur das, was unsre neure ist,
Wo man Verdienst und Kunst aus reichen Kleidern schließt.

7) Dank sei dem lieben Reim, daß er beim Newton stehet,
Und in den letzten Fuß nicht unser Euler gehet!
Doch Newton hat den Ruhm und Maupertuis die Müh.
Freund, du hast doch wohl recht, insoweit passen sie.

8) Du kennst der Alten Wert und schätzest ihren Ruhm,
Und kennst den Archimed nicht aus dem Altertum?

Wer war so stark wie wir in Wissenschaft der Sterne?
Wer sah von ihnen so wie wir in alle Ferne?
Wer war so groß vom Geist, als unser Euler ist,
Wenn sein gewöhntes Aug' entfernte Größen mißt?
Wo hat ein Muschenbroek der Alten Ruhm vermehret?
Wo hat sie einer so wie Gesner uns gelehret?
Und wo hat Aeskulap Boerhaavens Kunst gehabt?
Wer war mit einem Geist wie Ludewig begabt?
Und selbsten das Gericht stirnrunzlichter Archonten,
Die die Gerechtigkeit am besten drehen konnten,
(Wie mancher Richter noch gut durch die Finger sieht,
Wenn man ein Fäßchen Wein in seinen Keller zieht;)
Ist uns nicht gleich, seitdem uns ein Cocceji lebet,
Der Recht und Richterstuhl durch Wissenschaft erhebet.
Die Stützen unsrer Zeit, die Weisen jener Welt
Sind, die man jener Ruhm von uns entgegenstellt,
Und unsre Zeit sieht noch so viele große Geister,
Die bei der Nachwelt noch der Wissenschaften Meister
Und große Weise sind. Die Dichtkunst kränkest du,
Gestehst der alten Welt vor uns den Vorzug zu;
Allein, geliebter Freund, ist Glover kein Poete?
Reizt dich nicht Hagedorn, klingt dir nicht Hallers Flöte? 9)
Was war's, das des Homers und Maros Lied erhob?
Was schuf Anakreons, Ovids und Flaccus' Lob?
Ein abergläubisch Lied, vermischt mit tollen Lügen,
Die Nachwelt durch den Held geschicklich zu betrügen.
Ein Lied voll Schmeichelei, ein Lied voll geiler Brunst,
Ein Lied voll Thorheit und von sehr gemeiner Kunst. 10)
So schrieb das meiste Volk der Dichter jener Zeiten;
Freund, ihre Lieder sind gelehrte Kleinigkeiten. 11)
Komm, zeige mir den an, der wie mein Haller singt,
Wenn sein erhabner Geist sich auf die Alpen schwingt.
Die Sprachen, liebster Freund, die Sprachen jener Dichter
Vermehren nur ihr Lob beim unpartei'schen Richter.
Und sprächen wir wie sie, so könnt' es leicht geschehn,
Auch unser Lied wär' gut und gleich der Alten schön,
Wie, wenn ein Lied, das sonst im Englischen ergötzet
Und lauter Schönheit zeigt, ins Deutsche übersetzet,
Sehr arm und mager scheint, wenn es der Deutsche zwingt
Und nach dem Sprachgebrauch in reinste Schreibart bringt.
Gnug, jede Zeit ist gut und immerfort die beste,
Und jeder weise Mann, so lang er lebt, der größte.
Das ist der Welt ihr Brauch und Lauf, und daß es so,
Belacht Herr Trivelin in seinem Marivaux.
Mein Freund, laß unsrer Zeit auch ihr Recht widerfahren,
Denn die Erkenntnis wächst wie Mädchen mit den Jahren.
Allein, wird man am Erzt nichts mehr Verstecktes sehn,
Und hört das Finden auf, was wird alsdenn geschehn? 12)

---

9) Wem danken diese denn ihr göttlich Lied? Den Alten;
Drum, ihnen gleich zu sein, muß man's mit jenen halten.
10) O, unsre Dichter sind wohl alle keusche Seelen,
Die nur das hohe Lied zu ihrem Muster wählen!
11) Doch unsre Lieder sind voll Wissenschaft und Stärke,
Durch uns zeigt sich ein Gott der Weisheit Wunderwerke.
12) Dann wird, vermute ich, der jüngste Tag wohl kommen;
Dafür behüte Gott in Gnaden alle Frommen!

8. Aus einem Gedichte über die Mehrheit der Welten.

I.

Ihr niedern Töne, schweigt! Von Pracht und Glanz entzücket,
Sei ich zu'n Sternen jetzt, mir und der Welt entrücket.
Ein dichtungswürd'grer Stoff als Liebe, Scherz und Wein
Soll, voll von kühner Glut, des Liedes Inhalt sein.
— — — — — — — — — — — — —
Beherzter als Kolumb' tret' ich den Luftweg an,
Wo leichter als zur See die Kühnheit scheitern kann.
Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen!
Genug, sie scheitern schön, die scheiternd Welten suchen.
— — — — — — — — — — — — —
Das Auge, wann sein Netz der Sachen Abdruck rührt,
Thut, was es thuen soll, auch wann es dich verführt;
Was es nicht leisten kann, das mußt du nicht begehren.
Es soll uns nur den Schein entfernter Flächen lehren.
Was davon wahr, was falsch, das untersuche du;
Wo nicht, so rennst du selbst dem leichten Irrtum zu.
Deswegen gab dir Gott des Geistes schärfres Auge,
Daß er das leibliche dir zu verbessern tauge.
Wann du mit diesem siehst, zieh jenes auch zu Rat,
Durch beides siehst du recht, wann eines Mängel hat.
Wie in dem Zauberrohr, wodurch man in der Ferne
Gleich als im Nahen sieht, wodurch man Mond und Sterne
Aus ihrer Höhen Kluft, ohn' Segen, ohne Geist
Und ohne Talisman zu uns herniederreißt,
Des Künstlers weise Hand ein doppelt Glas vereinet
Und uns der Gegenstand durch beide klarer scheinet;
Da eines nie vor sich der Neugier Auge stärkt,
Das statt der Deutlichkeit in ihm nur Nebel merkt.

II.

Was in der jungen Welt, bei heller Nächte Stunden,
Ein Wandrer erst bemerkt, ein Hirt zuerst erfunden,
Trug sich geheimnisvoll, gleich einem Götterwort,
Vom Vater auf den Sohn, vom Sohn zum Enkel fort,
Bis, wie den Gottesdienst, dies nützlich kleine Wissen,
Mit eigennütz'ger Macht die Priester an sich rissen.
In dunkeln Tempeln ward mit tück'schem Neid versteckt,
Was seinen Nutzen nicht auf Saat und Ernte streckt.

Das flache Babylon wagt es, auf steilen Türmen
Zuerst mit Neubegier den Himmel zu bestürmen.
Aegypten folget nach, und recht verdeckt zu sein,
Gräbt es, was es erfand, in Hieroglyphen ein.
Das schlaue Griechenland dringt mutig durch die Dünste
Und raubt, stolz auf den Raub, dem Nile seine Künste.
Sein Leichtsinn prahlt damit als seinem Eigentum;
Dem ersten war die Müh, und ihm verblieb der Ruhm.
So macht es oft der Franz; er prahlt mit fremdem Wissen,
Das er bei der Geburt dem Nachbar schlau entrissen.
— — — — — — — — — — — — —

III.

Dich, Pöbel, ruf' ich hier zu meinem Beistand an,
Daß ich recht pöbelhaft ihn sehn und schildern kann.
Mein Aug', entwöhne dich jetzt der gerein'gten Blicke
Und nimm den Kinderwahn auf kurze Zeit zurücke.
Stell mir den Himmel vor, wie ihn die Einfalt lehrt,
Die das untrüglich glaubt, was sie von Vätern hört.
Und wird er, wie er scheint, in meiner Zeichnung strahlen,
So werd' ich ihn nicht falsch und gleichwohl unrecht malen.
So wie den fernen Wald der Künstler blaulicht malt,
Der in der Nähe doch mit frischem Grüne prahlt,
Und also die Natur nicht trifft und nicht verfehlet,
Weil nur sein feiner Strich den Schein zu schildern wählet.
— — — — — — — — — — — — —

Gereimte Fabeln und Erzählungen.

1. Der Sperling und die Feldmaus.

Zur Feldmaus sprach ein Spatz: „Sieh dort den Adler sitzen!
Sieh, weil du ihn noch siehst! er wiegt den Körper schon;
Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn' und Blitzen,
Zielt er nach Jovis Thron.
Doch wette, — seh' ich schon nicht adlermäßig aus —
Ich flieg' ihm gleich." — „Fleug, Prahler!" rief die Maus.
Indes flog jener auf, kühn auf geprüfte Schwingen;
Und dieser wagt's, ihm nachzudringen.
Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
Sie beide bis zur Höh' gemeiner Bäume trug,
Als beide sich dem Blick der blöden Maus entzogen
Und beide, wie sie schloß, gleich unermeßlich flogen.

* * *

Ein unbiegsamer F* will kühn wie Milton singen.
Nach dem er Richter wählt, nach dem wird's ihm gelingen.

---

2. Der Adler und die Eule.

Der Adler Jupiters und Pallas' Eule stritten.
„Abscheulich Nachtgespenst!" — „Bescheidner, darf ich bitten.
Der Himmel heget mich und dich;
Was bist du also mehr als ich?"
Der Adler sprach: „Wahr ist's, im Himmel sind wir beide;
Doch mit dem Unterscheide:
Ich kam durch eignen Flug,
Wohin dich deine Göttin trug."

3. Der Tanzbär.

Ein Tanzbär war der Kett' entrissen,
Kam wieder in den Wald zurück
Und tanzte seiner Schar ein Meisterstück
Auf den gewohnten Hinterfüßen.
„Seht," schrie er, „das ist Kunst; das lernt man in der Welt.
Thut mir es nach, wenn's euch gefällt,
Und wenn ihr könnt!" — „Geh," brummt ein alter Bär,
„Dergleichen Kunst, sie sei so schwer,
Sie sei so rar sie sei,
Zeigt deinen niedern Geist und deine Sklaverei."

* * *

Ein großer Hofmann sein,
Ein Mann dem Schmeichelei und List
Statt Witz und Tugend ist,
Der durch Kabalen steigt, des Fürsten Gunst erstiehlt,
Mit Wort und Schwur als Komplimenten spielt,
Ein solcher Mann, ein großer Hofmann sein,
Schließt das Lob oder Tadel ein?

---

4. Der Hirsch und der Fuchs.

„Hirsch, wahrlich, das begreif' ich nicht,"
Hört' ich den Fuchs zum Hirsche sagen,
„Wie dir der Mut so sehr gebricht;
Der kleinste Windhund kann dich jagen.
Besieh dich doch, wie groß du bist!
Und sollt' es dir an Stärke fehlen?
Den größten Hund, so stark er ist,
Kann dein Geweih mit einem Stoß entseelen.
Uns Füchsen muß man wohl die Schwachheit übersehn;
Wir sind zu schwach zum widerstehn.
Doch daß ein Hirsch nicht weichen muß,
Ist sonnenklar. Hör' meinen Schluß:
Ist jemand stärker als sein Feind,
Der braucht sich nicht vor ihm zurückzuziehen;
Du bist den Hunden nun weit überlegen, Freund,
Und folglich darfst du niemals fliehen."

„Gewiß, ich hab' es nie so reiflich überlegt.
Von nun an," sprach der Hirsch, „sieht man mich unbewegt,

Wenn Hund und Jäger auf mich fallen;
Nun widersteh' ich allen."

Zum Unglück, daß Dianens Schar
So nah mit ihren Hunden war.
Sie bellen, und sobald der Wald
Von ihrem Bellen widerschallt,
Fliehn schnell der schwache Fuchs und starke Hirsch davon.

* * *

Natur thut allzeit mehr als Demonstration.

---

5. Die Sonne.

Der Stern, durch den es bei uns tagt —
„Ach! Dichter, lern', wie unser einer sprechen!
Muß man, wenn du erzählst
Und uns mit albern Fabeln quälst,
Sich denkend noch den Kopf zerbrechen?"

Nun gut! die Sonne ward gefragt,
Ob sie es nicht verdrösse,
Daß ihre unermeßne Größe
Die durch den Schein betrogne Welt
Im Durchschnitt größer kaum als eine Spanne hält?

„Mich," spricht sie, „sollte dieses kränken?
Wer ist die Welt? wer sind sie, die so denken?
Ein blind Gewürm! Genug, wenn jene Geister nur,
Die auf der Wahrheit dunkeln Spur
Das Wesen von dem Scheine trennen,
Wenn diese mich nur besser kennen!"

* * *

Ihr Dichter, welche Feu'r und Geist
Des Pöbels blödem Blick entreißt,
Lernt, will euch mißgeschätzt des Lesers Kaltsinn kränken,
Zufrieden mit euch selbst, stolz wie die Sonne denken!

---

6. Das Muster der Ehen.

Ein rares Beispiel will ich singen,
Wobei die Welt erstaunen wird.
Daß alle Ehen Zwietracht bringen,
Glaubt jeder, aber jeder irrt.

Ich sah das Muster aller Ehen,
Still, wie die stillste Sommernacht.
O! daß sie keiner möge sehen,
Der mich zum frechen Lügner macht!

Und gleichwohl war die Frau kein Engel
Und der Gemahl kein Heiliger;
Es hatte jedes seine Mängel;
Denn niemand ist von allen leer.

Doch sollte mich ein Spötter fragen,
Wie diese Wunder möglich sind,
Der lasse sich zur Antwort sagen:
Der Mann war taub, die Frau war blind.

---

7. Das Geheimnis.

Hans war zum Pater hingetreten,
Ihm seine Sünden vorzubeten.
Hans war noch jung, doch ohne Ruhm,
So jung er war, von Herzen dumm.

Der Pater hört' ihn an. Hans beichtete nicht viel.
Was sollte Hans auch beichten?
Von Sünden wußt' er nichts und desto mehr vom Spiel.
Spiel ist ein Mittelding, das braucht er nicht zu beichten.
„Nun, soll das alles sein?
Fällt," sprach der Pater, „dir sonst nichts zu beichten ein?"
„Ehrwürd'ger Herr, sonst nichts." — „Sonst weißt du gar nichts mehr?"
„Gar nichts, bei meiner Ehr'!"
„Sonst weißt du nichts? Das wäre schlecht!
So wenig Sünden? Hans, besinn dich recht."
„Ach, Herr, mit Seinem scharfen Fragen . .
Ich wüßte wohl noch was."
„Nu? Nur heraus!" — „Ja, das,
Herr Pater, kann ich Ihm bei meiner Treu nicht sagen."
„So? weißt du etwa schon, worüber junge Dirnen,
Wenn man es ihnen thut und ihnen nicht thut, zürnen?"
„Herr, ich versteh' Euch nicht." — „Und desto besser; gut.
Du weißt doch nichts von Dieberei, von Blut?
Dein Vater hurt doch nicht?" — „O, meine Mutter spricht's;
Doch das ist alles nichts."

„Nichts? Nu, was weißt du denn? Gesteh! du mußt es sagen!
Und ich versprech' es dir,
Was du gestehest, bleibt bei mir."
„Auf Sein Versprechen, Herr, mag es ein andrer wagen;
Daß ich kein Narre bin!
Er darf's, ehrwürd'ger Herr, nur einem Jungen sagen,
So ist mein Glücke hin."
„Verstockter Bösewicht," fuhr ihn der Pater an,
„Weißt du, vor wem du stehst? . . daß ich dich zwingen kann?
Geh! dein Gewissen soll dich brennen!
Kein Heiliger dich kennen!
Dich kenn' Maria nicht, auch nicht Mariens Sohn!"
Hier wär' dem armen Bauerjungen
Vor Angst beinah das Herz zersprungen.
Er weint' und sprach voll Reu: „Ich weiß" — „Das weiß ich schon,
Daß du was weißt; doch was?" — „Was sich nicht sagen läßt" . .
„Noch zauderst du?" — „Ich weiß" . . „Was denn?" . . „Ein Vogelnest.
Doch wo es ist, fragt nicht; ich fürchte, drum zu kommen.
Vorm Jahre hat mir Matz wol zehne weggenommen."
„Geh, Narr, ein Vogelnest war nicht der Mühe wert,
Daß du es mir gesagt und ich's von dir begehrt."

* * *

Ich kenn' ein drolligt Volk*), mit mir kennt es die Welt,
Das schon seit manchen Jahren
Die Neugier auf der Folter hält,
Und dennoch kann sie nichts erfahren.
Hör' auf, leichtgläub'ge Schar, sie forschend zu umschlingen!
Hör' auf, mit Ernst in sie zu dringen!
Wer kein Geheimnis hat, kann leicht den Mund verschließen!
Das Gift der Plauderei ist, nichts zu plaudern wissen.
Und wissen sie auch was, so kann mein Märchen lehren,
Daß oft Geheimnisse uns nichts Geheimes lehren
Und man zuletzt wohl spricht: „War das der Mühe wert,
Daß ihr es mir gesagt und ich's von euch begehrt?"

---

*) Die Freimäurer. (Lessing, 1753.)

8. Faustin.

Faustin, der ganze funfzehn Jahr
Entfernt von Haus und Hof und Weib und Kindern war,
Ward, von dem Wucher reich gemacht,
Auf seinem Schiffe heimgebracht.
„Gott," seufzt' der redliche Faustin,
Als ihm die Vaterstadt in dunkler Fern' erschien,
„Gott, strafe mich nicht meiner Sünden
Und gib mir nicht verdienten Lohn!
Laß, weil du gnädig bist, mich Tochter, Weib und Sohn
Gesund und fröhlich wiederfinden."
So seufzt' Faustin, und Gott erhört' den Sünder.
Er kam und fand sein Haus in Ueberfluß und Ruh.
Er fand sein Weib und seine beiden Kinder
Und — Segen Gottes! — zwei dazu.

---

9. Die eheliche Liebe.

Klorinde starb; sechs Wochen drauf
Gab auch ihr Mann das Leben auf,
Und seine Seele nahm aus diesem Weltgetümmel
Den pfeilgeraden Weg zum Himmel.
„Herr Petrus," rief er, „aufgemacht!"
„Wer da?" — „Ein wackrer Christ." —
„Was für ein wackrer Christ?"
„Der manche Nacht,
Seitdem die Schwindsucht ihn aufs Krankenbette brachte,
In Furcht, Gebet und Zittern wachte.
Macht bald!" — — Das Thor wird aufgethan.
„Ha! ha! Klorindens Mann!
Mein Freund," spricht Petrus, „nur herein;
Noch wird bei Eurer Frau ein Plätzchen ledig sein."
„Was? meine Frau im Himmel? Wie?
Klorinden habt Ihr eingenommen?
Lebt wohl! habt Dank für Eure Müh!
Ich will schon sonstwo unterkommen."

---

10. Die Bäre.

Den Bären glückt' es nun schon seit geraumer Zeit,
Mit Brummen, plumpem Ernst und stolzer Frömmigkeit

Das Sittenrichteramt bei allen schwächern Tieren
Aus angemaßter Macht, gleich Wütrichen, zu führen.
Ein jedes furchte sich, und keines war so kühn,
Sich um die saure Pflicht nebst ihnen zu bemühn;
Bis endlich noch im Fuchs der Patriot erwachte
Und hier und da ein Fuchs auf Sittensprüche dachte.
Nun sah man beide stets auf gleiche Zwecke sehn;
Und beide sah man doch verschiedne Wege gehn.
Die Bäre wollten nur durch Strenge heilig machen;
Die Füchse straften auch, doch straften sie mit Lachen.
Dort brauchte man nur Fluch, hier brauchte man nur Scherz;
Dort bessert man den Schein, hier bessert man das Herz;
Dort sieht man Düsternheit, hier sieht man Licht und Leben;
Dort nach der Heuchelei, hier nach der Tugend streben.
Du, der du weiter denkst, fragst du mich nicht geschwind:
Ob beide Teile wohl auch gute Freunde sind?
O, wären sie's! Welch Glück für Tugend, Witz und Sitten!
Doch nein, der arme Fuchs wird von dem Bär bestritten
Und, trotz des guten Zwecks, von ihm in Bann gethan.
Warum? Der Fuchs greift selbst die Bäre tadelnd an.

* * *

Ich kann mich diesmal nicht bei der Moral verweilen;
Die fünfte Stunde schlägt; ich muß zum Schauplatz eilen.
Freund, leg' die Predigt weg! Willst du nicht mit mir gehn?
„Was spielt man?“ Den Tartüff. „Dies Schandstück
sollt' ich sehn?“

---

11. Der Löwe und die Mücke.

Ein junger Held vom muntern Heere,
Das nur der Sonnenschein belebt
Und das mit saugendem Gewehre
Nach Ruhm gestochner Beulen strebt,
Doch die man noch zum großen Glücke
Durch zwei Paar Strümpfe hindern kann,
Der junge Held war eine Mücke.
Hört meines Helden Thaten an!

Auf ihren Kreuz- und Ritterzügen
Fand sie, entfernt von ihrer Schar,
Im Schlummer einen Löwen liegen,
Der von der Jagd entkräftet war.

„Seht, Schwestern, dort den Löwen schlafen,“
Schrie sie die Schwestern gaukelnd an.
„Jetzt will ich hin und will ihn strafen.
Er soll mir bluten, der Tyrann!“

Sie eilt, und mit verwegnem Sprunge
Setzt sie sich auf des Königs Schwanz.
Sie sticht und flieht mit schnellem Schwunge
Stolz auf den sauern Lorbeerkranz.
Der Löwe will sich nicht bewegen?
Wie? ist er tot? Das heiß' ich Wut!
Zu mördrisch war der Mücke Degen;
Doch sagt, ob er nicht Wunder thut?

„Ich bin es, die den Wald befreiet,
Wo seine Mordsucht sonst getobt.
Seht, Schwestern, den der Tiger scheuet,
Der stirbt! Mein Stachel sei gelobt!“
Die Schwestern jauchzen voll Vergnügen
Um ihre laute Siegerin.
Wie? Löwen, Löwen zu besiegen!
Wie, Schwester, kam dir das in Sinn?

„Ja, Schwestern, wagen muß man! wagen!
Ich hätt' es selber nicht gedacht.
Auf! lasset uns mehr Feinde schlagen;
Der Anfang ist zu schön gemacht.“
Doch unter diesen Siegesliedern,
Da jede von Triumphen sprach,
Erwacht der matte Löwe wieder
Und eilt erquickt dem Raube nach.

---

12. Das Kruzifix.

„Hans,“ spricht der Pater, „du mußt laufen,
Uns in der nächsten Stadt ein Kruzifix zu kaufen.
Nimm Matzen mit, hier hast du Geld.
Du wirst wohl sehn, wie teuer man es hält.“

Hans kömmt mit Matzen nach der Stadt.
Der erste Künstler war der beste.
„Herr, wenn Er Kruzifixe hat,
So laß Er uns doch eins zum heil'gen Osterfeste.“

Der Künstler war ein schalk'scher Mann,
Der gern der Einfalt lachte
Und Dumme gern noch dümmer machte,
Und fing im Scherz zu fragen an:
„Was wollt Ihr denn für eines?"

„Je nun," spricht Matz, „ein wacker feines.
Wir werden sehn, was Ihr uns gebt."

„Das glaub' ich wohl, allein das frag' ich nicht.
Ein totes oder eins, das lebt?"

Hans guckte Matzen, und Matz Hansen ins Gesicht.
Sie öffneten das Maul, allein es red'te nicht.

„Nun, gebt mir doch Bericht.
Habt ihr den Pater nicht gefragt?"
„Mein Blut!" spricht endlich Hans, der aus dem Traum erwachte,
„Mein Blut! er hat uns nichts gesagt.
Weißt du es, Matz?" — „Ich dachte:
Wenn du's nicht weißt, wie soll ich's wissen?"
„So werdet ihr den Weg noch einmal gehen müssen."
„Das wollen wir wohl bleiben lassen.
Ja, wenn es nicht zur Frohne wär'."

Sie denken lange hin und her
Und wissen keinen Rat zu fassen.
Doch endlich fällt es Matzen ein:
„Je! Hans, sollt's nicht am besten sein,
Wir kauften eins, das lebt? — Denn sieh,
Ist's ihm nicht recht, so macht's ja wenig Müh,
Wär's auch ein Ochs, es tot zu schlagen."
„Nu ja," spricht Hans, „das wollt' ich eben sagen:
So haben wir nicht viel zu wagen."

* * *

Das war ein Argument, ihr Herren Theologen,
Das Hans und Matz ex tuto zogen.

---

13. Der Eremit.

Im Walde, nah bei einer Stadt,
Die man mir nicht genennet hat,
Ließ einst ein seltenes Gefieder,
Ein junger Eremit, sich nieder.

„In einer Stadt,“ denkt Applikant,
„Die man ihm nicht genannt?
Was muß er wohl für eine meinen?
Beinahe sollte mir es scheinen,
Daß die, — nein die — gemeinet wär'.“
Kurz, Applikant denkt hin und her
Und schließt, noch eh er mich gelesen,
Es sei gewiß Berlin gewesen.

„Berlin? Ja, ja, das sieht man bald;
Denn bei Berlin ist ja ein Wald.“

Der Schluß ist stark, bei meiner Ehre:
Ich dachte nicht, daß es so deutlich wäre.
Der Wald paßt herrlich auf Berlin,
Ohn' ihn beim Haar herbei zu ziehn.
Und ob das übrige wird passen,
Will ich dem Leser überlassen.
Auf griechisch weiß ich, wie sie hieß;
Doch wer versteht's? Kerapolis.

Hier, nahe bei Kerapolis,
War's, wo ein junger Eremite
In einer kleinen, leeren Hütte
Im dicksten Wald sich niederließ.
Was je ein Eremit gethan,
Fing er mit größtem Eifer an.
Er betete, er sang, er schrie
Des Tags, des Nachts und spät und früh.

Er aß kein Fleisch, er trank nicht Wein,
Ließ Wurzeln seine Nahrung sein
Und seinen Trank das helle Wasser;
Bei allem Appetit kein Prasser.
Er geißelte sich bis aufs Blut
Und wußte, wie das Wachen thut.
Er fastete wohl ganze Tage
Und blieb auf einem Fuße stehn
Und machte sich rechtschaffne Plage,
In Himmel mühsam einzugehn.
Was Wunder also, daß gar bald
Vom jungen Heiligen im Wald
Der Ruf bis in die Stadt erschallt?

Die erste, die aus dieser Stadt
Zu ihm die heil'ge Wallfahrt that,
War ein betagtes Weib.
Auf Krücken, zitternd, kam sie an
Und fand den wilden Gottesmann,
Der sie von weitem kommen sahe,
Dem hölzern Kreuze knieend nahe.
Je näher sie ihm kömmt, je mehr
Schlägt er die Brust, und weint und winselt er.
Und wie es sich für einen Heil'gen schicket,
Erblickt sie nicht, ob er sie gleich erblicket;
Bis er zuletzt, vom Knieen matt
Und heiliger Verstellung satt,
Vom Fasten, Kreuz'gen, Klosterleben,
Marienbildern, Opfergeben,
Von Beichte, Salbung, Seelenmessen,
Ohn' das Vermächtnis zu vergessen,
Von Rosenkränzen mit ihr redte
Und das so oratorisch sagt,
Daß sie erbärmlich weint und klagt,
Als ob er sie geprügelt hätte.
Zum Schluß bricht sie von seiner Hütte,
Wozu der saure Eremite
Mit Not ihr die Erlaubnis gab,
Sich einen heil'gen Splitter ab,
Den sie beküsset und belecket
Und in den welken Busen stecket.
Mit diesem Schatz von Heiligkeit
Kehrt sie zurück, begnadigt und erfreut,
Und läßt daheim die frömmsten Frauen
Ihn küssen, andre nur beschauen.
Sie ging zugleich von Haus zu Haus
Und rief auf allen Gassen aus:
„Der ist verloren und verflucht,
Der unsern Eremiten nicht besucht!"
Und brachte hundert Gründe bei,
Warum es sonderlich den Weibern nützlich sei.

Ein altes Weib kann Eindruck machen:
Zum Weinen bei der Frau und bei dem Mann zum Lachen.
Zwar ist der Satz nicht allgemein;
Auch Männer können Weiber sein.

Doch diesmal waren sie es nicht.
Die Weiber schienen nur erpicht,
Den teuern Waldseraph zu sehen.
Die Männer aber? — wehrten's nicht
Und ließen ihre Weiber gehen.
Die Häßlichen und Schönen,
Die ältesten und jüngsten Frauen,
Das arme wie das reiche Weib, —
Kurz, jede ging, sich zu erbauen,
Und jede fand erwünschten Zeitvertreib.

„Was? Zeitvertreib, wo man erbauen will?
Was soll der Widerspruch bedeuten?"
Ein Widerspruch? Das wäre viel!
„Er sprach ja sonst von lauter Seligkeiten!" —
O! davon sprach er noch, nur mit dem Unterscheide:
Mit Alten sprach er stets von Tod und Eitelkeit,
Mit Armen von des Himmels Freude,
Mit Häßlichen von Ehrbarkeit,
Nur mit den Schönen allezeit
Vom ersten jeder Christentriebe.
Was ist das? Wer mich fragt, kann der ein Christ wohl sein?
Denn jeder Christ kömmt damit überein,
Es sei die liebe Liebe.

Der Eremit war jung; das hab' ich schon gesagt.
Doch schön? Wer nach der Schönheit fragt,
Der mag ihn hier besehn.
Genug, den Weibern war er schön.
Ein starker, frischer, junger Kerl,
Nicht dicke wie ein Faß, nicht hager wie ein Querl —
„Nun, nun, aus seiner Kost ist jenes leicht zu schließen."
Doch sollte man auch wissen,
Daß Gott dem, den er liebt,
Zu Steinen wohl Gedeihen gibt;
Und das ist doch kein fett Gerichte!
Ein bräunlich männliches Gesichte,
Nicht allzu klein, nicht allzu groß,
Das sich im dichten Barte schloß;
Die Blicke wild, doch sonder Anmut nicht;
Die Nase lang, wie man die Kaisernasen dicht't.
Das ungebundne Haar floß straubicht um das Haupt;
Und wesentlichre Schönheitsstücke

Hat der zerrißne Rock dem Blicke
Nicht ganz entdeckt, nicht ganz geraubt.
Der Waden nur noch zu gedenken:
Sie waren groß und hart wie Stein.
Das sollen, wie man sagt, nicht schlimme Zeichen sein;
Allein den Grund wird man mir schenken.

Nun, wahrlich, so ein Kerl kann Weiber lüstern machen.
Ich sag' es nicht für mich; es sind geschehne Sachen.
„Geschehne Sachen? was?
So ist man gar zur That gekommen?"
Mein lieber Simplex, fragt sich das?
Weswegen hätt' er denn die Predigt unternommen?
Die süße Lehre süßer Triebe?
Die Liebe heischet Gegenliebe,
Und wer ihr Priester ist, verdienet keinen Haß.

O Andacht, mußt du doch so manche Sünde decken!
Zwar die Moral ist hier zu scharf,
Weil mancher Mensch sich nicht bespiegeln darf,
Aus Furcht, er möchte vor sich selbst erschrecken.
Drum will ich nur mit meinen Lehren
Ganz still nach Hause wieder kehren.
Kömmt mir einmal der Einfall ein,
Und ein Verleger will für mich so gnädig sein,
Mich in groß Quart in Druck zu nehmen,
So könnt' ich mich vielleicht bequemen,
Mit hundert englischen Moralen,
Die ich im Laden sah, zu prahlen,
Exempelschätze, Sittenrichter,
Die alten und die neuen Dichter
Mit witz'gen Fingern nachzuschlagen,
Und was die sagen und nicht sagen,
In einer Note abzuschreiben.
Bringt, sag' ich noch einmal, man mich gedruckt an Tag;
Denn in der Handschrift lass' ich's bleiben,
Weil ich mich nicht belügen mag.

Ich fahr' in der Erzählung fort —
Doch möcht' ich in der That gestehn,
Ich hätte manchmal mögen sehn,
Was die und die, die an den Wallfahrtsort
Mit heiligen Gedanken kam,

Für fremde Mienen an sich nahm,
Wenn der verwegne Eremit
Fein listig, Schritt vor Schritt,
Vom Geist aufs Fleisch zu reden kam.
Ich zweifle nicht, daß die verletzte Scham
Den Zorn nicht ins Gesicht getrieben,
Daß Mund und Hand nicht in Bewegung kam,
Weil beide die Bewegung lieben;
Allein, daß die Versöhnung ausgeblieben,
Glaub' ich, und wer die Weiber kennt,
Nicht eher, als kein Stroh mehr brennt.
Denn wird doch wohl ein Löwe zahm;
Und eine Frau ist ohnedem ein Lamm.
„Ein Lamm? du magst die Weiber kennen."
Je nun, man kann sie doch insoweit Lämmer nennen,
Als sie von selbst ins Feuer rennen.

„Fährst du in der Erzählung fort?
Und bleibst mit deinem Kritisieren
Doch ewig an demselben Ort?"
So kann das Nützliche den Dichter auch verführen.
Nun gut, ich fahre fort
Und sag', um wirklich fortzufahren,
Daß nach fünf Vierteljahren
Die Schelmereien ruchbar waren.
„Erst nach fünf Vierteljahren? Nu,
Der Eremit hat wacker ausgehalten.
So viel trau' ich mir doch nicht zu;
Ich möchte nicht sein Amt ein Vierteljahr verwalten.
Allein, wie ward es ewig kund?
Hat es ein schlauer Mann erfahren?
Verriet es einer Frau waschhafter Mund?
Wie? oder daß den Hochverrat
Ein alt neugierig Weib aus Neid begangen hat?"
O nein; hier muß man besser raten;
Zwei muntre Mädchen hatten Schuld,
Die voller frommen Ungeduld
Das thaten, was die Mütter thaten;
Und dennoch wollten sich die Mütter nicht bequemen,
Die guten Kinder mitzunehmen.
„Sie merkten also wohl den Braten?" —
Und haben ihn gar dem Papa verraten.

„Die Töchter sagten's dem Papa?
Wo blieb die Liebe zur Mama?“
O! die kann nichts darunter leiden;
Denn wenn ein Mädchen auch die Mutter liebt,
Daß es der Mutter in der Not
Den letzten Bissen Brot
Aus seinem Munde gibt,
So kann das Mädchen doch die Mutter hier beneiden,
Hier, wo so Lieb' als Klugheit spricht:
Ihr Schönen, trotz der Kinderpflicht,
Vergeßt euch selber nicht!
Kurz, durch die Mädchen kam's ans Licht,
Daß er, der Eremit, beinah die ganze Stadt
Zu Schwägern oder Kindern hat.

O! der verfluchte Schelm! Wer hätte das gedacht!
Die ganze Stadt ward aufgebracht,
Und jeder Ehmann schwur, daß in der ersten Nacht
Er und sein Mitgenoß, der Hain,
Des Feuers Beute müsse sein.
Schon rotteten sich ganze Scharen,
Die zu der Rache fertig waren.
Doch ein hochweiser Magistrat
Besetzt das Thor und sperrt die Stadt,
Der Eigenrache vorzukommen,
Und schicket alsobald
Die Schergen in den Wald,
Die ihn vom Kreuze weg und in Verhaft genommen.
Man redte schon von Galgen und von Rad,
So sehr schien sein Verbrechen häßlich;
Und keine Strafe war so gräßlich,
Die, wie man sagt, er nicht verdienet hat.
Und nur ein Hagestolz, ein schlauer Advokat,
Sprach: „O! dem kömmt man nicht ans Leben,
Der es Unzähligen zu geben
So rühmlich sich beflissen hat.“
Der Eremite, der die Nacht
Im Kerker ungewiß und sorgend durchgewacht,
Ward morgen ins Verhör gebracht.
Der Richter war ein schalk'scher Mann,
Der jeden mit Vergnügen schraubte
Und doch — (wie man sich irren kann!)

Von seiner Frau das beste glaubte.
„Sie ist ein Ausbund aller Frommen
Und nur einmal in Wald gekommen,
Den Pater Eremit zu sehn.
Einmal! Was kann da viel geschehn?"
So denkt der gütige Herr Richter.
Denk' immer so, zu deiner Ruh,
Lacht gleich die Wahrheit und der Dichter
Und deine fromme Frau dazu.

Nun tritt der Eremit vor ihn.
„Mein Freund, wollt Ihr von selbst die nennen,
Die — die Ihr kennt, und die Euch kennen,
So könnt Ihr der Tortur entfliehn.
Doch..." — „Darum lass' ich mich nicht plagen.
Ich will sie alle sagen.
Herr Richter, schreib' Er nur!" Und wie?
Der Eremit entdecket sie?
Ein Eremite kann nicht schweigen?
Sonst ist das Plaudern nur den Stutzern eigen.
Der Richter schrieb. „Die erste war
Kamilla..." — „Wer? Kamilla?" — „Ja fürwahr!
Die andern sind: Sophia, Laura, Doris,
Angelika, Korinna, Chloris..." —
„Der Henker mag sie alle fassen,
Gemach! und eine nach der andern fein!
Denn eine nur vorbei zu lassen..." —
„Wird wohl kein großer Schade sein,"
Fiel jeder Ratsherr ihm ins Wort.
„Hört," schrieen sie, „erzählt nur fort!"
Weil jeder Ratsherr in Gefahr
Sein eigen Weib zu hören war.
„Ihr Herren," schrie der Richter, „nein!
Die Wahrheit muß am Tage sein;
Was können wir sonst für ein Urteil fassen?"
„Ihn," schrieen alle, „gehn zu lassen."
„Nein, die Gerechtigkeit" — und kurz, der Delinquent
Hat jede noch einmal genennt,
Und jeder hing der Richter dann
Ein loses Wort für ihren Hahnrei an.
Das Hundert war schon mehr als voll;
Der Eremit, der mehr gestehen soll,

Stockt, weigert sich, scheut sich, zu sprechen —
„Nu, nu, nur fort! was zwingt Euch wohl,
So unvermutet abzubrechen?"
„Das sind sie alle!" — „Seid Ihr toll?
Ein Held wie Ihr! Gestehet nur, gesteht!
Die letzten waren, wie Ihr seht,
Klara, Pulcheria, Susanne,
Charlotte, Marianne, Hanne.
Denkt nach! ich laß Euch Zeit dazu!"
„Das sind sie wirklich alle!" — „Nu —
Macht, eh wir schärfer in Euch dringen!" —
„Nein, keine mehr; ich weiß genau..." —
„Ha! ha! ich seh', man soll Euch zwingen..." —
„Nun gut, Herr Richter, — Seine Frau." —

* * *

Daß man von der Erzählung nicht
Als einem Weibermärchen spricht,
So mach' ich sie zum Lehrgedicht
Durch beigefügten Unterricht:
Wer seines Nächsten Schande sucht,
Wird selber seine Schande finden!
Nicht wahr, so liest man mich mit Frucht?
Und ich erzähle sonder Sünden?

---

14. Die Brille.

Dem alten Freiherrn von Chrysant
Wagt's Amor, einen Streich zu spielen.
Für einen Hagestolz bekannt,
Fing um die Sechzig er sich wieder an zu fühlen.

Es flatterte, von Alt und Jung begafft,
Mit Reizen ganz besondrer Kraft,
Ein Bürgermädchen in der Nachbarschaft.
Dies Bürgermädchen hieß Finette.
Finette ward des Freiherrn Siegerin.
Ihr Bild stand mit ihm auf und ging mit ihm zu Bette.
Da dacht' in seinem Sinn
Der Freiherr: „Und warum denn nur ihr Bild?
Ihr Bild, das zwar den Kopf, doch nicht die Arme füllt?
Sie selbst steh' mit mir auf und geh' mit mir zu Bette.
Sie werde meine Frau! Es schelte, wer da schilt;

Genäd'ge Tant' und Nicht' und Schwägerin!
Finett' ist meine Frau, und — Ihre Dienerin."

Schon so gewiß? Man wird es hören.
Der Freiherr kömmt, sich zu erklären,
Er greift das Mädchen bei der Hand,
Thut, wie ein Freiherr, ganz bekannt
Und spricht: „Ich, Freiherr von Chrysant,
Ich habe Sie, mein Kind, zu meiner Frau ersehen.
Sie wird sich hoffentlich nicht selbst im Lichte stehen.
Ich habe Guts die Füll' und Fülle."
Und hierauf las er ihr durch eine große Brille
Von einem großen Zettel ab,
Wie viel ihm Gott an Gütern gab;
Wie reich er sie beschenken wolle;
Welch großen Witwenschatz sie einmal haben solle.
Dies alles las der reiche Mann
Ihr von dem Zettel ab und guckte durch die Brille
Bei jedem Punkte sie begierig an.

„Nun, Kind, was ist Ihr Wille?"
Mit diesen Worten schwieg der Freiherr stille
Und nahm mit diesen Worten seine Brille —
(Denn, dacht' er, wird das Mädchen nun
So wie ein kluges Mädchen thun;
Wird mich und sie ihr schnelles Ja beglücken;
Werd' ich den ersten Kuß auf ihre Lippen drücken:
So könnt' ich im Entzücken
Die teure Brille leicht zerknicken!) —
Die teure Brille wohlbedächtig ab.

Finette, der dies Zeit, sich zu bedenken, gab,
Bedachte sich und sprach nach reiflichem Bedenken:
„Sie sprechen, gnäd'ger Herr, vom Freien und vom Schenken;
Ach! gnäd'ger Herr, das alles wär' sehr schön!
Ich würd' in Samt und Seide gehn —
Was gehn? Ich würde nicht mehr gehn;
Ich würde stolz mit Sechsen fahren.
Mir würden ganze Scharen
Von Dienern zu Gebote stehn.
Ach! wie gesagt, das alles wär' sehr schön,
Wenn ich — wenn ich – —"
„Ein Wenn? Ich will doch sehn"

(Hier sahe man den alten Herrn sich blähn),
„Was für ein Wenn mir kann im Wege stehn!"
„Wenn ich nur nicht verschworen hätte — —"
„Verschworen? was? Finette,
Verschworen, nicht zu frein? —
O Grille," rief der Freiherr, „Grille!"
Und griff nach seiner Brille
Und nahm das Mädchen durch die Brille
Nochmals in Augenschein
Und rief beständig: „Grille! Grille?
Verschworen, nicht zu frein!"
„Behüte!" sprach Finette,
„Verschworen nur, mir keinen Mann zu frein,
Der so, wie Ihre Gnaden pflegt,
Die Augen in der Tasche trägt!"

---

15. Nix Bodenstrom.

Nix Bodenstrom, ein Schiffer, nahm —
War es in Hamburg oder Amsterdam,
Daran ist wenig oder nichts gelegen —
Ein junges Weib.
„Das ist auch sehr verwegen,
Freund!" sprach ein Kaufherr, den zum Hochzeitschmause
Der Schiffer bat. „Du bist so lang und oft von Hause;
Dein Weibchen bleibt indes allein:
Und dennoch — willst du mit Gewalt denn Hahnrei sein?
Indes, daß du zur See dein Leben wagst,
Indes, daß du in Surinam, am Amazonenflusse,
Dich bei den Hottentotten, Kannibalen plagst:
Indes wird sie — —"
„Mit Eur'em schönen Schlusse!"
Versetzte Nix. „Indes, indes! Ei nun!
Das nämliche kann Euer Weibchen thun —
Denn, Herr, was braucht's dazu für Zeit? —
Indes Ihr auf der Börse seid."

---

16. Der Wunsch, zu sterben.

Ein durch die Jagd ergrimmter Bär
Latscht hinter einem Wandrer her.
Aus Rache will er ihn zerreißen.
(Das mag dem Wandrer wohl ein unverdientes Unglück heißen.)

Aus Rache, dummes Tier? wird mancher Leser sprechen,
Kannst du dich nicht an deinen Jägern rächen?
O, schimpft mir nicht das gute Vieh,
Es folgt den Trieben nur, Vernunft regiert es nie.
Es hat ja unter uns ... was sagt' ich? nein ... bei Hunden
Gewiß nicht wenige von gleicher Art gefunden.
Geschwinde! Wanderer, geschwind und rette dich.
Er läuft, der Bär läuft nach. Er schreit, will sich verstecken;
Der Bär, nicht faul, sucht ihn, bricht brummend durch die Hecken
Und jagt ihn wieder vor. Der ändert oft den Lauf,
Bald rechts, bald vor, bald links. Doch alle diese Ränke
Sind hier umsonst. Warum? der Bär hat auch Gelenke.
Gewiß, so eine Jagd wär' mir nicht lächerlich!
Jedoch zu was wird sich der Wandrer nun entschließen?
Er springt den nächsten Baum hinauf.
O! das wird niemand wohl das beste Mittel nennen.
Er mußte doch in aller Angst nicht wissen,
Daß Bäre gleichfalls klettern können.
Das tolle Tier erblickt es kaum,
So stutzt es, brummt und kratzt den Baum,
Es bäumt den schweren Leib, es setzt die Vordertatzen
An Rind' und Aesten ein, so schnell als scheue Katzen.
So langsam gegenteils hebt es des Körpers Wucht;
Doch kömmt es schon so hoch, daß der den Gipfel sucht.
Was gibt uns oft die Angst nicht ein?
Der Wandrer sucht des Feindes los zu sein.
Er stößt, und stößt den Fuß mit voller Leibesstärke
Dem Bäre vor den Kopf. Doch große Wunderwerke
That dieses Stößchen nicht. Wie kann es anders sein?
Wer Bäre töten will, braucht der den Fuß allein?
Er taumelt nur, anstatt zu fallen,
Und fasset schnell mit seinen Krallen
Des Wandrers Fuß, der nach ihm stieß.
Er hält ihn, wie ein Bär. Durch Zerren und durch Beißen
Sucht er den Raub herabzureißen.
Jedoch, je mehr er riß,
Je mehr hält jener sich
An Aesten fest und ritterlich.
Wenn Witz und Tapferkeit uns nicht erretten kann,
Beut oft das blinde Glück uns seine Rettung an.
Der wütend plumpe Bär
Ist für den dünnen Ast zu schwer;

Der bricht, und er fällt schütternd schnell zu Boden.
Der Fall bringt ihn fast um den Oden,
Und keuchend schleicht er zornig fort.
Von Schrecken, Furcht und Schmerzen eingenommen,
Sieht kaum der Wanderer, daß er der Not entkommen.
Nun lobt er wohl durch jedes Wort
Mit zärtlich dankbarem Gemüte
Des Himmels unverhoffte Güte?
O, weit gefehlet! nein! mit zitternd schwacher Sprache
Flucht, lästert, schreiet er selbst wider Gott um Rache.
Er kriecht vom Baum herab und läßt sich murrend nieder.
Sein nasses Auge sieht das Blut der wunden Glieder.
Der Schmerz verführet ihn, daß er den Tod begehrt,
Den Tod, vor dem er sich mit Fliehn und Schrei'n gewehrt.
Bald flucht er auf den Bär, der ihn nicht ganz zerrissen;
Bald flucht er auf sich selbst, daß er sich retten müssen.
„O, näh're dich, erwünschter Tod!
Benimm mir Leben, Schmerz und Not!
Entführ' mir dieser Wunsch doch mit dem letzten Hauche!"
St! St! was raschelt dort, dort hinter jenem Strauche?
Beglückter Wanderer! dein Wunsch ist schon erhört.
Es kömmt ein neuer Bär, der dich im Klagen stört.
Ein Bär? Erschrick nur nicht! Ein Bär.
Ohn' Zweifel schickt der Tod ihn her.
Der Tod? Ja, ja, der Tod, den du gewünschet hast,
Gewünschet und erfleht. „Das ist ein schlimmer Gast.
Der Henker! weiß er denn gar nichts von Komplimenten?
Wenn meine Beine mich doch nur erretten könnten!"
Mit Mühe sucht er aufzustehn;
Doch kann er nicht vom Flecke gehn.
Hier kam ihm schnell ein ander Mittel ein,
Das ihm vorher nicht eingekommen.
Er hatt' es einst (zehn Jahre mocht' es sein)
Von einem Reisenden vernommen
Und hatt' es nie, nur in der Not, vergessen,
Daß Bäre selten Tote fressen.
Sein Einfall wirft ihn hurtig nieder;
Die schon vor Schrecken kalten Glieder
Streckt er starr von sich weg, so sehr er immer kann,
Und hält den Oden mühsam an.
Der Bär beschnopert ihn, findt keines Lebens Spur,
Mag sich an Toten nicht begnügen,

Kehrt sittsam um und brummet nur
Und läßt den Schalk in Ruhe liegen.
Was ist bei dir ein Wunsch? Mein Freund, laß mich's verstehen.
Du wünschst den Tod: er kömmt; du suchst ihm zu entgehen.
Steh auf! der Bär ist fort. Was fluchst du ihm noch nach?
Zum Danke, daß er dir nicht Hals und Beine brach?
Was soll die Lästerung? Verringert sie die Schmerzen?
Noch wünschest du den Tod? Das geht dir wohl von Herzen?
Nur schade, daß er dich vorhin so spotten sah:
Sonst wär' er wahrlich längst auf dein Ersuchen da.
Der schwüle Tag vergeht; der Abend bricht herein.
O, könnt' er in geborstnen Feldern,
Wie durch die Hitze matten Wäldern,
Mein Wandrer, ebenfalls dir zur Erquickung sein!
Man sieht die Luft, sich abzukühlen,
Mit stummen Blitzen häufig spielen.
„O!" schreit der Wanderer, „zög' sich ein Wetter auf!
O, hemmten Blitz und Schlag mir Pein und Lebenslauf!"
Schnell zeigt der Donnergott dem Wunsche sich gewogen.
Des ganzen Himmels weite Ferne
Verdeckt viel Dunst; die hellsten Sterne
Sind schwarz mit Wolken überzogen,
Schnell fährt der Blitz heraus, kracht hier und dort ein Schlag.
Auf, Wandrer, freue dich! das ist dein Sterbetag!
Nun wird der Tod auf Donnerkeilen
Zu dir verlaßnem Armen eilen.
Was scherzst du noch voll Furcht? . . Ihr Freunde, gebt doch acht;
Doch bitt' ich, zwinget euch, daß ihr nicht drüber lacht. . . .
„Ja! das ist Pein . . o, stürb' ich doch! — —
Komm, Tod! komm doch . . du zauderst noch?
Jedoch hier mag ich wohl nicht allzu sicher liegen?
Ich habe ja einmal gehört,
Wie die Erfahrung oft gelehrt,
Daß Donner gern in Eichen schlügen.
O, machte mir ein Lorbeerbaum
Doch unter seinen Aesten Raum.
O weh! wie schmerzt das Bein! Erbarm dich doch, o Tod!
Jedoch dort schlug es ein . . Nun ist's die höchste Not,
Soll mich das Wetter nicht verletzen,
Mich schnell in Sicherheit zu setzen!"
Geh! dummer Wandrer, geh! such' einen sichern Ort
Und wünsche bald den Tod, bald wünsch' ihn wieder fort.

Mich soll dein Wankelmut der Menschen Zagheit lehren,
Muß ich sie so, wie dich, verwegen wünschen hören.
Glaubt, Freunde, glaubet mir! der ist ein weiser Mann,
Der zwar das Leben liebt, doch mutig sterben kann!

---

17. Die kranke Pulcheria.

Pulcheria ward krank ... „Vielleicht die Lust zu büßen,
Die ..." Pfui, wer wird nun gleich so voller Argwohn sein?
Schweigt, Neider! hört mir zu! ich lenke wieder ein.
Pulcheria ward krank. Unruhig im Gewissen,
Ließ ihr der Schmerz manchmal, die Schwermut niemals Ruh
„Wie? Was? Pulcheria wär' melancholisch worden?
Sprich, Lügner, lieber gar, sie trat in Nonnenorden."
Schon wieder stört ihr mich? Schweigt doch und hört mir zu!
Als sie einst ihre Not zu lauten Seufzern trieb,
Sprach Lady, ihre Magd: „Laßt doch den Priester holen;
Legt dem die Beichte ab, so seid Ihr Gott empfohlen;
Und beichten müsset Ihr, ist Euch der Himmel lieb."
„Ja, dieser Rat ist gut," spricht unsre kranke Schöne,
„Lauf oder schicke gleich zum Pater Andres hin;
Andres ... merk's wohl ... weil ich auch sonst sein Beichtkind bin,
So oft ich mich mit dir, o lieber Gott! versöhne."
Gleich läuft ein Diener hin, klopft an das Kloster an
Und so, als wenn das Thor davon zerspringen solle.
„Nu, nu! Gemach! gemach!" Man fragt, zu wem er wolle.
„Je, macht nur erstlich auf." Das Thor wird aufgethan.
„Der Pater Andres wird zu meiner Frau begehret,
Die gerne beichten will, weil sie bald sterben kann."
„Wer?" fragt ein Bruder ihn; „Andres? der gute Mann!
Zehn Jahr ist's schon, daß der im Himmel Beichte höret."

---

18. Die Nuß und die Katze.

„Gewiß, Herr Wirt, dies Obst ist nicht für meinen Magen.
Denn wenn ich mir, es frei zu sagen,
Ja eine Baumfrucht loben muß,
So lob' ich mir die welsche Nuß,
Die schmeckt doch noch! .. Bei meiner Treu!
Der zartste Apfel kömmt der Nuß, der Nuß nicht bei."

Ein Kätzchen, das der Wirtin Liebe
Nie mit Gewalt zum Mausen triebe
Und itzt in ihrem Schoße saß,
War schlau, vernahm und merkte das.
„Was?“ dacht' es, „eine Nuß soll so vortrefflich schmecken?
Halt! diese Wahrheit soll mein Maul gleich selbst entdecken.“
Es sprang vom Schoße weg und lief dem Garten zu.
Nu, Katze, nu, wie dumm bist du!
Der schönen Chloris Schoß um eine Nuß zu lassen?
Wärst du ein junger Herr, wie würde sie dich hassen.
Nein, Schönen, räumet mir nur diesen Ort erst ein;
So wahr er mich ergötzt, ich will kein Kätzchen sein.
Doch dieses sag' ich nur so im Vorübergehen.
Horcht! ich erzähle fort. Beim Garten blieb ich stehen?
Nicht? Ja. Wohl gut. Hier fand der Katze Lüsternheit
Beim nächsten Nußbaum nun, worauf sie sich gefreut.
Wollt ihr etwan ein Bild zu meiner Fabel malen:
So malt die Nüsse ja noch in den grünen Schalen,
Die unsre Katze fand. Darauf kömmt alles an.
Denn als sie kaum darein den ersten Biß gethan,
So schnaubt und sprudelt sie, als wenn sie Glas gefressen.
„Dich,“ spricht sie, „lobt der Mensch, so mag er dich auch essen.
O! pfui, was muß er nicht für eine Zunge haben!
An solcher Säure sich zu laben!“

O, schweig nur, dummes Tier!
Du schmähst zur Ungebühr.
Du hättest auf den Kern nur erstlich kommen sollen,
Denn den, die Schale nicht, hat Lydas loben wollen.

---

19. Morydan.

Das Schiff, wo Morydan mit Weib und Kindern war,
Kam plötzlich in Gefahr.
„Ach, Götter, lasset euch bewegen,
Befehlt,“ schrie Morydan, „daß See und Sturm sich legen.
Nur diesmal lasset mich der nassen Gruft entfliehn;
Nie, nie, gelob' ich euch, mehr übers Meer zu ziehn!
Neptun, erhöre mich.
Sechs schwarze Rinder schenk' ich dir
Zum Opfer dankbar froh dafür!“

„Sechs schwarze Rinder?“ rief Mondar,
Sein Nachbar, der zugegen war.
„Sechs schwarze Rinder? Bist du toll?
Mir ist es ja, mir ist es schon bekannt,
Daß solchen Reichtum dir das Glück nicht zugewandt,
Und glaubst doch, daß es Gott Neptun nicht wissen soll?“

* *
*

Wie oft, o Sterblicher, wie ofte trauest du
Der Gottheit weniger als deinem Nachbar zu!

---

20. Die Teilung.

An seiner Braut, Fräulein Christinchens Seite,
Saß Junker Bogislav Dietrich Karl Ferdinand
Von — sein Geschlecht bleibt ungenannt —
Und that, wie alle seine Landesleute,
Die Pommern, ganz abscheulich witzig und galant.

Was schwatzte nicht für zuckersüße Schmeicheleien
Der Junker seinem Fräulein vor!
Was raunte nicht für kühne Schelmereien
Er ihr vertraut ins Ohr?
Mund, Aug' und Nas' und Brust und Hände,
Ein jedes Glied macht ihn entzückt,
Bis er, entzückt auch über Hüft' und Lende,
Den plumpen Arm um Hüft' und Lende drückt.
Das Fräulein war geschnürt (vielleicht zum erstenmale).
„Ha!“ schrie der Junker, „wie geschlank!
Ha, welch ein Leib! verdammt, daß ich nicht male!
Als käm' er von der Drechselbank!
So dünn! — Was braucht es viel zu sprechen?
Ich wette gleich — was wetten wir? wieviel?
Ich will ihn voneinander brechen!
Mit den zwei Fingern will ich ihn zerbrechen
Wie einen Pfeifenstiel!“

„Wie?“ rief das Fräulein; „wie? zerbrechen?
Zerbrechen“ (rief sie nochmal) „mich?
Sie könnten sich an meinem Latze stechen.
Ich bitte, Sie verschonen sich.“

„Beim Element! so will ich's wagen,“
Schrie Junker Bogislav, „wohlan!“

Und hatte schon die Hände kreuzweis angeschlagen
Und packte schon heroisch an,
Als schnell ein: „Bruder! Bruder, halt!“
Vom Ofen her aus einem Winkel schallt.

In diesem Winkel saß, vergessen, nicht verloren,
Des Bräut'gams jüngster Bruder, Fritz.
Fritz saß mit offnem Aug' und Ohren,
Ein Kind voll Mutterwitz.

„Halt!“ schrie er, „Bruder! Auf ein Wort!“
Und zog den Bruder mit sich fort:
„Zerbrichst du sie, die schöne Docke,
So nimm die Oberhälfte dir!
Die Hälfte mit dem Unterrocke,
Die, lieber Bruder, schenke mir!“

---

21. Der über uns.

Hans Steffen stieg bei Dämmerung (und kaum
Konnt' er vor Näschigkeit die Dämmerung erwarten)
In seines Edelmannes Garten
Und plünderte den besten Aepfelbaum.

Johann und Hanne konnten kaum
Vor Liebesglut die Dämmerung erwarten
Und schlichen sich in eben diesem Garten
Von ungefähr an eben diesen Aepfelbaum.

Hans Steffen, der im Winkel oben saß
Und fleißig brach und aß,
Ward mäuschenstill vor Wartung böser Dinge,
Daß seine Näscherei ihm diesmal schlecht gelinge.
Doch bald vernahm er unten Dinge,
Worüber er der Furcht vergaß
Und immer sachte weiter aß.

Johann warf Hannen in das Gras.
„O pfui!“ rief Hanne; „welcher Spaß!
Nicht doch, Johann!“ — „Ei was?“ —
„O, schäme dich! — Ein andermal — o, laß —
O, schäme dich! — Hier ist es naß.“ — —
„Naß oder nicht; was schadet das?
Es ist ja reines Gras.“ —

Wie dies Gespräche weiter lief,
Das weiß ich nicht. Wer braucht's zu wissen?
Sie stunden wieder auf, und Hanne seufzte tief:
„So, schöner Herr! heißt das bloß küssen?
Das Männerherz! Kein einz'ger hat Gewissen!
Sie könnten es uns so versüßen!
Wie grausam aber müssen
Wir armen Mädchen öfters dafür büßen!
Wenn nun auch mir ein Unglück widerfährt —
Ein Kind — ich zittre — Wer ernährt
Mir dann das Kind? Kannst du es mir ernähren?"
„Ich?" sprach Johann; „die Zeit mag's lehren.
Doch wird's auch nicht von mir ernährt,
Der über uns wird's schon ernähren.
Dem über uns vertrau'!"

Dem über uns! Dies hörte Steffen.
Was, dacht' er, will das Pack mich äffen?
Der über ihnen? Ei, wie schlau!
„Nein!" schrie er; „laßt euch andre Hoffnung laben!
Der über euch ist nicht so toll!
Wenn ich ein Bankbein nähren soll,
So will ich es auch selbst gedrechselt haben!"

Wer hier erschrak und aus dem Garten rann,
Das waren Hanne und Johann.
Doch gaben bei dem Edelmann
Sie auch den Apfeldieb wohl an?
Ich glaube nicht, daß sie's gethan.

Lessings Vorrede zu den Fabeln in Prosa.*)

Ich warf vor Jahr und Tag einen kritischen Blick auf meine Schriften. Ich hatte ihrer lange genug vergessen, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Ich fand, daß man noch lange nicht so viel Böses davon gesagt habe, als man wohl sagen könnte, und beschloß in dem ersten Unwillen, sie ganz zu verwerfen.

Viel Ueberwindung hätte mich die Ausführung dieses Entschlusses gewiß nicht gekostet. Ich hatte meine Schriften nie der Mühe wert geachtet, sie gegen irgend jemanden zu verteidigen, so ein leichtes und gutes Spiel mir auch oft der allzu elende Angriff dieser und jener würde gemacht haben. Dazu kam noch das Gefühl, daß ich itzt meine jugendlichen Vergehungen durch bessere Dinge gut machen und endlich wohl gar in Vergessenheit bringen könnte.

Doch indem fielen mir so viel freundschaftliche Leser ein. — Soll ich selbst Gelegenheit geben, daß man ihnen vorwerfen kann, ihren Beifall an etwas ganz Unwürdiges verschwendet zu haben? Ihre nachsichtsvolle Aufmunterung erwartet von mir ein anderes Betragen. Sie erwartet und sie verdienet, daß ich mich bestrebe, sie, wenigstens nach der Hand, recht haben zu lassen, daß ich so viel Gutes nunmehr wirklich in meine Schriften so glücklich hineinlege, daß sie es in voraus darin bemerkt zu haben scheinen können. — Und so nahm ich mir vor, was ich erst verwerfen wollte, lieber so viel als möglich zu verbessern. — Welche Arbeit! —

Ich hatte mich bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilet als bei der Fabel. Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabulisten so ziemlich alle, und die besten von ihnen mehr als einmal gelesen. Ich hatte über die Theorie

*) Dieselbe erschien in „Gotthold Ephraim Lessings Fabeln. Drei Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts. Berlin, bei Christian Friedrich Voß. 1759.“ A. d. H.

der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die gerade auf die Wahrheit führende Bahn des Aesopus von den Neuern für die blumenreichern Abwege der schwatzhaften Gabe zu erzählen so sehr verlassen werde. Ich hatte eine Menge Versuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht. — Kurz, ich glaubte mich in diesem Fache so reich, daß ich vors erste meinen Fabeln mit leichter Mühe eine neue Gestalt geben könnte.

Ich griff zum Werke. — Wie sehr ich mich aber wegen der leichten Mühe geirret hatte, das weiß ich selbst am besten. Anmerkungen, die man während dem Studieren macht und nur aus Mißtrauen in sein Gedächtnis auf das Papier wirft, Gedanken, die man sich nur zu haben begnügt, ohne ihnen durch den Ausdruck die nötige Präzision zu geben, Versuchen, die man nur zu seiner Uebung waget, — — fehlet noch sehr viel zu einem Buche. Was nun endlich für eines daraus geworden, — hier ist es!

Man wird nicht mehr als sechse von meinen alten Fabeln darin finden, die sechs prosaischen nämlich, die mir der Erhaltung am wenigsten unwert schienen. Die übrigen gereimten mögen auf eine andere Stelle warten. Wenn es nicht gar zu sonderbar gelassen hätte, so würde ich sie in Prosa aufgelöset haben.

Ohne übrigens eigentlich den Gesichtspunkt, aus welchem ich am liebsten betrachtet zu sein wünschte, vorzuschreiben, ersuche ich bloß meinen Leser, die Fabeln nicht ohne die Abhandlungen zu beurteilen. Denn ob ich gleich weder diese jenen, noch jene diesen zum besten geschrieben habe, so entlehnen doch beide als Dinge, die zu einer Zeit in einem Kopfe entsprungen, allzuviel voneinander, als daß sie einzeln und abgesondert noch eben dieselben bleiben könnten. Sollte er auch schon dabei entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung nicht allezeit übereinstimmen, was ist es mehr? Er weiß von selbst, daß das Genie seinen Eigensinn hat, daß es den Regeln selten mit Vorsatz folget, und daß diese seine wollüstigen Auswüchse zwar beschneiden, aber nicht hemmen sollen. Er prüfe also in den Fabeln seinen Geschmack und in den Abhandlungen meine Gründe. —

Ich wäre willens, mit allen übrigen Abteilungen meiner Schriften nach und nach auf gleiche Weise zu verfahren. An Vorrat würde es mir auch nicht fehlen, den unnützen Abgang dabei zu ersetzen. Aber an Zeit, an Ruhe — — nichts

weiter! Dieses Aber gehöret in keine Vorrede, und das Publikum danket es selten einem Schriftsteller, wenn er es auch in solchen Dingen zu seinem Vertrauten zu machen gedenkt. — So lange der Virtuose Anschläge fasset, Ideen sammlet, wählet, ordnet, in Plane verteilet: so lange genießt er die sich selbst belohnenden Wollüste der Empfängnis. Aber sobald er einen Schritt weiter gehet und Hand anleget, seine Schöpfung auch außer sich darzustellen: sogleich fangen die Schmerzen der Geburt an, welchen er sich selten ohne alle Aufmunterung unterziehet. —

Eine Vorrede sollte nichts enthalten als die Geschichte des Buchs. Die Geschichte des meinigen war bald erzählt, und ich müßte hier schließen. Allein da ich die Gelegenheit, mit meinen Lesern zu sprechen, so selten ergreife, so erlaube man mir, sie einmal zu mißbrauchen. — Ich bin gezwungen, mich über einen bekannten Skribenten zu beklagen. Herr Dusch hat mich durch seine bevollmächtigte Freunde seit geraumer Zeit auf eine sehr nichtswürdige Art mißhandeln lassen. Ich meine mich, den Menschen; denn daß es seiner siegreichen Kritik gefallen hat, mich, den Schriftsteller, in die Pfanne zu hauen, das würde ich mit keinem Worte rügen. Die Ursache seiner Erbitterung sind verschiedene Kritiken, die man in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, über seine Werke gemacht hat und er auf meine Rechnung schreibet. Ich habe ihn schon öffentlich von dem Gegenteile versichern lassen, die Verfasser der Bibliothek sind auch nunmehr genugsam bekannt, und wenn diese, wie er selbst behauptet, zugleich die Verfasser der Briefe sind, so kann ich gar nicht begreifen, warum er seinen Zorn an mir ausläßt. Vielleicht aber muß ein ehrlicher Mann wie er, wenn es ihn nicht töten soll, sich seiner Galle gegen einen Unschuldigen entladen; und in diesem Falle stehe ich seiner Kunstrichterei und dem Aberwitze seiner Freunde und seiner Freundinnen gar gern noch ferner zu Diensten und widerrufe meine Klage.

Fabeln in Prosa.

Erstes Buch.

1. Die Erscheinung.

In der einsamsten Tiefe jenes Waldes, wo ich schon manches redende Tier belauscht, lag ich an einem sanften Wasserfalle und war bemüht, einem meiner Märchen den leichten poetischen Schmuck zu geben, in welchem am liebsten zu erscheinen Lafontaine die Fabel fast verwöhnt hat. Ich sann, ich wählte, ich verwarf, die Stirne glühte: — — umsonst, es kam nichts auf das Blatt. Voll Unwill sprang ich auf; aber sieh! — auf einmal stand sie selbst, die fabelnde Muse, vor mir.

Und sie sprach lächelnd: Schüler, wozu diese undankbare Mühe? Die Wahrheit braucht die Anmut der Fabel; aber wozu braucht die Fabel die Anmut der Harmonie? Du willst das Gewürze würzen. Genug, wenn die Erfindung des Dichters ist; der Vortrag sei des ungekünstelten Geschichtschreibers, so wie der Sinn des Weltweisen.

Ich wollte antworten, aber die Muse verschwand. „Sie verschwand?" höre ich einen Leser fragen. „Wenn du uns doch nur wahrscheinlicher täuschen wolltest! Die seichten Schlüsse, auf die dein Unvermögen dich führte, der Muse in den Mund zu legen! Zwar ein gewöhnlicher Betrug —"

Vortrefflich, mein Leser! Mir ist keine Muse erschienen. Ich erzählte eine bloße Fabel, aus der du selbst die Lehre gezogen. Ich bin nicht der erste und werde nicht der letzte sein, der seine Grillen zu Orakelsprüchen einer göttlichen Erscheinung macht.

2. Der Hamster und die Ameise.

Ihr armseligen Ameisen, sagte ein Hamster. Verlohnt es sich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein so Weniges einzusammeln? Wenn ihr meinen Vorrat sehen solltet! — —

Höre, antwortete eine Ameise, wenn er größer ist, als du ihn brauchst, so ist es schon recht, daß die Menschen dir nachgraben, deine Scheuren ausleeren und dich deinen räubrischen Geiz mit dem Leben büßen lassen.

---

3. Der Löwe und der Hase.

Aelianus de natura animalium lib. I. cap. 38. Ὀῤῥωδεῖ ὁ ἐλεφας κεραστην κριον και χοιρου βοην. Idem lib. III. cap. 31. Αλεκτρυονα φοβειται ὁ λεων.

Ein Löwe würdigte einen drolligten Hasen seiner nähern Bekanntschaft. Aber ist es denn wahr, fragte ihn einst der Hase, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?

Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe; und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir große Tiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du, zum Exempel, von dem Elefanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entsetzen erwecket.

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Hase. Ja, nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten.

---

4. Der Esel und das Jagdpferd.

Ein Esel vermaß sich, mit einem Jagdpferde um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus, und der Esel ward ausgelacht. Ich merke nun wohl, sagte der Esel, woran es gelegen hat; ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der schmerzt mich noch.

Entschuldigen Sie mich, sagte der Kanzelredner Liederhold, wenn meine heutige Predigt so gründlich und erbaulich nicht gewesen, als man sie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheim erwartet hätte; ich habe, wie Sie hören, einen heischern Hals, und den schon seit acht Tagen.

---

5. Zeus und das Pferd.

Καμηλον ὡς δεδοικεν ἱππος, ἐγνω Κυρος τε και Κροισος. Aelianus de nat. an. lib. III. cap. 7.

Vater der Tiere und Menschen, so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus, man will, ich sei eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiednes an mir zu bessern sein? —

Und was meinst du denn, daß an dir zu bessern sei? Rede! ich nehme Lehre an, sprach der gute Gott und lächelte.

Vielleicht, sprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen sein, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, versetzte Zeus; gedulde dich einen Augenblick! Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisierter Stoff; und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kamel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

Hier sind höhere und schmächtigere Beine, sprach Zeus; hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zeus fort; diesesmal sei belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kamel — — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern.

---

6. Der Affe und der Fuchs.

Nenne mir ein so geschicktes Tier, dem ich nicht nachahmen könnte! so prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiderte: Und du, nenne mir ein so geringschätziges Tier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen.

Schriftsteller meiner Nation! — — Muß ich mich noch deutlicher erklären?

---

7. Die Nachtigall und der Pfau.

Eine gesellige Nachtigall fand unter den Sängern des Waldes Neider die Menge, aber keinen Freund. Vielleicht finde ich ihn unter einer andern Gattung, dachte sie und floh vertraulich zu dem Pfaue herab.

Schöner Pfau! ich bewundere dich. — — „Ich dich auch, liebliche Nachtigall!" — So laß uns Freunde sein, sprach die Nachtigall weiter; wir werden uns nicht beneiden dürfen; du bist dem Auge so angenehm als ich dem Ohre.

Die Nachtigall und der Pfau wurden Freunde.

Kneller und Pope waren bessere Freunde, als Pope und Addison.

---

8. Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grausame Seuche seine ganze Herde verloren. Das erfuhr der Wolf und kam, seine Kondolenz abzustatten.

Schäfer, sprach er, ist es wahr, daß dich ein so grausames Unglück betroffen? Du bist um deine ganze Herde gekommen? Die liebe, fromme, fette Herde! Du dauerst mich, und ich möchte blutige Thränen weinen.

Habe Dank, Meister Isegrim, versetzte der Schäfer. Ich sehe, du hast ein sehr mitleidiges Herz.

Das hat er auch wirklich, fügte des Schäfers Hylax hinzu, so oft er unter dem Unglücke seines Nächsten selbst leidet.

---

9. Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Rosse floh stolz ein dreister Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Rosse zu: Schande! von einem Knaben ließ' ich mich nicht regieren!

Aber ich, versetzte das Roß. Denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?

---

10. Die Grille und die Nachtigall.

Ich versichre dich, sagte die Grille zu der Nachtigall, daß es meinem Gesange gar nicht an Bewundrern fehlt. — Nenne mir sie doch, sprach die Nachtigall. — Die arbeitsamen Schnitter, versetzte die Grille, hören mich mit vielem Vergnügen,

und daß dieses die nützlichsten Leute in der menschlichen Republik sind, das wirst du doch nicht leugnen wollen?

Das will ich nicht leugnen, sagte die Nachtigall; aber deswegen darfst du auf ihren Beifall nicht stolz sein. Ehrlichen Leuten, die alle ihre Gedanken bei der Arbeit haben, müssen ja wohl die feinern Empfindungen fehlen. Bilde dir also ja nichts eher auf dein Lied ein, als bis ihm der sorglose Schäfer, der selbst auf seiner Flöte sehr lieblich spielt, mit stillem Entzücken lauschet.

---

11. Die Nachtigall und der Habicht.

Ein Habicht schoß auf eine singende Nachtigall. Da du so lieblich singst, sprach er, wie vortrefflich wirst du schmecken!

War es höhnische Bosheit, oder war es Einfalt, was der Habicht sagte? Ich weiß nicht. Aber gestern hört' ich sagen: Dieses Frauenzimmer, das so unvergleichlich dichtet, muß es nicht ein allerliebstes Frauenzimmer sein! Und das war gewiß Einfalt!

---

12. Der kriegrische Wolf.

Mein Vater, glorreichen Andenkens, sagte ein junger Wolf zu einem Fuchse, das war ein rechter Held! Wie fürchterlich hat er sich nicht in der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als zweihundert Feinde nach und nach triumphiert und ihre schwarzen Seelen in das Reich des Verderbens gesandt. Was Wunder also, daß er endlich doch einem unterliegen mußte!

So würde sich ein Leichenredner ausdrücken, sagte der Fuchs; der trockene Geschichtschreiber aber würde hinzusetzen: Die zweihundert Feinde, über die er nach und nach triumphieret, waren Schafe und Esel; und der eine Feind, dem er unterlag, war der erste Stier, den er sich anzufallen erkühnte.

---

13. Der Phönix.

Nach vielen Jahrhunderten gefiel es dem Phönix, sich wieder einmal sehen zu lassen. Er erschien, und alle Tiere und Vögel versammelten sich um ihn. Sie gafften, sie staunten, sie bewunderten und brachen in entzückendes Lob aus.

Bald aber verwandten die besten und geselligsten mitleids-

voll ihre Blicke und seufzten: Der unglückliche Phönix! Ihm ward das harte Los, weder Geliebte noch Freund zu haben; denn er ist der einzige seiner Art!

14. Die Gans.

Die Federn einer Gans beschämten den neugebornen Schnee. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwane als zu dem, was sie war, geboren zu sein. Sie sonderte sich von ihresgleichen ab und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche herum. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verräterischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte. Bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdigste Ansehen eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu steif, und mit aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

15. Die Eiche und das Schwein.

Ein gefräßiges Schwein mästete sich unter einer hohen Eiche mit der herabgefallenen Frucht. Indem es die eine Eichel zerbiß, verschluckte es bereits eine andere mit dem Auge.

Undankbares Vieh! rief endlich der Eichbaum herab. Du nährest dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen dankbaren Blick auf mich in die Höhe zu richten.

Das Schwein hielt einen Augenblick inne und grunzte zur Antwort: Meine dankbaren Blicke sollten nicht außenbleiben, wenn ich nur wüßte, daß du deine Eicheln meinetwegen hättest fallen lassen.

16. Die Wespen.

Ιππος ἐῤῥιμμενος σφηκων γενεσις ἐστιν. Aelianus de nat. animal. lib. I. cap. 28.

Fäulnis und Verwesung zerstörten das stolze Gebäu eines kriegerischen Rosses, das unter seinem kühnen Reiter erschossen worden. Die Ruinen des einen braucht die allzeit wirksame Natur zu dem Leben des andern. Und so floh auch ein Schwarm junger Wespen aus dem beschmeißten Aase hervor. O, riefen die Wespen, was für eines göttlichen Ursprungs

sind wir! Das prächtigste Roß, der Liebling Neptuns, ist unser Erzeuger!

Diese seltsame Prahlerei hörte der aufmerksame Fabeldichter und dachte an die heutigen Italiener, die sich nichts Geringers als Abkömmlinge der alten unsterblichen Römer zu sein einbilden, weil sie auf ihren Gräbern geboren worden.

---

17. Die Sperlinge.

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, ward ausgebessert. Als sie nun in ihrem neuen Glanze dastand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen. Allein sie fanden sie alle vermauert. Zu was, schrieen sie, taugt denn nun das große Gebäude? Kommt, verlaßt den unbrauchbaren Steinhaufen!

---

18. Der Strauß.

Η στρουθος ἡ μεγαλη λασιοις μεν τοις πτεροις ἐπτερωται, ἀρθηναι δε και εἰς βαθυν ἀερα μετεωρισθηναι φυσιν οὐκ ἐχει· θει δε ὠκιστα, και τας παρα την πλευραν ἑκατεραν πτερυγας ἁπλοι, και ἐμπιπτον το πνευμα κολποι δικην ἱστιων αὐτας· πτησιν δε οὐκ οἰδεν. Aelianus lib. II. cap. 26.

Itzt will ich fliegen, rief der gigantische Strauß, und das ganze Volk der Vögel stand in ernster Erwartung um ihn versammelt. Itzt will ich fliegen, rief er nochmals, breitete die gewaltigen Fittige weit aus und schoß gleich einem Schiffe mit aufgespannten Segeln auf dem Boden dahin, ohne ihn mit einem Tritte zu verlieren.

Sehet da, ein poetisches Bild jener unpoetischen Köpfe, die in den ersten Zeilen ihrer ungeheuren Oden mit stolzen Schwingen prahlen, sich über Wolken und Sterne zu erheben drohen und dem Staube doch immer getreu bleiben!

---

19. Der Sperling und der Strauß.

Sei auf deine Größe, auf deine Stärke so stolz, als du willst, sprach der Sperling zu dem Strauße. Ich bin doch mehr ein Vogel als du. Denn du kannst nicht fliegen; ich aber fliege, obgleich nicht hoch, obgleich nur ruckweise.

Der leichte Dichter eines fröhlichen Trinkliedes, eines kleinen verliebten Gesanges ist mehr ein Genie als der schwunglose Schreiber einer langen Hermanniade.

---

20. Die Hunde.

Λεοντι δμοσε χωρει κυων Ινδικος — και πολλα αὐτον λυπησας και κατατρωσας, τελευτων ἡτταται ὁ κυων. Aelianus lib. IV. cap. 19.

Wie ausgeartet ist hier zu Lande unser Geschlecht! sagte ein gereister Pudel. In dem fernen Weltteile, welches die Menschen Indien nennen, da, da gibt es noch rechte Hunde; Hunde, meine Brüder — — ihr werdet mir es nicht glauben, und doch habe ich es mit meinen Augen gesehen — die auch einen Löwen nicht fürchten und kühn mit ihm anbinden.

Aber, fragte den Pudel ein gesetzter Jagdhund, überwinden sie ihn denn auch, den Löwen?

Ueberwinden? war die Antwort. Das kann ich nun eben nicht sagen. Gleichwohl, bedenke nur, einen Löwen anzufallen! —

O, fuhr der Jagdhund fort, wenn sie ihn nicht überwinden, so sind deine gepriesene Hunde in Indien — besser als wir so viel wie nichts — aber ein gut Teil dümmer.

21. Der Fuchs und der Storch.

Erzähle mir doch etwas von den fremden Ländern, die du alle gesehen hast, sagte der Fuchs zu dem weitgereisten Storche.

Hierauf fing der Storch an, ihm jede Lache und jede feuchte Wiese zu nennen, wo er die schmackhaftesten Würmer und die fettesten Frösche geschmauset.

Sie sind lange in Paris gewesen, mein Herr. Wo speiset man da am besten? Was für Weine haben Sie da am meisten nach Ihrem Geschmacke gefunden?

22. Die Eule und der Schatzgräber.

Jener Schatzgräber war ein sehr unbilliger Mann. Er wagte sich in die Ruinen eines alten Raubschlosses und ward da gewahr, daß die Eule eine magere Maus ergriff und verzehrte. Schickt sich das, sprach er, für den philosophischen Liebling Minervens?

Warum nicht? versetzte die Eule. Weil ich stille Betrachtungen liebe, kann ich deswegen von der Luft leben? Ich weiß zwar wohl, daß ihr Menschen es von euren Gelehrten verlanget. —

23. Die junge Schwalbe.

Was macht ihr da? fragte eine Schwalbe die geschäftigen Ameisen. Wir sammeln Vorrat auf den Winter, war die geschwinde Antwort.

Das ist klug, sagte die Schwalbe; das will ich auch thun. Und sogleich fing sie an, eine Menge toter Spinnen und Fliegen in ihr Nest zu tragen.

Aber wozu soll das? fragte endlich ihre Mutter. „Wozu? Vorrat auf den bösen Winter, liebe Mutter; sammle doch auch! Die Ameisen haben mich diese Vorsicht gelehrt."

O, laß den irdischen Ameisen diese kleine Klugheit, versetzte die Alte; was sich für sie schickt, schickt sich nicht für bessere Schwalben. Uns hat die gütige Natur ein holdres Schicksal bestimmt. Wenn der reiche Sommer sich endet, ziehen wir von hinnen; auf dieser Reise entschlafen wir allgemach, und da empfangen uns warme Sümpfe, wo wir ohne Bedürfnisse rasten, bis uns ein neuer Frühling zu einem neuen Leben erwecket.

---

24. Merops.

Ο Μεροψ το ὀρνεον ἐμπαλιν, φασι, τοις ἀλλοις ἁπασι πετεται· τα μεν γαρ εἰς τουμπροσθεν ἰεται και κατ᾽ ὀφθαλμους, το δε εἰς τουπισω.

Ich muß dich doch etwas fragen, sprach ein junger Adler zu einem tiefsinnigen, grundgelehrten Uhu. Man sagt, es gäbe einen Vogel, mit Namen Merops, der, wenn er in die Luft steige, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde gekehret, fliege. Ist das wahr?

Ei nicht doch! antwortete der Uhu; das ist eine alberne Erdichtung des Menschen. Er mag selbst ein solcher Merops sein; weil er nur gar zu gern den Himmel erfliegen möchte, ohne die Erde auch nur einen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren.

---

25. Der Pelekan.

Aelianus de nat. animal. lib. III. cap. 30.

Für wohlgeratene Kinder können Eltern nicht zuviel thun. Aber wenn sich ein blöder Vater für einen ausgearteten Sohn das Blut vom Herzen zapft, dann wird Liebe zur Thorheit.

Ein frommer Pelekan, da er seine Jungen schmachten sah, ritzte sich mit scharfem Schnabel die Brust auf und erquickte sie mit seinem Blute. Ich bewundere deine Zärtlichkeit, rief ihm ein Adler zu, und bejammere deine Blindheit. Sieh doch, wie manchen nichtswürdigen Kuckuck du unter deinen Jungen mit ausgebrütet hast!

So war es auch wirklich: denn auch ihm hatte der kalte Kuckuck seine Eier untergeschoben. — Waren es undankbare Kuckucke wert, daß ihr Leben so teuer erkauft wurde?

26. Der Löwe und der Tiger.

Aelianus de natura animal. lib. II. cap. 12.

Der Löwe und der Hase, beide schlafen mit offenen Augen. Und so schlief jener, ermüdet von der gewaltigen Jagd, einst vor dem Eingange seiner fürchterlichen Höhle.

Da sprang ein Tiger vorbei und lachte des leichten Schlummers. „Der nichtsfürchtende Löwe!" rief er. „Schläft er nicht mit offenen Augen, natürlich wie der Hase!"

Wie der Hase? brüllte der aufspringende Löwe und war dem Spötter an der Gurgel. Der Tiger wälzte sich in seinem Blute, und der beruhigte Sieger legte sich wieder, zu schlafen.

27. Der Stier und der Hirsch.

Ein schwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirsch weideten auf einer Wiese zusammen.

Hirsch, sagte der Stier, wenn uns der Löwe anfallen sollte, so laß uns für einen Mann stehen; wir wollen ihn tapfer abweisen. — Das mute mir nicht zu, erwiderte der Hirsch; denn warum sollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlassen, da ich ihm sichrer entlaufen kann?

28. Der Esel und der Wolf.

Ein Esel begegnete einem hungrigen Wolfe. Habe Mitleiden mit mir, sagte der zitternde Esel; ich bin ein armes, krankes Tier; sieh nur, was für einen Dorn ich mir in den Fuß getreten habe! —

Wahrhaftig, du dauerst mich, versetzte der Wolf. Und ich finde mich in meinem Gewissen verbunden, dich von diesen Schmerzen zu befreien. —

Kaum war das Wort gesagt, so war der Esel zerrissen.

29. Der Springer im Schache.

Zwei Knaben wollten Schach ziehen. Weil ihnen ein Springer fehlte, so machten sie einen überflüssigen Bauer durch ein Merkzeichen dazu.

Ei, riefen die andern Springer, woher, Herr Schritt vor Schritt?

Die Knaben hörten die Spötterei und sprachen: Schweigt! Thut er uns nicht eben die Dienste, die ihr thut?

---

30. Aesopus und der Esel.

Der Esel sprach zu dem Aesopus: Wenn du wieder ein Geschichtchen von mir ausbringst, so laß mich etwas recht Vernünftiges und Sinnreiches sagen.

Dich etwas Sinnreiches! sagte Aesop; wie würde sich das schicken? Würde man nicht sprechen, du seist der Sittenlehrer und ich der Esel?

Zweites Buch.

1. Die eherne Bildsäule.

Die eherne Bildsäule eines vortrefflichen Künstlers schmolz durch die Hitze einer wütenden Feuersbrunst in einen Klumpen. Dieser Klumpen kam einem andern Künstler in die Hände, und durch seine Geschicklichkeit verfertigte er eine neue Bildsäule daraus, von der erstern in dem, was sie vorstellete, unterschieden, an Geschmack und Schönheit aber ihr gleich.

Der Neid sah es und knirschte. Endlich besann er sich auf einen armseligen Trost: „Der gute Mann würde dieses noch ganz erträgliche Stück auch nicht hervorgebracht haben, wenn ihm nicht die Materie der alten Bildsäule dabei zu statten gekommen wäre.“

---

2. Herkules.

Fab. Aesop. 191. edit. Hauptmannianae. Phaedrus lib. IV. Fab. 11.

Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er seinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerst. Der

ganze Himmel und Juno erstaunte darüber. Deiner Feindin, rief man ihm zu, begegnest du so vorzüglich? Ja, ihr selbst, erwiderte Herkules. Nur ihre Verfolgungen sind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdienet habe.

Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes, und Juno ward versöhnt.

---

3. Der Knabe und die Schlange.

Fab. Aesop. 170. Phaedrus lib. IV. Fab. 18.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Tierchen, sagte der Knabe, ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seid die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmann ging, der eine, vielleicht von deinen Ureltern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß; und der gute, freundliche Mann mußte sterben.

Ich erstaune, sagte die Schlange. Wie parteiisch eure Geschichtschreiber sein müssen! Die unsrigen erzählen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sei wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht?

Ach, schweig nur! erwiderte der Knabe. Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt!

Recht, mein Sohn, fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandflecke brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschen hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen, eigennützigen Absichten, die sind es wert, mein Sohn, daß sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einwuchern.

---

4. Der Wolf auf dem Todbette.

Fab. Aesop. 144. Phaedrus lib. I. Fab. 8.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, sagte er; aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan, aber auch viel Gutes. Einsmals, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches sich von der Herde verirret hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können, und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon keine schützende Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen, fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

---

5. Der Stier und das Kalb.

Phaedrus lib. V. Fab. 9.

Ein starker Stier zersplitterte mit seinen Hörnern, indem er sich durch die niedrige Stallthüre drängte, die obere Pfoste. Sieh einmal, Hirte! schrie ein junges Kalb, solchen Schaden thu' ich dir nicht. Wie lieb wäre mir es, versetzte dieser, wenn du ihn thun könntest!

Die Sprache des Kalbes ist die Sprache der kleinen Philosophen. „Der böse Bayle! wie manche rechtschaffene Seele hat er mit seinen verwegnen Zweifeln geärgert!" — O ihr Herren, wie gern wollen wir uns ärgern lassen, wenn jeder von euch ein Bayle werden kann!

---

6. Die Pfauen und die Krähe.

Fab. Aesop. 188. Phaedrus lib. I. Fab. 3.

Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn der farbigten Pfaue und mischte sich kühn, als sie gnug geschmückt zu sein glaubte, unter diese glänzende Vögel der Juno. Sie ward erkannt, und schnell fielen die

Pfaue mit scharfen Schnäbeln auf sie, ihr den betrügrischen Putz auszureißen.

Lasset nach! schrie sie endlich; ihr habt nun all das eurige wieder. Doch die Pfaue, welche einige von den eignen glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: Schweig, armselige Närrin; auch diese können nicht dein sein! — und hackten weiter.

---

7. Der Löwe mit dem Esel.

Phaedrus lib. I. Fab. 11.

Als des Aesopus Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Tiere sollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine nasenweise Krähe von dem Baume zu: Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht, mit einem Esel zu gehen? — Wen ich brauchen kann, versetzte der Löwe, dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen.

So denken die Großen alle, wenn sie einen Niedrigen ihrer Gemeinschaft würdigen.

---

8. Der Esel mit dem Löwen.

Phaedrus lib. I. Fab. 11.

Als der Esel mit dem Löwen des Aesopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein andrer Esel von seiner Bekanntschaft und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! — Unverschämter! war die Antwort. —

Und warum das? fuhr jener Esel fort. Bist du deswegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich? mehr als ein Esel?

---

9. Die blinde Henne.

Phaedrus lib. III. Fab. 12.

Eine blind gewordene Henne, die des Scharrens gewohnt war, hörte auch blind noch nicht auf, fleißig zu scharren. Was half es der arbeitsamen Närrin? Eine andre, sehende Henne, welche ihre zarten Füße schonte, wich nie von ihrer Seite und genoß, ohne zu scharren, die Frucht des Scharrens. Denn

so oft die blinde Henne ein Korn aufgescharret hatte, fraß es die sehende weg.

Der fleißige Deutsche macht die Kollektanea, die der witzige Franzose nutzt.

---

10. Die Esel.

Fab. Aesop. 112.

Die Esel beklagten sich bei dem Zeus, daß die Menschen mit ihnen zu grausam umgingen. Unser starker Rücken, sagten sie, trägt ihre Lasten, unter welchen sie und jedes schwächere Tier erliegen müßten. Und doch wollen sie uns durch unbarmherzige Schläge zu einer Geschwindigkeit nötigen, die uns durch die Last unmöglich gemacht würde, wenn sie uns auch die Natur nicht versagt hätte. Verbiete ihnen, Zeus, so unbillig zu sein, wenn sich die Menschen anders etwas Böses verbieten lassen. Wir wollen ihnen dienen, weil es scheinet, daß du uns darzu erschaffen hast; allein geschlagen wollen wir ohne Ursach nicht sein.

Mein Geschöpf, antwortete Zeus ihrem Sprecher, die Bitte ist nicht ungerecht; aber ich sehe keine Möglichkeit, die Menschen zu überzeugen, daß eure natürliche Langsamkeit keine Faulheit sei. Und so lange sie dieses glauben, werdet ihr geschlagen werden. — Doch ich sinne, euer Schicksal zu erleichtern. — Die Unempfindlichkeit soll von nun an euer Teil sein; eure Haut soll sich gegen die Schläge verhärten und den Arm des Treibers ermüden.

Zeus! schrieen die Esel, du bist allezeit weise und gnädig! — Sie gingen erfreut von seinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.

---

11. Das beschützte Lamm.

Fab. Aesop. 157.

Hylax, aus dem Geschlechte der Wolfshunde, bewachte ein frommes Lamm. Ihn erblickte Lykodes, der gleichfalls an Haar, Schnauze und Ohren einem Wolfe ähnlicher war als einem Hunde, und fuhr auf ihn los. Wolf, schrie er, was machst du mit diesem Lamme? —

Wolf selbst! versetzte Hylax. (Die Hunde verkannten sich beide.) Geh! oder du sollst es erfahren, daß ich sein Beschützer bin!

Doch Lykodes will das Lamm dem Hylax mit Gewalt nehmen; Hylax will es mit Gewalt behaupten, und das arme Lamm — treffliche Beschützer! — wird darüber zerrissen.

12. Jupiter und Apollo.

Fab. Aesop. 187.

Jupiter und Apollo stritten, welcher von ihnen der beste Bogenschütze sei. Laß uns die Probe machen! sagte Apollo. Er spannte seinen Bogen und schoß so mitten in das bemerkte Ziel, daß Jupiter keine Möglichkeit sahe, ihn zu übertreffen. — Ich sehe, sprach er, daß du wirklich sehr wohl schießest. Ich werde Mühe haben, es besser zu machen. Doch will ich es ein andermal versuchen. — Er soll es noch versuchen, der kluge Jupiter!

13. Die Wasserschlange.

Fab. Aesop. 167. Phaedrus lib. I. Fab. 2.

Zeus hatte nunmehr den Fröschen einen andern König gegeben: anstatt eines friedlichen Klotzes eine gefräßige Wasserschlange.

Willst du unser König sein, schrieen die Frösche, warum verschlingst du uns? — Darum, antwortete die Schlange, weil ihr um mich gebeten habt. —

Ich habe nicht um dich gebeten! rief einer von den Fröschen, den sie schon mit den Augen verschlang. — Nicht? sagte die Wasserschlange. Desto schlimmer! So muß ich dich verschlingen, weil du nicht um mich gebeten hast.

14. Der Fuchs und die Larve.

Fab. Aesop. 11. Phaedrus lib. I. Fab. 7.

Vor alten Zeiten fand ein Fuchs die hohle, einen weiten Mund aufreißende Larve eines Schauspielers. Welch ein Kopf! sagte der betrachtende Fuchs. Ohne Gehirn und mit einem offenen Munde! Sollte das nicht der Kopf eines Schwätzers gewesen sein?

Dieser Fuchs kannte euch, ihr ewigen Redner, ihr Strafgerichte des unschuldigsten unserer Sinne!

15. Der Rabe und der Fuchs.

Fab. Aesop. 205. Phaedrus lib. I. Fab. 13.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbeischlich und ihm zurief: Sei mir gesegnet, Vogel des Jupiter! — Für wen siehst du mich an? fragte der Rabe. — Für wen ich dich ansehe? erwiderte der Fuchs. Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechte des Zeus auf diese Eiche herabkömmt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt?

Der Rabe erstaunte und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus diesem Irrtume nicht bringen. — Großmütig dumm ließ er ihm also seinen Raub herabfallen und flog stolz davon.

Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

Möchtet ihr euch nie etwas anders als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

---

16. Der Geizige.

Fab. Aesop. 59.

Ich Unglücklicher! klagte ein Geizhals seinem Nachbar. Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben hatte, diese Nacht entwendet und einen verdammten Stein an dessen Stelle gelegt.

Du würdest, antwortete ihm der Nachbar, deinen Schatz doch nicht genutzt haben. Bilde dir also ein, der Stein sei dein Schatz; und du bist nichts ärmer.

Wäre ich auch schon nichts ärmer, erwiderte der Geizhals; ist ein andrer nicht um so viel reicher? Ein andrer um so viel reicher! Ich möchte rasend werden.

---

17. Der Rabe.

Fab. Aesop. 132.

Der Fuchs sahe, daß der Rabe die Altäre der Götter beraubte und von ihren Opfern mit lebte. Da dachte er bei sich selbst: Ich möchte wohl wissen, ob der Rabe Anteil an den Opfern hat, weil er ein prophetischer Vogel ist; oder ob man ihn für einen prophetischen Vogel hält, weil er frech genug ist, die Opfer mit den Göttern zu teilen.

---

18. Zeus und das Schaf.

Fab. Aesop. 119.

Das Schaf mußte von allen Tieren vieles leiden. Da trat es vor den Zeus und bat, sein Elend zu mindern.

Zeus schien willig und sprach zu dem Schafe: Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füße mit Krallen rüsten? —

O nein, sagte das Schaf; ich will nichts mit den reißenden Tieren gemein haben.

Oder, fuhr Zeus fort, soll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach! versetzte das Schaf, die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehasset! —

Nun, was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden als der Bock.

Und gleichwohl, sprach Zeus, mußt du selbst schaden können, wenn sich andere dir zu schaden hüten sollen.

Müßt' ich das! seufzte das Schaf. O, so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen.

---

19. Der Fuchs und der Tiger.

Fab. Aesop. 159.

Deine Geschwindigkeit und Stärke, sagte ein Fuchs zu dem Tiger, möchte ich mir wohl wünschen.

Und sonst hätte ich nichts, was dir anstünde? fragte der Tiger.

Ich wüßte nichts! — — Auch mein schönes Fell nicht? fuhr der Tiger fort. Es ist so vielfärbig als dein Gemüt, und das Aeußere würde sich vortrefflich zu dem Innern schicken.

Eben darum, versetzte der Fuchs, danke ich recht sehr dafür. Ich muß das nicht scheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, daß ich meine Haare mit Federn vertauschen könnte!

---

20. Der Mann und der Hund.

Fab. Aesop. 25. Phaedrus lib. II. Fab. 3.

Ein Mann ward von einem Hunde gebissen, geriet darüber in Zorn und erschlug den Hund. Die Wunde schien gefährlich, und der Arzt mußte zu Rate gezogen werden.

Hier weiß ich kein besseres Mittel, sagte der Empirikus, als daß man ein Stück Brot in die Wunde tauche und es dem Hunde zu fressen gebe. Hilft diese sympathetische Kur nicht, so — Hier zuckte der Arzt die Achsel.

Unglücklicher Jachzorn! rief der Mann; sie kann nicht helfen, denn ich habe den Hund erschlagen.

---

21. Die Traube.

Fab. Aesop. 156. Phaedrus lib. IV. Fab. 2.

Ich kenne einen Dichter, dem die schreiende Bewunderung seiner kleinen Nachahmer weit mehr geschadet hat, als die neidische Verachtung seiner Kunstrichter.

Sie ist ja doch sauer! sagte der Fuchs von der Traube, nach der er lange genug vergebens gesprungen war. Das hörte ein Sperling und sprach: Sauer sollte diese Traube sein? Darnach sieht sie mir doch nicht aus! Er flog hin und kostete und fand sie ungemein süß und rief hundert näschige Brüder herbei. Kostet doch! schrie er; kostet doch! Diese treffliche Traube schalt der Fuchs sauer. — Sie kosteten alle, und in wenig Augenblicken ward die Traube so zugerichtet, daß nie ein Fuchs wieder darnach sprang.

---

22. Der Fuchs.

Fab. Aesop. 8.

Ein verfolgter Fuchs rettete sich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herabzukommen, ergriff er einen

nahen Dornenstrauch. Er ließ sich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen schmerzlich verwundeten. Elende Helfer, rief der Fuchs, die nicht helfen können, ohne zugleich zu schaden!

---

23. Das Schaf.

Fab. Aesop. 189.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feierte und alle Tiere ihm Geschenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttin. Warum versäumt das fromme Schaf, uns sein wohlmeinendes Geschenk zu bringen?

Und der Hund nahm das Wort und sprach: Zürne nicht, Göttin! Ich habe das Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? fragte die schon gerührte Göttin.

Ich Aermste! so sprach es. Ich habe itzt weder Wolle noch Milch; was werde ich dem Jupiter schenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erscheinen? Lieber will ich hingehen und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!

Indem drang mit des Hirten Gebete der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein süßer Geruch, durch die Wolken. Und itzt hätte Juno die erste Thräne geweinet, wenn Thränen ein unsterbliches Auge benetzten.

---

24. Die Ziegen.

Phaedrus lib. IV. Fab. 15.

Die Ziegen baten den Zeus, auch ihnen Hörner zu geben; denn anfangs hatten die Ziegen keine Hörner.

Ueberlegt es wohl, was ihr bittet, sagte Zeus. Es ist mit dem Geschenke der Hörner ein anderes unzertrennlich verbunden, das euch so angenehm nicht sein möchte.

Doch die Ziegen beharrten auf ihrer Bitte, und Zeus sprach: So habet denn Hörner!

Und die Ziegen bekamen Hörner — und Bart! Denn anfangs hatten die Ziegen auch keinen Bart. O, wie schmerzte sie der häßliche Bart! Weit mehr, als sie die stolzen Hörner erfreuten!

---

25. Der wilde Apfelbaum.

Fab. Aesop. 173.

In den hohlen Stamm eines wilden Apfelbaumes ließ sich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward so stolz darauf, daß er alle andere Bäume gegen sich verachtete.

Da rief ihm ein Rosenstock zu: Elender Stolz auf geliehene Süßigkeiten! Ist deine Frucht darum weniger herbe? In diese treibe den Honig herauf, wenn du es vermagst; und dann erst wird der Mensch dich segnen!

---

26. Der Hirsch und der Fuchs.

Fab. Aesop. 226. Phaedrus lib. I. Fab. 11. et lib. I. Fab. 5.

Der Hirsch sprach zu dem Fuchse: Nun wehe uns armen schwächern Tieren! Der Löwe hat sich mit dem Wolfe verbunden.

Mit dem Wolfe? sagte der Fuchs. Das mag noch hingehen! Der Löwe brüllet; der Wolf heulet; und so werdet ihr euch noch oft bei Zeiten mit der Flucht retten können. Aber alsdenn, alsdenn möchte es um uns alle geschehen sein, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen sollte, sich mit dem schleichenden Luchse zu verbinden.

---

27. Der Dornstrauch.

Fab. Aesop. 42.

Aber sage mir doch, fragte die Weide den Dornstrauch, warum du nach den Kleidern des vorbeigehenden Menschen so begierig bist? Was willst du damit? Was können sie dir helfen?

Nichts! sagte der Dornstrauch. Ich will sie ihm auch nicht nehmen; ich will sie ihm nur zerreißen.

---

28. Die Furien.

Suidas in Ἀειπαρθένος.

Meine Furien, sagte Pluto zu dem Boten der Götter, werden alt und stumpf. Ich brauche frische. Geh also, Merkur, und suche mir auf der Oberwelt drei tüchtige Weibespersonen dazu aus. Merkur ging. —

Kurz hierauf sagte Juno zu ihrer Dienerin: Glaubtest du wohl, Iris, unter den Sterblichen zwei oder drei vollkommen strenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber vollkommen strenge! Verstehst du mich? Um Cytheren Hohn zu sprechen, die sich das ganze weibliche Geschlecht unterworfen zu haben rühmt. Geh immer und sieh, wo du sie auftreibest. Iris ging. —

In welchem Winkel der Erde suchte nicht die gute Iris! Und dennoch umsonst! Sie kam ganz allein wieder, und Juno rief ihr entgegen: Ist es möglich? O Keuschheit! O Tugend!

„Göttin," sagte Iris; „ich hätte dir wohl drei Mädchen bringen können, die alle drei vollkommen streng und züchtig gewesen, die alle drei nie einer Mannsperson gelächelt, die alle drei den geringsten Funken der Liebe in ihren Herzen erstickt: aber ich kam, leider, zu spät." —

Zu spät? sagte Juno. Wie so?

„Eben hatte sie Merkur für den Pluto abgeholt."

Für den Pluto? Und wozu will Pluto diese Tugendhaften?

„Zu Furien."

29. Tiresias.

Antoninus Liberalis c. 16.

Tiresias nahm seinen Stab und ging über Feld. Sein Weg trug ihn durch einen heiligen Hain, und mitten in dem Haine, wo drei Wege einander durchkreuzten, ward er ein Paar Schlangen gewahr, die sich begatteten. Da hub Tiresias seinen Stab auf und schlug unter die verliebten Schlangen. — Aber, o Wunder! Indem der Stab auf die Schlangen herabsank, ward Tiresias zum Weibe.

Nach neun Monden ging das Weib Tiresias wieder durch den heiligen Hain; und an eben dem Orte, wo die drei Wege einander durchkreuzten, ward sie ein Paar Schlangen gewahr, die miteinander kämpften. Da hub Tiresias abermals ihren Stab auf und schlug unter die ergrimmten Schlangen, und — o Wunder! Indem der Stab die kämpfenden Schlangen schied, ward das Weib Tiresias wieder zum Manne.

30. Minerva.

Laß sie doch, Freund, laß sie, die kleinen hämischen Neider deines wachsenden Ruhmes! Warum will dein Witz ihre der Vergessenheit bestimmte Namen verewigen?

In dem unsinnigen Kriege, welchen die Riesen wider die Götter führten, stellten die Riesen der Minerva einen schrecklichen Drachen entgegen. Minerva aber ergriff den Drachen und schleuderte ihn mit gewaltiger Hand an das Firmament. Da glänzt er noch; und was so oft großer Thaten Belohnung war, ward des Drachen beneidenswürdige Strafe.

Drittes Buch.

1. Der Besitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß und den er ungemein wert hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! — Doch dem ist abzuhelfen! fiel ihm ein. Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen. — Er ging hin, und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienest diese Zieraten, mein lieber Bogen!" — Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht.

---

2. Die Nachtigall und die Lerche.

Was soll man zu den Dichtern sagen, die so gern ihren Flug weit über alle Fassung des größten Teiles ihrer Leser nehmen? Was sonst, als was die Nachtigall einst zu der Lerche sagte: Schwingst du dich, Freundin, nur darum so hoch, um nicht gehört zu werden?

---

3. Der Geist des Salomo.

Ein ehrlicher Greis trug des Tages Last und Hitze, sein Feld mit eigner Hand zu pflügen und mit eigner Hand den reinen Samen in den lockern Schoß der willigen Erde zu streuen.

Auf einmal stand unter dem breiten Schatten einer Linde eine göttliche Erscheinung vor ihm da! Der Greis stutzte.

Ich bin Salomo, sagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. Was machst du hier, Alter?

Wenn du Salomo bist, versetzte der Alte, wie kannst du fragen? Du schicktest mich in meiner Jugend zu der Ameise; ich sahe ihren Wandel und lernte von ihr fleißig sein und sammeln. Was ich da lernte, das thue ich noch. —

Du hast deine Lektion nur halb gelernet, versetzte der Geist. Geh noch einmal hin zur Ameise und lerne nun auch von ihr in dem Winter deiner Jahre ruhen und des Gesammelten genießen.

---

4. Das Geschenk der Feien.

Zu der Wiege eines jungen Prinzen, der in der Folge einer der größten Regenten seines Landes ward, traten zwei wohlthätige Feien.

Ich schenke diesem meinem Lieblinge, sagte die eine, den scharfsichtigen Blick des Adlers, dem in seinem weiten Reiche auch die kleinste Mücke nicht entgeht.

Das Geschenk ist schön, unterbrach sie die zweite Feie. Der Prinz wird ein einsichtsvoller Monarch werden. Aber der Adler besitzt nicht allein Scharfsichtigkeit, die kleinsten Mücken zu bemerken; er besitzt auch edle Verachtung, ihnen nicht nachzujagen. Und diese nehme der Prinz von mir zum Geschenk!

Ich danke dir, Schwester, für diese weise Einschränkung, versetzte die erste Feie. Es ist wahr: viele würden weit größere Könige gewesen sein, wenn sie sich weniger mit ihrem durchdringenden Verstande bis zu den kleinsten Angelegenheiten hätten erniedrigen wollen.

---

5. Das Schaf und die Schwalbe.

Η χελιδων — ἐπι τα νωτα των προβατων ἵζανει, και ἀποσπᾳ του μαλλου, και ἐντευθεν τοις ἑαυτης βρεφεσι το λεχος μαλακον ἐστρωσεν. Aelianus lib. III. c. 24.

Eine Schwalbe flog auf ein Schaf, ihm ein wenig Wolle für ihr Nest auszurupfen. Das Schaf sprang unwillig hin und wieder. Wie bist du denn nur gegen mich so karg? sagte die Schwalbe. Dem Hirten erlaubst du, daß er dich deiner

Wolle über und über entblößen darf, und mir verweigerst du eine kleine Flocke. Woher kömmt das?

Das kömmt daher, antwortete das Schaf, weil du mir meine Wolle nicht mit ebenso guter Art zu nehmen weißt als der Hirte.

---

6. Der Rabe.

Der Rabe bemerkte, daß der Adler ganze dreißig Tage über seinen Eiern brütete. Und daher kömmt es ohne Zweifel, sprach er, daß die Jungen des Adlers so allsehend und stark werden. Gut! das will ich auch thun.

Und seitdem brütet der Rabe wirklich ganze dreißig Tage über seinen Eiern; aber noch hat er nichts als elende Raben ausgebrütet.

---

7. Der Rangstreit der Tiere,

in vier Fabeln.

[1] Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Tieren. Ihn zu schlichten, sprach das Pferd: Lasset uns den Menschen zu Rate ziehen; er ist keiner von den streitenden Teilen und kann desto unparteiischer sein.

Aber hat er auch den Verstand dazu? ließ sich ein Maulwurf hören. Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsre oft tief versteckte Vollkommenheiten zu erkennen.

Das war sehr weislich erinnert! sprach der Hamster.

Ja wohl! rief auch der Igel. Ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitzet.

Schweigt ihr! befahl das Pferd. Wir wissen es schon: wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen.

8.

[2] Der Mensch ward Richter. — Noch ein Wort, rief ihm der majestätische Löwe zu, bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Wert bestimmen?

Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel, antwortete der Mensch, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seid. —

Vortrefflich! versetzte der beleidigte Löwe. Wie weit

würde ich alsdenn unter dem Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht sein, Mensch! Verlaß die Versammlung!

9.

[3] Der Mensch entfernte sich. — Nun, sprach der höhnische Maulwurf — (und ihm stimmte der Hamster und der Igel wieder bei), — siehst du, Pferd? der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht sein kann. Der Löwe denkt wie wir.

Aber aus bessern Gründen als ihr! sagte der Löwe und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

10.

[4] Der Löwe fuhr weiter fort: Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich! — Und so ging er aus der Versammlung.

Ihm folgte der weise Elefant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd, kurz, alle, die ihren Wert fühlten oder zu fühlen glaubten.

Die sich am letzten wegbegaben und über die zerrissene Versammlung am meisten murreten, waren — der Affe und der Esel.

11. Der Bär und der Elefant.

Aelianus de nat. animal. lib. II. cap. 11.

Die unverständigen Menschen! sagte der Bär zu dem Elefanten. Was fordern sie nicht alles von uns bessern Tieren! Ich muß nach der Musik tanzen, ich, der ernsthafte Bär! Und sie wissen es doch nur allzuwohl, daß sich solche Possen zu meinem ehrwürdigen Wesen nicht schicken; denn warum lachten sie sonst, wenn ich tanze?

Ich tanze auch nach der Musik, versetzte der gelehrige Elefant, und glaube ebenso ernsthaft und ehrwürdig zu sein als du. Gleichwohl haben die Zuschauer nie über mich gelacht; freudige Bewunderung bloß war auf ihren Gesichtern zu lesen. Glaube mir also, Bär: die Menschen lachen nicht darüber, daß du tanzest, sondern darüber, daß du dich so albern dazu anschickst.

12. Der Strauß.

Das pfeilschnelle Rentier sahe den Strauß und sprach: Das Laufen des Straußes ist so außerordentlich eben nicht; aber ohne Zweifel fliegt er desto besser.

Ein andermal sahe der Adler den Strauß und sprach: Fliegen kann der Strauß nun wohl nicht; aber ich glaube, er muß gut laufen können.

---

13. 14. Die Wohlthaten,

in zwei Fabeln.

[1] „Hast du wohl einen größern Wohlthäter unter den Tieren als uns?“ fragte die Biene den Menschen.

Ja wohl! erwiderte dieser.

„Und wen?“

Das Schaf! Denn seine Wolle ist mir notwendig, und dein Honig ist mir nur angenehm.

[2] Und willst du noch einen Grund wissen, warum ich das Schaf für meinen größern Wohlthäter halte als dich, Biene? Das Schaf schenket mir seine Wolle ohne die geringste Schwierigkeit; aber wenn du mir deinen Honig schenkest, muß ich mich noch immer vor deinem Stachel fürchten.

---

15. Die Eiche.

Der rasende Nordwind hatte seine Stärke in einer stürmischen Nacht an einer erhabenen Eiche bewiesen. Nun lag sie gestreckt, und eine Menge niedriger Sträuche lagen unter ihr zerschmettert. Ein Fuchs, der seine Grube nicht weit davon hatte, sahe sie des morgens darauf. Was für ein Baum! rief er. Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß er so groß gewesen wäre!

---

16. Die Geschichte des alten Wolfs,

in sieben Fabeln.

Aelianus lib. IV. cap. 15.

[1] Der böse Wolf war zu Jahren gekommen und faßte den gleißenden Entschluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuß zu leben. Er machte sich also auf und kam zu dem Schäfer, dessen Horden seiner Höhle die nächsten waren.

Schäfer, sprach er, du nennest mich den blutgierigen Räuber,

der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden sein. Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmütigste Tier, wenn ich satt bin.

Wenn du satt bist? Das kann wohl sein, versetzte der Schäfer. Aber wenn bist du denn satt? Du und der Geiz werden es nie. Geh deinen Weg!

17.

[2] Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

Du weißt, Schäfer, war seine Anrede, daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdenn sicher schlafen und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.

„Sechs Schafe?“ sprach der Schäfer. „Das ist ja eine ganze Herde!“ —

Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen, sagte der Wolf.

„Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahre dem Pan.“

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

„Drei? — Zwei?“ — —

Nicht ein einziges, fiel endlich der Bescheid. Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.

18.

[3] Aller guten Dinge sind drei, dachte der Wolf und kam zu einem dritten Schäfer.

„Es geht mir recht nahe,“ sprach er, „daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Tier verschrieen bin. Dir, Montan, will ich itzt beweisen, wie unrecht man mir thut. Gib mir jährlich ein Schaf, so soll deine Herde in jenem Walde, den niemand unsicher macht als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmütiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?“

O über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund? sprach der Schäfer.

„Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen.“

Erzürne dich nicht, alter Isegrim. Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kömmst. Deine ausgebissenen Zähne verraten dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloß um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr nähren zu können.

19.

[4] Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch und ging auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zu nutze.

„Schäfer,“ sprach er, „ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneiniget, und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten hast! Wenn du mich aber anstatt deines verstorbenen Hundes in Dienste nehmen willst, so stehe ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen.“

Du willst sie also, versetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beschützen? —

„Was meine ich denn sonst? Freilich.“

Das wäre nicht übel! Aber wenn ich dich nun in meine Horden einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdenn meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hause sicher zu sein, das halten wir Menschen — —

„Ich höre schon,“ sagte der Wolf, „du fängst an, zu moralisieren. Lebe wohl!“

20.

[5] „Wäre ich nicht so alt!“ knirschte der Wolf. „Aber ich muß mich leider in die Zeit schicken.“ Und so kam er zu dem fünften Schäfer.

„Kennst du mich, Schäfer?“ fragte der Wolf.

Deinesgleichen wenigstens kenne ich, versetzte der Schäfer.

„Meinesgleichen? Daran zweifle ich sehr. Ich bin ein

so sonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundschaft wohl wert bin."

Und wie sonderbar bist du denn?

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloß mit toten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Herde einfinden und nachfragen darf, ob dir nicht —"

Spare der Worte! sagte der Schäfer. Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal tote, wenn ich dein Feind nicht sein sollte. Ein Tier, das mir schon tote Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für tot und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung und geh!

21.

[6] „Ich muß nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen!" dachte der Wolf und kam zu dem sechsten Schäfer.

„Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz?" fragte der Wolf.

Dein Pelz? sagte der Schäfer. Laß sehen! Er ist schön; die Hunde müssen dich nicht oft unter gehabt haben.

„Nun, so höre, Schäfer: ich bin alt und werde es so lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu tode, und ich vermache dir meinen Pelz."

Ei, sieh doch! sagte der Schäfer. Kömmst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein; dein Pelz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er wert wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen, so gib mir ihn gleich itzt. — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf flohe.

22.

[7] O die Unbarmherzigen! schrie der Wolf und geriet in die äußerste Wut. So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tötet; denn sie wollen es nicht besser!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der weiseste von ihnen: Wir thaten doch wohl

unrecht, daß wir den alten Räuber auf das äußerste brachten und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen!

23. Die Maus.

Eine philosophische Maus pries die gütige Natur, daß sie die Mäuse zu einem so vorzüglichen Gegenstande ihrer Erhaltung gemacht habe. Denn eine Hälfte von uns, sprach sie, erhielt von ihr Flügel, daß, wenn wir hier unten auch alle von den Katzen ausgerottet würden, sie doch mit leichter Mühe aus den Fledermäusen unser ausgerottetes Geschlecht wieder herstellen könnte.

Die gute Maus wußte nicht, daß es auch geflügelte Katzen gibt. Und so beruhet unser Stolz meistens auf unsrer Unwissenheit!

24. Die Schwalbe.

Glaubet mir, Freunde, die große Welt ist nicht für den Weisen, ist nicht für den Dichter! Man kennet da ihren wahren Wert nicht, und, ach! sie sind oft schwach genug, ihn mit einem nichtigen zu vertauschen.

In den ersten Zeiten war die Schwalbe ein ebenso tonreicher, melodischer Vogel als die Nachtigall. Sie ward es aber bald müde, in den einsamen Büschen zu wohnen und da von niemand als dem fleißigen Landmanne und der unschuldigen Schäferin gehöret und bewundert zu werden. Sie verließ ihre demütigere Freundin und zog in die Stadt. — Was geschah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, so verlernte sie es nach und nach und lernte dafür — bauen.

25. Der Adler.

Man fragte den Adler: Warum erzieheſt du deine Jungen so hoch in der Luft?

Der Adler antwortete: Würden sie sich, erwachsen, so nahe zur Sonne wagen, wenn ich sie tief an der Erde erzöge?

26. Der junge und der alte Hirsch.

Ein Hirsch, den die gütige Natur Jahrhunderte leben lassen, sagte einst zu einem seiner Enkel: Ich kann mich der

Zeit noch sehr wohl erinnern, da der Mensch das donnernde Feuerrohr noch nicht erfunden hatte.

Welche glückliche Zeit muß das für unser Geschlecht gewesen sein! seufzete der Enkel.

Du schließest zu geschwind! sagte der alte Hirsch. Die Zeit war anders, aber nicht besser. Der Mensch hatte da, anstatt des Feuerrohres, Pfeile und Bogen; und wir waren ebenso schlimm daran als itzt.

---

27. Der Pfau und der Hahn.

Einst sprach der Pfau zu der Henne: Sieh einmal, wie hochmütig und trotzig dein Hahn einhertritt! Und doch sagen die Menschen nicht: der stolze Hahn, sondern nur immer: der stolze Pfau.

Das macht, sagte die Henne, weil der Mensch einen gegründeten Stolz übersiehet. Der Hahn ist auf seine Wachsamkeit, auf seine Mannheit stolz; aber worauf du? — Auf Farben und Federn.

---

28. Der Hirsch.

Die Natur hatte einen Hirsch von mehr als gewöhnlicher Größe gebildet, und an dem Halse hingen ihm lange Haare herab. Da dachte der Hirsch bei sich selbst: Du könntest dich ja wohl für ein Elend ansehen lassen. Und was that der Eitele, ein Elend zu scheinen? Er hing den Kopf traurig zur Erde und stellte sich, sehr oft das böse Wesen zu haben.

So glaubt nicht selten ein witziger Geck, daß man ihn für keinen schönen Geist halten werde, wenn er nicht über Kopfweh und Hypochonder klage.

---

29. Der Adler und der Fuchs.

Sei auf deinen Flug nicht so stolz! sagte der Fuchs zu dem Adler. Du steigst doch nur deswegen so hoch in die Luft, um dich desto weiter nach einem Aase umsehen zu können.

So kenne ich Männer, die tiefsinnige Weltweise geworden sind, nicht aus Liebe zur Wahrheit, sondern aus Begierde zu einem einträglichen Lehramte.

---

30. Der Schäfer und die Nachtigall.

Du zürnest, Liebling der Musen, über die laute Menge des parnassischen Geschmeißes! — O, höre von mir, was einst die Nachtigall hören mußte:

Singe doch, liebe Nachtigall! rief ein Schäfer der schweigenden Sängerin an einem lieblichen Frühlingsabende zu.

Ach! sagte die Nachtigall; die Frösche machen sich so laut, daß ich alle Lust zum Singen verliere. Hörest du sie nicht?

Ich höre sie freilich, versetzte der Schäfer. Aber nur dein Schweigen ist schuld, daß ich sie höre.

---

31. Der Riese.

Ein rebellischer Riese schoß seinen vergifteten Pfeil über sich in den Himmel, niemand Geringerm als einem Gott das Leben damit zu rauben. Der Pfeil floh in die unermessenste Ferne, in welcher ihm auch der schärfere Blick des Riesen nicht folgen konnte. Schon glaubte der Rasende sein Ziel getroffen zu haben und fing an, ein gotteslästerliches Triumphlied zu jauchzen. Endlich aber gebrach dem Pfeile die mitgeteilte Kraft der schnellenden Senne; er fiel mit einer stets wachsenden Wucht wieder herab und tötete seinen frevelnden Schützen.

Unsinnige Spötter der Religion, eure Zungenpfeile fallen weit unter ihrem ewigen Throne wieder zurück; und eure eigne Lästerungen sind es, die sie an euch rächen werden.

---

32. Der Falke.

Des einen Glück ist in der Welt des andern Unglück. Eine alte Wahrheit, wird man sagen. Die aber, antworte ich, wichtig genug ist, daß man sie mit einer neuen Fabel erläutert.

Ein blutgieriger Falke schoß einem unschuldigen Taubenpaare nach, die sein Anblick eben in den vertrautesten Kennzeichen der Liebe gestört hatte. Schon war er ihnen so nah, daß alle Rettung unmöglich schien; schon gurrten sich die zärtlichen Freunde ihren Abschied zu. Doch schnell wirft der Falke einen Blick aus der Höhe und wird unter sich einen Hasen gewahr. Er vergaß die Tauben, stürzte sich herab und machte diesen zu seiner bessern Beute.

---

33. Damon und Theodor.

Der schwarze Himmel drohte der Welt den fürchterlichsten Beschluß des schönsten Sommertages. Noch ruhten Damon und Theodor unter einer kühlenden Laube, zwei Freunde, die der Welt ein rares Beispiel würden gewesen sein, wenn sie die Welt zum Zeugen ihrer Freundschaft gebraucht hätten. Einer fand in des andern Umarmungen, was der Himmel nur die Tugendhaften finden läßt. Ihre Seelen vermischten sich durch die zärtlichsten Gespräche, in welchen sich Scherz und Ernst unzertrennlich verknüpften. Der Donner rollte stürmisch in der Luft und beugte die Kniee heuchlerischer Knechte. Was aber hat die Tugend zu fürchten, wenn Gott den Lasterhaften drohet? Damon und Theodor blieben geruhig . . . Doch schnell stand in dem Damon ein fürchterlicher Gedanke auf: wie, wann ein solcher Schlag mir meinen Freund von der Seite risse? . . So schnell, als dieser Gedanke sein Herz mit Schrecken übergoß und die Heiterkeit aus seinen Blicken vertilgte, so schnell sah er ihn . . unerforschliches Schicksal! . . wahr gemacht. Theodor fiel tot zu seinen Füßen, und der Blitz kehrte triumphierend zurück. Rechte des Donnergottes, schrie Damon, wenn du auf mich gezielt hast, so hast du mich nur allzu wohl getroffen. Er zog sein Schwert aus und verschied auf seinem Freunde.

Zärtliche Seelen, werdet ihr dieser Geschichte eine heilige Thräne zollen? Weinet und empfindet in eurer lebhaften Vorstellung die Süßigkeit, mit einem Freunde zu sterben.

---

34. Der Schäferstab.

Schön war der Schäferstab des jungen Daphnis; von Cypressen war der schlanke Stab, der krönende Knopf Oleaster.

Und, o, was für Wunder hatte der ätolische Künstler um den Kopf geschnitzt! Daphnis gab ihm dafür drei Lämmer mit ihren säugenden Müttern, aber es war eine Herde, mehr als eine ganze Herde wert.

So wert hielt ihn auch Daphnis, werter wie seine zwei Augen, werter, als Polyphem sein einziges Auge.

Lange Zeit schien ihm keine Hirtin so schön als sein Stab. Aber Amor erzürnte über den eiteln Jüngling — und Daphnis sahe die lächelnde Corisia.

Nun schien ihm eine Hirtin schöner als sein Stab! Er staunte, wünschte, gestand, flehte, weinte — blieb unerhört.

Unerhört bis an den dritten Abend. Da trieb Corisia spät bei ihm vorbei; die Dämmerung machte den Hirten kühner, die Hirtin gefälliger; er verdankte der Dämmerung zwei Küsse, halb geraubte, halb gegebene Küsse! — O der Entzückung! o der tobenden Freude des Hirten!

O honigsüße Lippen meiner Corisia! o unvergeßliche Küsse! So rief Daphnis und wollte ihre Zahl mit zwei tiefen Kerben in die junge Linde schneiden, die er vor allen am heiligen Quell liebte.

Aber — fragte sich der Hirt — warum in die Linde? Kann ich immer unter der Linde liegen und die Kerben im Auge haben? Da steht sie fest und eingewurzelt, bestimmt, nur einen kleinen Umfang zu beschatten. — Sie kann nicht mit mir gehen.

Aber mein Stab kann mit mir gehen — mein schöner Stab, so schöner Zeichen nicht unwürdig!

Und er schnitt — grausamer Hirt! — zwei tiefe Kerben in den Stab, in der Form von Lippen, nahe unter dem Knopfe, wo die Hand gewöhnlich lag, und küßte und drückte den Ort, als ob es die weiche Hand der Corisia wäre, und faßte von nun an den Stab nirgends als über die Kerben.

Nicht wenig günstig war dem Daphnis der folgende Tag, und der Stab bekam drei Lippen mehr, und den Morgen darauf sieben.

Wie freue ich mich, sprach er, dich bald vollendet zu sehen, bald voller kleiner Lippen. Corisia habe ich mit Untergang der Sonne in den Hain bestellt, die Nachtigall mit ihr zu hören. — —

Das hast du gethan, Corisia? Zu gefällige Corisia! o, brich dein Wort, wenn dir dein Schäfer lieb ist —

Umsonst, sie fanden sich im Haine! Und, o, der unzähligen Zahl von Küssen! Jeder Ton der Nachtigall begleitete ein Kuß. Mich jammert der Stab —

Gesättigt trennt sich mein Paar — Morgen sind wir doch wieder hier? sagte das Mädchen — und der Hirte ging und warf sich auf sein Lager von Fellen — — Er schläft, er erwacht. — Und was wird das erste sein, als seinen Stab zu kerben? — — Doch er sahe die Unmöglichkeit, sie alle zu . . . (?) — und diese Unmöglichkeit, alle Küsse zu behalten, ereilte (?) sie — Daphnis, sprach Corisia, schade, daß ich dir den schönen Stab so verdorben, ich will ihn nicht weiter verderben.

---

35. Der Naturalist.

Ein Mann, der das Namenregister der Natur vollkommen inne hatte, jede Pflanze und jedes dieser Pflanze eigne Insekt zu nennen und auf mehr als eine Art zu nennen wußte, der den ganzen Tag Steine auflas, Schmetterlingen nachlief und seine Beute mit einer recht gelehrten Unempfindlichkeit spießte, so ein Mann, ein Naturalist — — (sie hören es gern, wenn man sie Naturforscher nennt) — durchjagte den Wald und verweilte sich endlich bei einem Ameisenhaufen. Er fing an, darin zu wühlen, durchsuchte ihren eingesammelten Vorrat, betrachtete ihre Eier, deren er einige unter seine Mikroskope legte, und richtete mit einem Worte in diesem Staate der Emsigkeit und Vorsicht keine geringe Verwüstung an.

Unterdessen wagte es eine Ameise, ihn anzureden: Bist du nicht etwa gar, sprach sie, einer von den Faulen, die Salomo zu uns schickt, daß sie unsre Weise sehen und von uns Fleiß und Arbeit lernen sollen?

Die alberne Ameise, einen Naturalisten für einen Faulen anzusehen!

Abhandlungen über die Fabel.

I.

Von dem Wesen der Fabel.

Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopöe, durch das Drama herrschen läßt, die Fabel seiner Epopöe, die Fabel seines Drama.

Von diesen Fabeln ist hier die Rede nicht. Mein Gegenstand ist die sogenannte Aesopische Fabel. Auch diese ist eine Erdichtung; eine Erdichtung, die auf einen gewissen Zweck abzielet.

Man erlaube mir, gleich anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun, um eine Anmerkung daraus herzuholen, auf die sich eine gewisse Einteilung der Aesopischen Fabel gründet, deren ich in der Folge zu oft gedenken werde, und die mir so bekannt nicht scheinet, daß ich sie auf gut Glück bei meinen Lesern voraussetzen dürfte.

Aesopus machte die meisten seiner Fabeln bei wirklichen Vorfällen. Seine Nachfolger haben sich dergleichen Vorfälle meistens erdichtet oder auch wohl an ganz und gar keinen Vorfall, sondern bloß an diese oder jene allgemeine Wahrheit bei Verfertigung der ihrigen gedacht. Diese begnügten sich folglich, die allgemeine Wahrheit durch die erdichtete Geschichte ihrer Fabel erläutert zu haben, wenn jener noch über dieses die Aehnlichkeit seiner erdichteten Geschichte mit dem gegenwärtigen wirklichen Vorfalle faßlich machen und zeigen mußte, daß aus beiden, sowohl aus der erdichteten Geschichte als dem wirklichen Vorfalle, sich eben dieselbe Wahrheit bereits ergebe oder gewiß ergeben werde.

Und hieraus entspringt die Einteilung in einfache und zusammengesetzte Fabeln.

Einfach ist die Fabel, wenn ich aus der erdichteten Begebenheit derselben bloß irgend eine allgemeine Wahrheit folgern lasse. — „Man machte der Löwin den Vorwurf, daß sie nur ein Junges zur Welt brächte. Ja, sprach sie, nur eines, aber einen Löwen.“ — Die Wahrheit, welche in dieser Fabel liegt, ὁτι το καλον οὐκ ἐν πληθει, ἀλλ' ἀρετῃ, leuchtet sogleich in die Augen, und die Fabel ist einfach, wenn ich es bei dem Ausdrucke dieses allgemeinen Satzes bewenden lasse.

Zusammengesetzt hingegen ist die Fabel, wenn die Wahrheit, die sie uns anschauend zu erkennen gibt, auf einen wirklich geschehenen oder doch als wirklich geschehen angenommenen Fall weiter angewendet wird. — „Ich mache, sprach ein höhnischer Reimer zu dem Dichter, in einem Jahre sieben Trauerspiele, aber du? In sieben Jahren eines! — Recht, nur eines! versetzte der Dichter, aber eine Athalie!“ — Man mache dieses zur Anwendung der vorigen Fabel, und die Fabel wird zusammengesetzt. Denn sie bestehet nunmehr gleichsam aus zwei Fabeln, aus zwei einzeln Fällen, in welchen beiden ich die Wahrheit eben desselben Lehrsatzes bestätiget finde.

Diese Einteilung aber — kaum brauche ich es zu erinnern — beruhet nicht auf einer wesentlichen Verschiedenheit der Fabeln selbst, sondern bloß auf der verschiedenen Bearbeitung derselben. Und aus dem Exempel schon hat man es ersehen, daß eben dieselbe Fabel bald einfach, bald zusammengesetzt sein kann. Bei dem Phädrus ist die Fabel von dem kreißenden Berge eine einfache Fabel.

— — — Hoc scriptum est tibi,
Qui magna cum minaris, extricas nihil.

Ein jeder ohne Unterschied, der große und fürchterliche Anstalten einer Nichtswürdigkeit wegen macht; der sehr weit ausholt, um einen sehr kleinen Sprung zu thun; jeder Prahler, jeder vielversprechende Thor, von allen möglichen Arten, siehet hier sein Bild! Bei unserm Hagedorn aber wird eben dieselbe Fabel zu einer zusammengesetzten Fabel, indem er einen gebärenden schlechten Poeten zu dem besondern Gegenbilde des kreißenden Berges macht.

„Ihr Götter, rettet! Menschen, flieht!
Ein schwangrer Berg beginnt zu kreißen
Und wird itzt, eh man sich's versieht,
Mit Sand und Schollen um sich schmeißen ꝛc.
— — — — — — —

„Suffenus schwitzt und lärmt und schäumt:
Nichts kann den hohen Eifer zähmen;
Er stampft, er knirscht; warum? er reimt
Und will itzt den Homer beschämen ꝛc.
— — — — — — —
„Allein gebt acht, was kömmt heraus?
Hier ein Sonett, dort eine Maus."

Diese Einteilung also, von welcher die Lehrbücher der Dichtkunst ein tiefes Stillschweigen beobachten, ungeachtet ihres mannigfaltigen Nutzens in der richtigern Bestimmung verschiedener Regeln: diese Einteilung, sage ich, vorausgesetzt; will ich mich auf den Weg machen. Es ist kein unbetretener Weg. Ich sehe eine Menge Fußstapfen vor mir, die ich zum Teil untersuchen muß, wenn ich überall sichere Tritte zu thun gedenke. Und in dieser Absicht will ich sogleich die vornehmsten Erklärungen prüfen, welche meine Vorgänger von der Fabel gegeben haben.

De la Motte.

Dieser Mann, welcher nicht sowohl ein großes poetisches Genie als ein guter, aufgeklärter Kopf war, der sich an mancherlei wagen und überall erträglich zu bleiben hoffen durfte, erklärt die Fabel durch eine unter die Allegorie einer Handlung versteckte Lehre.*)

Als sich der Sohn des stolzen Tarquinius bei den Gabiern nunmehr festgesetzt hatte, schickte er heimlich einen Boten an seinen Vater und ließ ihn fragen, was er weiter thun solle. Der König, als der Bote zu ihm kam, befand sich eben auf dem Felde, hub seinen Stab auf, schlug den höchsten Mohnstengeln die Häupter ab und sprach zu dem Boten: „Geh und erzähle meinem Sohne, was ich itzt gethan habe!" Der Sohn verstand den stummen Befehl des Vaters und ließ die Vornehmsten der Gabier hinrichten.**) — Hier ist eine allegorische Handlung, hier ist eine unter die Allegorie dieser Handlung versteckte Lehre; aber ist hier eine Fabel? Kann man sagen, daß Tarquinius seine Meinung dem Sohne durch eine Fabel habe wissen lassen? Gewiß nicht!

Jener Vater, der seinen uneinigen Söhnen die Vorteile der Eintracht an einem Bündel Ruten zeigte, das sich nicht anders als stückweise zerbrechen lasse, machte der eine Fabel?***)

---

*) La Fable est une instruction déguisée sous l'allégorie d'une action *Discours sur la fable.*

**) Florus, lib. I. cap. 7.

***) Fabul. Aesop. 171.

Aber wenn eben derselbe Vater seinen uneinigen Söhnen erzählt hätte, wie glücklich drei Stiere, so lange sie einig waren, den Löwen von sich abhielten, und wie bald sie des Löwen Raub wurden, als Zwietracht unter sie kam und jeder sich seine eigene Weide suchte: *) alsdenn hätte doch der Vater seinen Söhnen ihr Bestes in einer Fabel gezeigt? Die Sache ist klar. Folglich ist es eben so klar, daß die Fabel nicht bloß eine allegorische Handlung, sondern die Erzählung einer solchen Handlung sein kann. Und dieses ist das erste, was ich wider die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Aber was will er mit seiner Allegorie? — Ein so fremdes Wort, womit nur wenige einen bestimmten Begriff verbinden, sollte überhaupt aus einer guten Erklärung verbannt sein. — Und wie, wenn es hier gar nicht einmal an seiner Stelle stünde? Wenn es nicht wahr wäre, daß die Handlung der Fabel an sich selbst allegorisch sei? Und wenn sie es höchstens unter gewissen Umständen nur werden könnte?

Quintilian lehret: Ἀλληγορια, quam inversionem interpretamur, aliud verbis, aliud sensu ostendit, ac etiam interim contrarium. **) Die Allegorie sagt das nicht, was sie nach den Worten zu sagen scheinet, sondern etwas anders. Die neuern Lehrer der Rhetorik erinnern, daß dieses etwas andere auf etwas anderes Aehnliches einzuschränken sei, weil sonst auch jede Ironie eine Allegorie sein würde ***). Die letztern Worte des Quintilians, ac etiam interim contrarium, sind ihnen hierin zwar offenbar zuwider, aber es mag sein.

Die Allegorie sagt also nicht, was sie den Worten nach zu sagen scheinet, sondern etwas Aehnliches. Und die Handlung der Fabel, wenn sie allegorisch sein soll, muß das auch nicht sagen, was sie zu sagen scheinet, sondern nur etwas Aehnliches?

Wir wollen sehen! — „Der Schwächere wird gemeiniglich ein Raub des Mächtigern.“ Das ist ein allgemeiner Satz, bei welchem ich mir eine Reihe von Dingen gedenke, deren eines immer stärker ist als das andere; die sich also nach der Folge ihrer verschiednen Stärke untereinander aufreiben können. Eine Reihe von Dingen! Wer wird lange

*) Fab. Aesop. 297.

**) Quintilianus, lib. VIII. cap. 6.

***) Allegoria dicitur quia ἀλλο μεν ἀγορευει, ἀλλο δε νοει. Et istud ἀλλο restringi debet ad aliud simile, alias etiam omnis ironia allegoria esset. *Vossius, Inst. Orat. libr. III.*

und gern den öden Begriff eines Dinges denken, ohne auf dieses oder jenes besondere Ding zu fallen, dessen Eigenschaften ihm ein deutliches Bild gewähren? Ich will also auch hier, anstatt dieser Reihe von unbestimmten Dingen, eine Reihe bestimmter, wirklicher Dinge annehmen. Ich könnte mir in der Geschichte eine Reihe von Staaten oder Königen suchen; aber wie viele sind in der Geschichte so bewandert, daß sie, sobald ich meine Staaten oder Könige nur nennte, sich der Verhältnisse, in welchen sie gegeneinander an Größe und Macht gestanden, erinnern können? Ich würde meinen Satz nur wenigen faßlicher gemacht haben; und ich möchte ihn gern allen so faßlich als möglich machen. Ich falle auf die Tiere; und warum sollte ich nicht eine Reihe von Tieren wählen dürfen; besonders wenn es allgemein bekannte Tiere wären? Ein Auerhahn — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf — Wir kennen diese Tiere; wir dürfen sie nur nennen hören, um sogleich zu wissen, welches das stärkere oder das schwächere ist. Nunmehr heißt mein Satz: der Marder frißt den Auerhahn; der Fuchs den Marder; den Fuchs der Wolf. Er frißt? Er frißt vielleicht auch nicht. Das ist mir noch nicht gewiß genug. Ich sage also: er fraß. Und siehe, mein Satz ist zur Fabel geworden!

„Ein Marder fraß den Auerhahn,
Den Marder würgt' ein Fuchs, den Fuchs des Wolfes Zahn" *).

Was kann ich nun sagen, daß in dieser Fabel für eine Allegorie liege? Der Auerhahn, der Schwächste; der Marder, der Schwache; der Fuchs, der Starke; der Wolf, der Stärkste. Was hat der Auerhahn mit dem Schwächsten, der Marder mit dem Schwachen u. s. w. hier Aehnliches? Aehnliches! Gleichet hier bloß der Fuchs dem Starken und der Wolf dem Stärksten, oder ist jener hier der Starke, sowie dieser der Stärkste? Er ist es. — Kurz, es heißt, die Worte auf eine kindische Art mißbrauchen, wenn man sagt, daß das Besondere mit seinem Allgemeinen, das Einzelne mit seiner Art, die Art mit ihrem Geschlechte eine Aehnlichkeit habe. Ist dieser Windhund einem Windhunde überhaupt und ein Windhund überhaupt einem Hunde ähnlich? Eine lächerliche Frage! — Findet sich nun aber unter den bestimmten Subjekten der Fabel und den allgemeinen Subjekten ihres Satzes keine Aehnlichkeit, so kann auch keine

*) Von Hagedorn; Fabeln und Erzählungen, erstes Buch. S. 77.

Allegorie unter ihnen statthaben. Und das nämliche läßt sich auf die nämliche Art von den beiderseitigen Prädikaten erweisen.

Vielleicht aber meinet jemand, daß die Allegorie hier nicht auf der Aehnlichkeit zwischen den bestimmten Subjekten oder Prädikaten der Fabel und den allgemeinen Subjekten oder Prädikaten des Satzes, sondern auf der Aehnlichkeit der Arten, wie ich eben dieselbe Wahrheit itzt durch die Bilder der Fabel und itzt vermittelst der Worte des Satzes erkenne, beruhe. Doch das ist so viel als nichts. Denn käme hier die Art der Erkenntnis in Betrachtung, und wollte man bloß wegen der anschauenden Erkenntnis, die ich vermittelst der Handlung der Fabel von dieser oder jener Wahrheit erhalte, die Handlung allegorisch nennen: so würde in allen Fabeln eben dieselbe Allegorie sein, welches doch niemand sagen will, der mit diesem Worte nur einigen Begriff verbindet.

Ich befürchte, daß ich von einer so klaren Sache viel zu viel Worte mache. Ich fasse daher alles zusammen und sage: die Fabel als eine einfache Fabel kann unmöglich allegorisch sein.

Man erinnere sich aber meiner obigen Anmerkung, nach welcher eine jede einfache Fabel auch eine zusammengesetzte werden kann. Wie, wenn sie alsdenn allegorisch würde? Und so ist es. Denn in der zusammengesetzten Fabel wird ein Besonderes gegen das andre gehalten; zwischen zwei oder mehr Besondern, die unter eben demselben Allgemeinen begriffen sind, ist die Aehnlichkeit unwidersprechlich, und die Allegorie kann folglich stattfinden. Nur muß man nicht sagen, daß die Allegorie zwischen der Fabel und dem moralischen Satze sich befinde. Sie befindet sich zwischen der Fabel und dem wirklichen Falle, der zu der Fabel Gelegenheit gegeben hat, insofern sich aus beiden eben dieselbe Wahrheit ergibt. — Die bekannte Fabel vom Pferde, das sich von dem Manne den Zaum anlegen ließ und ihn auf seinen Rücken nahm, damit er ihm nur in seiner Rache, die es an dem Hirsche nehmen wollte, behilflich wäre: diese Fabel, sage ich, ist sofern nicht allegorisch, als ich mit dem Phädrus*) bloß die allgemeine Wahrheit daraus ziehe:

Impune potius laedi, quam dedi alteri.

Bei der Gelegenheit nur, bei welcher sie ihr Erfinder Stesichorus erzählte, ward sie es. Er erzählte sie nämlich, als die Himerenser den Phalaris zum obersten Befehlshaber ihrer Kriegsvölker gemacht hatten und ihm noch dazu eine

*) Lib. IV. fab. 4.

Leibwache geben wollten. „O ihr Himerenser,“ rief er, „die ihr so fest entschlossen seid, euch an euren Feinden zu rächen, nehmet euch wohl in acht, oder es wird euch wie diesem Pferde ergehen! Den Zaum habt ihr euch bereits anlegen lassen, indem ihr den Phalaris zu eurem Heerführer mit unumschränkter Gewalt ernannt. Wollt ihr ihm nun gar eine Leibwache geben, wollt ihr ihn aufsitzen lassen, so ist es vollends um eure Freiheit gethan*).“ — Alles wird hier allegorisch! Aber einzig und allein dadurch, daß das Pferd hier nicht auf jeden Beleidigten, sondern auf die beleidigten Himerenser; der Hirsch nicht auf jeden Beleidiger, sondern auf die Feinde der Himerenser; der Mann nicht auf jeden listigen Unterdrücker, sondern auf den Phalaris; die Anlegung des Zaums nicht auf jeden ersten Eingriff in die Rechte der Freiheit, sondern auf die Ernennung des Phalaris zum unumschränkten Heerführer; und das Aufsitzen endlich nicht auf jeden letzten tödlichen Stoß, welcher der Freiheit beigebracht wird, sondern auf die dem Phalaris zu bewilligende Leibwache gezogen und angewandt wird.

Was folgt nun aus alledem? Dieses: da die Fabel nur alsdenn allegorisch wird, wenn ich dem erdichteten einzeln Falle, den sie enthält, einen andern ähnlichen Fall, der sich wirklich zugetragen hat, entgegenstelle; da sie es nicht an und für sich selbst ist, insofern sie eine allgemeine moralische Lehre enthält: so gehöret das Wort Allegorie gar nicht in die Erklärung derselben. — Dieses ist das zweite, was ich gegen die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Und man glaube ja nicht, daß ich es bloß als ein müßiges, überflüssiges Wort daraus verdrängen will. Es ist hier, wo es steht, ein höchst schädliches Wort, dem wir vielleicht eine Menge schlechter Fabeln zu danken haben. Man begnüge sich nur, die Fabel in Ansehung des allgemeinen Lehrsatzes bloß allegorisch zu machen, und man kann sicher glauben, eine schlechte Fabel gemacht zu haben. Ist aber eine schlechte Fabel eine Fabel? — Ein Exempel wird die Sache in ihr völliges Licht setzen. Ich wähle ein altes, um ohne Mißgunst Recht haben zu können. Die Fabel nämlich von dem Mann und dem Satyr. „Der Mann bläset in seine kalte Hand, um seine Hand zu wärmen; und bläset in seinen heißen Brei, um seinen Brei zu kühlen. Was? sagt der Satyr; du

*) Aristoteles, Rhetor. lib. II. cap. 20.

bläsest aus einem Munde warm und kalt? Geh, mit dir mag ich nichts zu thun haben!" *) — Diese Fabel soll lehren, ὁτι δει φευγειν ἡμας τας φιλιας ὡν ἀμφιβολος ἐστιν ἡ διαθεσις; die Freundschaft aller Zweizüngler, aller Doppelleute, aller Falschen zu fliehen. Lehrt sie das? Ich bin nicht der erste, der es leugnet und die Fabel für schlecht ausgibt. Richer **) sagt, sie sündige wider die Richtigkeit der Allegorie, ihre Moral sei weiter nichts als eine Anspielung und gründe sich auf eine bloße Zweideutigkeit. Richer hat richtig empfunden, aber seine Empfindung falsch ausgedrückt. Der Fehler liegt nicht sowohl darin, daß die Allegorie nicht richtig genug ist, sondern darin, daß es weiter nichts als eine Allegorie ist. Anstatt daß die Handlung des Mannes, die dem Satyr so anstößig scheinet, unter dem allgemeinen Subjekte des Lehrsatzes wirklich begriffen sein sollte, ist sie ihm bloß ähnlich. Der Mann sollte sich eines wirklichen Widerspruchs schuldig machen; und der Widerspruch ist nur anscheinend. Die Lehre warnet uns vor Leuten, die von ebenderselben Sache ja und nein sagen, die ebendasselbe Ding loben und tadeln: und die Fabel zeiget uns einen Mann, der seinen Atem gegen verschiedene Dinge verschieden braucht, der auf ganz etwas anders itzt seinen Atem warm haucht und auf ganz etwas anders ihn itzt kalt bläset.

Endlich, was läßt sich nicht alles allegorisieren! Man nenne mir das abgeschmackte Märchen, in welches ich durch die Allegorie nicht einen moralischen Sinn sollte legen können! — „Die Mitknechte des Aesopus gelüstet nach den trefflichen Feigen ihres Herrn. Sie essen sie auf, und als es zur Nachfrage kömmt, soll es der gute Aesop gethan haben. Sich zu rechtfertigen, trinket Aesop in großer Menge laues Wasser, und seine Mitknechte müssen ein Gleiches thun. Das laue Wasser hat seine Wirkung, und die Näscher sind entdeckt." — — Was lehrt uns dieses Histörchen? Eigentlich wohl weiter nichts, als daß laues Wasser, in großer Menge getrunken, zu einem Brechmittel werde? Und doch machte jener persische Dichter ***)

---

*) Fab. Aesop. 126.

**) — — contre la justesse de l'allégorie. — — Sa morale n'est qu'une allusion, et n'est fondée que sur un jeu de mots équivoque. *Fables nouvelles, Préface, p. 10.*

***) *Herbelot, Bibl. Orient.*, pag. 516. Lorsque l'on vous donnera à boire de cette eau chaude et brûlante, dans la question du jugement dernier, tout ce que vous avez caché avec tant de soin, paraîtra aux yeux de tout le monde, et celui qui aura acquis de l'estime par son hypocrisie et par son déguisement, sera pour lors couvert de honte et de confusion.

einen weit edlern Gebrauch davon. „Wenn man euch,“ spricht er, „an jenem großen Tage des Gerichts von diesem warmen und siedenden Wasser wird zu trinken geben, alsdann wird alles an den Tag kommen, was ihr mit so vieler Sorgfalt vor den Augen der Welt verborgen gehalten; und der Heuchler, den hier seine Verstellung zu einem ehrwürdigen Manne gemacht hatte, wird mit Schande und Verwirrung überhäuft dastehen!“ — Vortrefflich!

Ich habe nun noch eine Kleinigkeit an der Erklärung des de la Motte auszusetzen. Das Wort Lehre (instruction) ist zu unbestimmt und allgemein. Ist jeder Zug aus der Mythologie, der auf eine physische Wahrheit anspielet, oder in den ein tiefsinniger Baco wohl gar eine transcendentalische Lehre zu legen weiß, eine Fabel? Oder wenn der seltsame Holberg erzählet: „Die Mutter des Teufels übergab ihm einsmals vier Ziegen, um sie in ihrer Abwesenheit zu bewachen. Aber diese machten ihm so viel zu thun, daß er sie mit aller seiner Kunst und Geschicklichkeit nicht in der Zucht halten konnte. Diesfalls sagte er zu seiner Mutter nach ihrer Zurückkunft: Liebe Mutter, hier sind Eure Ziegen! Ich will lieber eine ganze Kompanie Reiter bewachen als eine einzige Ziege.“ — Hat Holberg eine Fabel erzählet? Wenigstens ist eine Lehre in diesem Dinge. Denn er setzet selbst mit ausdrücklichen Worten dazu: „Diese Fabel zeiget, daß keine Kreatur weniger in der Zucht zu halten ist als eine Ziege.“ *) — Eine wichtige Wahrheit! Niemand hat die Fabel schändlicher gemißhandelt als dieser Holberg! — Und es mißhandelt sie jeder, der eine andere als moralische Lehre darin vorzutragen sich einfallen läßt.

Richer.

Richer ist ein andrer französischer Fabulist, der ein wenig besser erzählet als de la Motte, in Ansehung der Erfindung aber weit unter ihm stehet. Auch dieser hat uns seine Gedanken über diese Dichtungsart nicht vorenthalten wollen und erklärt die Fabel durch ein kleines Gedicht, das irgend eine unter einem allegorischen Bilde versteckte Regel enthalte.**)

Richer hat die Erklärung des de la Motte offenbar

*) Moralische Fabeln des Baron von Holbergs, S. 103.

**) La fable est un petit poëme qui contient un précepte caché sous une image allégorique. *Fables nouvelles*, *Préface*, p. 9.

vor Augen gehabt. Und vielleicht hat er sie gar verbessern wollen. Aber das ist ihm sehr schlecht gelungen.

Ein kleines Gedicht (poëme)? — Wenn Richer das Wesen eines Gedichts in die bloße Fiktion setzet: so bin ich es zufrieden, daß er die Fabel ein Gedicht nennet. Wenn er aber auch die poetische Sprache und ein gewisses Silbenmaß als notwendige Eigenschaften eines Gedichtes betrachtet, so kann ich seiner Meinung nicht sein. — Ich werde mich weiter unten hierüber ausführlicher erklären.

Eine Regel (précepte)? — Dieses Wort ist nichts bestimmter als das Wort Lehre des de la Motte. Alle Künste, alle Wissenschaften haben Regeln, haben Vorschriften. Die Fabel aber stehet einzig und allein der Moral zu. Von einer andern Seite hingegen betrachtet, ist Regel oder Vorschrift hier sogar noch schlechter als Lehre; weil man unter Regel und Vorschrift eigentlich nur solche Sätze verstehet, die unmittelbar auf die Bestimmung unsers Thuns und Lassens gehen. Von dieser Art aber sind nicht alle moralische Lehrsätze der Fabel. Ein großer Teil derselben sind Erfahrungssätze, die uns nicht sowohl von dem, was geschehen sollte, als vielmehr von dem, was wirklich geschiehet, unterrichten. Ist die Sentenz:

In principatu commutando civium
Nil praeter domini nomen mutant pauperes,

eine Regel, eine Vorschrift? Und gleichwohl ist sie das Resultat einer von den schönsten Fabeln des Phädrus.*) Es ist zwar wahr, aus jedem solchen Erfahrungssatze können leicht eigentliche Vorschriften und Regeln gezogen werden. Aber was in dem fruchtbaren Satze liegt, das liegt nicht darum auch in der Fabel. Und was müßte das für eine Fabel sein, in welcher ich den Satz mit allen seinen Folgerungen auf einmal anschauend erkennen sollte?

Unter einem allegorischen Bilde? — Ueber das Allegorische habe ich mich bereits erkläret. Aber Bild (image)! Unmöglich kann Richer dieses Wort mit Bedacht gewählt haben. Hat er es vielleicht nur ergriffen, um vom de la Motte lieber auf Geratewohl abzugehen, als nach ihm Recht zu haben? — Ein Bild heißt überhaupt jede sinnliche Vorstellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere oder gar alle mög-

*) Libri I. fab. 15.

liche Veränderungen, deren das Ding fähig ist, sondern allein die, in der es sich in einem und eben demselben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich zwar also wohl eine moralische Wahrheit erkennen, aber es ist darum noch keine Fabel Der mitten im Wasser dürstende Tantalus ist ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeiget, man könne auch bei dem größten Ueberflusse darben. Aber ist dieses Bild deswegen eine Fabel? So auch folgendes kleine Gedicht:

Cursu veloci pendens in novacula,
Calvus, comosa fronte, nudo corpore,
Quem si occuparis, teneas; elapsum semel
Non ipse possit Jupiter reprehendere;
Occasionem rerum significat brevem.
Effectus impediret ne segnis mora,
Finxere antiqui talem effigiem temporis.

Wer wird diese Zeilen für eine Fabel erkennen, ob sie schon Phädrus als eine solche unter seinen Fabeln mit unterlaufen läßt?*) Ein jedes Gleichnis, ein jedes Emblema würde eine Fabel sein, wenn sie nicht eine Mannigfaltigkeit von Bildern, und zwar zu einem Zwecke übereinstimmenden Bildern; wenn sie, mit einem Worte, nicht das notwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.

Eine Handlung nenne ich eine Folge von Veränderungen, die zusammen Ein Ganzes ausmachen.

Diese Einheit des Ganzen beruhet auf der Uebereinstimmung aller Teile zu einem Endzwecke.

Der Endzweck der Fabel, das, wofür die Fabel erfunden wird, ist der moralische Lehrsatz.

Folglich hat die Fabel eine Handlung, wenn das, was sie erzählt, eine Folge von Veränderungen ist und jede dieser Veränderungen etwas dazu beiträgt, die einzeln Begriffe, aus welchen der moralische Lehrsatz bestehet, anschauend erkennen zu lassen.

Was die Fabel erzählt, muß eine Folge von Veränderungen sein. Eine Veränderung oder auch mehrere Veränderungen, die nur nebeneinander bestehen und nicht aufeinander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen. Und ich kann es für eine untrügliche Probe ausgeben, daß eine Fabel schlecht ist, daß sie den Namen der Fabel gar nicht verdienet, wenn ihre vermeinte Handlung sich ganz malen läßt.

---

*) Libri V. fab. 8.

Sie enthält alsdenn ein bloßes Bild, und der Maler hat keine Fabel, sondern ein Emblema gemalt. — „Ein Fischer, indem er sein Netz aus dem Meere zog, blieb der größern Fische, die sich darin gefangen hatten, zwar habhaft, die kleinsten aber schlupften durch das Netz durch und gelangten glücklich wieder ins Wasser.“ — Diese Erzählung befindet sich unter den Aesopischen Fabeln*), aber sie ist keine Fabel, wenigstens eine sehr mittelmäßige. Sie hat keine Handlung, sie enthält ein bloßes einzelnes Faktum, das sich ganz malen läßt; und wenn ich dieses einzelne Faktum, dieses Zurückbleiben der größern und dieses Durchschlupfen der kleinen Fische, auch mit noch so viel andern Umständen erweiterte, so würde doch in ihm allein und nicht in den andern Umständen zugleich mit, der moralische Lehrsatz liegen.

Doch nicht genug, daß das, was die Fabel erzählt, eine Folge von Veränderungen ist; alle diese Veränderungen müssen zusammen nur einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. Erwecken sie deren mehrere, liegt mehr als ein moralischer Lehrsatz in der vermeinten Fabel, so fehlt der Handlung ihre Einheit, so fehlt ihr das, was sie eigentlich zur Handlung macht, und sie kann, richtig zu sprechen, keine Handlung, sondern muß eine Begebenheit heißen. — Ein Exempel:

Lucernam fur accendit ex ara Jovis,
Ipsumque compilavit ad lumen suum;
Onustus qui sacrilegio cum discederet,
Repente vocem sancta misit Religio:
Malorum quamvis ista fuerint munera,
Mihique invisa, ut non offendar subripi;
Tamen, sceleste, spiritu culpam lues,
Olim cum adscriptus venerit poenae dies.
Sed ne ignis noster facinori praeluceat,
Per quem verendos excolit pietas Deos,
Veto esse tale luminis commercium.
Ita hodie, nec lucernam de flamma Deûm
Nec de lucerna fas est accendi sacrum.

Was hat man hier gelesen? Ein Histörchen; aber keine Fabel. Ein Histörchen trägt sich zu; eine Fabel wird erdichtet. Von der Fabel also muß sich ein Grund angeben lassen, warum sie erdichtet worden; da ich den Grund, warum sich jenes zugetragen, weder zu wissen noch anzugeben gehalten bin. Was

*) Fab. Aesop. 154.

wäre nun der Grund, warum diese Fabel erdichtet worden, wenn es anders eine Fabel wäre? Recht billig zu urteilen, könnte es kein andrer als dieser sein: der Dichter habe einen wahrscheinlichen Anlaß zu dem doppelten Verbote, weder von dem heiligen Feuer ein gemeines Licht, noch von einem gemeinen Lichte das heilige Feuer anzuzünden, erzählen wollen. Aber wäre das eine moralische Absicht, dergleichen der Fabulist doch notwendig haben soll? Zur Not könnte zwar dieses einzelne Verbot zu einem Bilde des allgemeinen Verbots dienen, daß das Heilige mit dem Unheiligen, das Gute mit dem Bösen in keiner Gemeinschaft stehen soll. Aber was tragen alsdenn die übrigen Teile der Erzählung zu diesem Bilde bei? Zu diesem gar nichts; sondern ein jeder ist vielmehr das Bild, der einzelne Fall einer ganz andern allgemeinen Wahrheit. Der Dichter hat es selbst empfunden und hat sich aus der Verlegenheit, welche Lehre er allein daraus ziehen solle, nicht besser zu reißen gewußt, als wenn er deren so viele daraus zöge, als sich nur immer ziehen ließen. Denn er schließt:

Quot res contineat hoc argumentum utiles
Non explicabit alius, quam qui repperit.
Significat primo, saepe, quos ipse alueris,
Tibi inveniri maxime contrarios.
Secundo ostendit, scelera non ira Deûm,
Fatorum dicto sed puniri tempore.
Novissime interdicit, ne cum malefico
Usum bonus consociet ullius rei.

Eine elende Fabel, wenn niemand anders als ihr Erfinder es erklären kann, wie viel nützliche Dinge sie enthalte! Wir hätten an einem genug! — Kaum sollte man es glauben, daß einer von den Alten, einer von diesen großen Meistern in der Einfalt ihrer Plane, uns dieses Histörchen für eine Fabel*) verkaufen können.

Breitinger.

Ich würde von diesem großen Kunstrichter nur wenig gelernt haben, wenn er in meinen Gedanken noch überall Recht hätte. — Er gibt uns aber eine doppelte Erklärung von der Fabel.**) Die eine hat er von dem de la Motte entlehnet; und die andre ist ihm ganz eigen.

*) Phaedrus, libr. IV. fab. 11.
**) Der Kritischen Dichtkunst ersten Bandes siebenter Abschnitt, S. 194.

Nach jener versteht er unter der Fabel eine unter der wohlgeratenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweisung. — Der klare, übersetzte de la Motte! Und der ein wenig gewässerte: könnte man noch dazusetzen. Denn was sollen die Beiwörter: wohlgeratene Allegorie, ähnliche Handlung? Sie sind höchst überflüssig.

Doch ich habe eine andere, wichtigere Anmerkung auf ihn verspäret. Richer sagt: die Lehre solle unter dem allegorischen Bilde versteckt (caché) sein. Versteckt! welch ein unschickliches Wort! In manchem Rätsel sind Wahrheiten, in den Pythagorischen Denksprüchen sind moralische Lehren versteckt; aber in keiner Fabel. Die Klarheit, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Lehre aus allen Teilen einer guten Fabel auf einmal hervorstrahlet, hätte durch ein ander Wort als durch das ganz widersprechende versteckt ausgedrückt zu werden verdienet. Sein Vorgänger de la Motte hatte sich um ein gut Teil feiner erklärt; er sagt doch nur: verkleidet (déguisé). Aber auch verkleidet ist noch viel zu unrichtig, weil auch verkleidet den Nebenbegriff einer mühsamen Erkennung mit sich führet. Und es muß gar keine Mühe kosten, die Lehre in der Fabel zu erkennen; es müßte vielmehr, wenn ich so reden darf, Mühe und Zwang kosten, sie darin nicht zu erkennen. Aufs höchste würde sich dieses verkleidet nur in Ansehung der zusammengesetzten Fabel entschuldigen lassen. In Ansehung der einfachen ist es durchaus nicht zu dulden. Von zwei ähnlichen einzeln Fällen kann zwar einer durch den andern ausgedrückt, einer in den andern verkleidet werden: aber wie man das Allgemeine in das Besondere verkleiden könne, das begreife ich ganz und gar nicht. Wollte man mit aller Gewalt ein ähnliches Wort hier brauchen, so müßte es anstatt verkleiden wenigstens einkleiden heißen.

Von einem deutschen Kunstrichter hätte ich überhaupt dergleichen figürliche Wörter in einer Erklärung nicht erwartet. Ein Breitinger hätte es den schön vernünftelnden Franzosen überlassen sollen, sich damit aus dem Handel zu wickeln; und ihm würde es sehr wohl angestanden haben, wenn er uns mit den trocknen Worten der Schule belehrt hätte, daß die moralische Lehre in die Handlung weder versteckt noch verkleidet, sondern durch die sie der anschauenden Erkenntnis fähig gemacht werde. Ihm würde es erlaubt gewesen sein, uns von der Natur dieser auch der roheſten Seele zu-

kommenden Erkenntnis, von der mit ihr verknüpften schnellen Ueberzeugung, von ihrem daraus entspringenden mächtigen Einflusse auf den Willen das Nötige zu lehren. Eine Materie, die durch den ganzen spekulativischen Teil der Dichtkunst von dem größten Nutzen ist und von unserm Weltweisen schon genugsam erläutert war!*) — Was Breitinger aber damals unterlassen, das ist mir itzt nachzuholen nicht mehr erlaubt. Die philosophische Sprache ist seitdem unter uns so bekannt geworden, daß ich mich der Wörter anschauen, anschauender Erkenntnis gleich von Anfange als solcher Wörter ohne Bedenken habe bedienen dürfen, mit welchen nur wenige nicht einerlei Begriff verbinden.

Ich käme zu der zweiten Erklärung, die uns Breitinger von der Fabel gibt. Doch ich bedenke, daß ich diese bequemer an einem andern Orte werde untersuchen können. — Ich verlasse ihn also.

Batteux.

Batteux erkläret die Fabel kurzweg durch die Erzählung einer allegorischen Handlung.**) Weil er es zum Wesen der Allegorie macht, daß sie eine Lehre oder Wahrheit verberge, so hat er ohne Zweifel geglaubt, des moralischen Satzes, der in der Fabel zum Grunde liegt, in ihrer Erklärung gar nicht erwähnen zu dürfen. Man siehet sogleich, was von meinen bisherigen Anmerkungen auch wider diese Erklärung anzuwenden ist. Ich will mich daher nicht wiederholen, sondern bloß die fernere Erklärung, welche Batteux von der Handlung gibt, untersuchen.

„Eine Handlung," sagt Batteux, „ist eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschiehet. — Die Handlung setzet, außer dem Leben und der Wirksamkeit, auch Wahl und Endzweck voraus und kömmt nur vernünftigen Wesen zu."

Wenn diese Erklärung ihre Richtigkeit hat, so mögen wir nur neun Zehnteile von allen existierenden Fabeln ausstreichen. Aesopus selbst wird alsdann deren kaum zwei oder drei

---

*) Ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Herr Breitinger das, was Wolff schon damals von der Fabel gelehret hatte, auch nicht im geringsten gekannt zu haben scheinet. Wolfii Philosophiae practicae universalis Pars posterior, §. 302—323. Dieser Teil erschien 1739, und die Breitingersche Dichtkunst erst das Jahr darauf.

**) Principes de Littérature, Tome II., I. Partie, p. V. L'apologue est le récit d'une action allégorique etc.

gemacht haben, welche die Probe halten. — „Zwei Hähne kämpfen mit einander. Der Besiegte verkriecht sich. Der Sieger fliegt auf das Dach, schlägt stolz mit den Flügeln und krähet. Plötzlich schießt ein Adler auf den Sieger herab und zerfleischt ihn.“ *) — Ich habe das allezeit für eine sehr glückliche Fabel gehalten; und doch fehlt ihr nach dem Batteux die Handlung. Denn wo ist hier eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschähe? — „Der Hirsch betrachtet sich in einer spiegelnden Quelle; er schämt sich seiner dürren Läufte; und freuet sich seines stolzen Geweihes. Aber nicht lange! Hinter ihm ertönte die Jagd; seine dürren Läufte bringen ihn glücklich ins Gehölze; da verstrickt ihn sein stolzes Geweih; er wird erreicht.“ **) — Auch hier sehe ich keine Unternehmung, keine Absicht. Die Jagd ist zwar eine Unternehmung, und der fliehende Hirsch hat die Absicht, sich zu retten; aber beide Umstände gehören eigentlich nicht zur Fabel, weil man sie ohne Nachteil derselben weglassen und verändern kann. Und dennoch fehlt es ihr nicht an Handlung. Denn die Handlung liegt in dem falsch befundenen Urteile des Hirsches. Der Hirsch urteilet falsch und lernet gleich darauf aus der Erfahrung, daß er falsch geurteilet habe. Hier ist also eine Folge von Veränderungen, die einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. — Und das ist meine obige Erklärung der Handlung, von der ich glaube, daß sie auf alle gute Fabeln passen wird.

Gibt es aber doch wohl Kunstrichter, welche einen noch engern, und zwar so materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern. Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzessin ohnmächtig wird, die Helden sich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs springt, der Wolf zerreißet und der Frosch die Maus sich an das Bein bindet. Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sei; vielleicht weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären. — Ernsthafter sie zu widerlegen, würde eine unnütze Mühe sein. Es ist aber nur schade,

*) Fab. Aesop. 145.
**) Fab. Aesop. 181.

daß sie sich einigermaßen mit dem Batteux schützen, wenigstens behaupten können, ihre Erklärung mit ihm aus einerlei Fabeln abstrahieret zu haben. Denn wirklich, auf welche Fabel die Erklärung des Batteux passet, passet auch ihre, so abgeschmackt sie immer ist.

Batteux, wie ich wohl darauf wetten wollte, hat bei seiner Erklärung nur die erste Fabel des Phädrus vor Augen gehabt, die er mehr als einmal une des plus belles et des plus célèbres de l'antiquité nennet. Es ist wahr, in dieser ist die Handlung ein Unternehmen, das mit Wahl und Absicht geschiehet. Der Wolf nimmt sich vor, das Schaf zu zerreißen, fauce improba incitatus; er will es aber nicht so plump zu, er will es mit einem Scheine des Rechts thun und also jurgii causam intulit. — Ich spreche dieser Fabel ihr Lob nicht ab; sie ist so vollkommen, als sie nur sein kann. Allein sie ist nicht deswegen vollkommen, weil ihre Handlung ein Unternehmen ist, das mit Wahl und Absicht geschiehet; sondern weil sie ihrer Moral, die von einem solchen Unternehmen spricht, ein völliges Genüge thut. Die Moral ist:*) οἷς πρόθεσις ἀδικεῖν, παρ' αὐτοῖς οὐ δικαιολογία ἰσχύει: Wer den Vorsatz hat, einen Unschuldigen zu unterdrücken, der wird es zwar μετ' εὐλόγου αἰτίας zu thun suchen, er wird einen scheinbaren Vorwand wählen; aber sich im geringsten nicht von seinem einmal gefaßten Entschlusse abbringen lassen, wenn sein Vorwand gleich völlig zu schanden gemacht wird. Diese Moral redet von einem Vorsatze (dessein); sie redet von gewissen, vor andern vorzüglich gewählten Mitteln, diesen Vorsatz zu vollführen (choix): und folglich muß auch in der Fabel etwas sein, was diesem Vorsatze, diesen gewählten Mitteln entspricht; es muß in der Fabel sich ein Unternehmen finden, das mit Wahl und Absicht geschiehet. Bloß dadurch wird sie zu einer vollkommenen Fabel; welches sie nicht sein würde, wenn sie den geringsten Zug mehr oder weniger enthielte, als den Lehrsatz anschauend zu machen nötig ist. Batteux bemerkt alle ihre kleinen Schönheiten des Ausdrucks und stellet sie von dieser Seite in ein sehr vorteilhaftes Licht; nur ihre wesentliche Vortrefflichkeit läßt er unerörtert und verleitet seine Leser sogar, sie zu verkennen. Er sagt nämlich, die Moral, die aus dieser Fabel fließe, sei: que le plus faible est souvent opprimé par le plus fort. Wie

*) Fab. Aesop. 230.

seicht! wie falsch! Wenn sie weiter nichts als dieses lehren sollte, so hätte wahrlich der Dichter die fictae causae des Wolfs sehr vergebens, sehr für die Langeweile erfunden; seine Fabel sagte mehr, als er damit hätte sagen wollen, und wäre, mit einem Worte, schlecht.

Ich will mich nicht in mehrere Exempel zerstreuen. Man untersuche es nur selbst, und man wird durchgängig finden, daß es bloß von der Beschaffenheit des Lehrsatzes abhängt, ob die Fabel eine solche Handlung, wie sie Batteux ohne Ausnahme fordert, haben muß oder entbehren kann. Der Lehrsatz der itzt erwähnten Fabel des Phädrus machte sie, wie wir gesehen, notwendig; aber thun es deswegen alle Lehrsätze? Sind alle Lehrsätze von dieser Art? Oder haben allein die, welche es sind, das Recht, in eine Fabel eingekleidet zu werden? Ist z. E. der Erfahrungssatz:

> Laudatis utiliora quae contemseris
> Saepe inveniri

nicht wert, in einem einzelnen Falle, welcher die Stelle einer Demonstration vertreten kann, erkannt zu werden? Und wenn er es ist, was für ein Unternehmen, was für eine Absicht, was für eine Wahl liegt darin, welche der Dichter auch in der Fabel auszudrücken gehalten wäre?

So viel ist wahr: wenn aus einem Erfahrungssatze unmittelbar eine Pflicht, etwas zu thun oder zu lassen, folget; so thut der Dichter besser, wenn er die Pflicht, als wenn er den bloßen Erfahrungssatz in seiner Fabel ausdrückt. — „Groß sein ist nicht immer ein Glück." — Diesen Erfahrungssatz in eine schöne Fabel zu bringen, möchte kaum möglich sein. Die obige Fabel von dem Fischer, welcher nur der größten Fische habhaft bleibet, indem die kleinern glücklich durch das Netz durchschlupfen, ist in mehr als einer Betrachtung ein sehr mißlungener Versuch. Aber wer heißt auch dem Dichter die Wahrheit von dieser schielenden und unfruchtbaren Seite nehmen? Wenn groß sein nicht immer ein Glück ist, so ist es oft ein Unglück, und wehe dem, der wider seinen Willen groß ward, den das Glück ohne sein Zuthun erhob, um ihn ohne sein Verschulden desto elender zu machen! Die großen Fische mußten groß werden, es stand nicht bei ihnen, klein zu bleiben. Ich danke dem Dichter für kein Bild, in welchem ebenso viele ihr Unglück als ihr Glück erkennen. Er soll niemanden mit seinen Umständen unzufrieden machen; und hier macht er doch, daß es die Großen

mit den ihrigen sein müssen. Nicht das Großsein, sondern die eitele Begierde, groß zu werden (κενοδοξιαν), sollte er uns als eine Quelle des Unglücks zeigen. Und das that jener Alte,*) der die Fabel von den Mäusen und Wieseln erzählte. „Die Mäuse glaubten, daß sie nur deswegen in ihrem Kriege mit den Wieseln so unglücklich wären, weil sie keine Heerführer hätten, und beschlossen, dergleichen zu wählen. Wie rang nicht diese und jene ehrgeizige Maus, es zu werden! Und wie teuer kam ihr am Ende dieser Vorzug zu stehen! Die Eiteln banden sich Hörner auf,

— — — ut conspicuum in praelio
Haberent signum, quod sequerentur milites,

und diese Hörner, als ihr Heer dennoch wieder geschlagen ward, hinderten sie, sich in ihre engen Löcher zu retten;

Haesere in portis, suntque capti ab hostibus;
Quos immolatos victor avidis dentibus
Capacis alvi mersit tartareo specu."

Diese Fabel ist ungleich schöner. Wodurch ist sie es aber anders geworden als dadurch, daß der Dichter die Moral bestimmter und fruchtbarer angenommen hat? Er hat das Bestreben nach einer eiteln Größe und nicht die Größe überhaupt zu seinem Gegenstande gewählet; und nur durch dieses Bestreben, durch diese eitle Größe ist natürlicher Weise auch in seine Fabel das Leben gekommen, das uns so sehr in ihr gefällt.

Ueberhaupt hat Batteux die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung der Epopöe und des Drama viel zu sehr verwirrt. Die Handlung der beiden letztern muß außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung der erstern braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreichet. Der heroische und dramatische Dichter machen die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzwecke. Er kann sie aber nicht anders erregen als durch nachgeahmte Leidenschaften; und nachahmen kann er die Leidenschaften nicht anders, als wenn er ihnen gewisse Ziele setzet, welchen sie sich zu nähern, oder von welchen sie sich zu entfernen streben. Er muß also in die Handlung selbst Absichten legen und diese Absichten unter eine Hauptabsicht so zu bringen wissen, daß ver-

*) Fab. Aesop. 243; Phaedrus, libr. IV. fab. 6.

schiedene Leidenschaften nebeneinander bestehen können. Der Fabuliste hingegen hat mit unsern Leidenschaften nichts zu thun, sondern allein mit unserer Erkenntnis. Er will uns von irgend einer einzeln moralischen Wahrheit lebendig überzeugen. Das ist seine Absicht, und diese sucht er, nach Maßgebung der Wahrheit, durch die sinnliche Vorstellung einer Handlung bald mit, bald ohne Absichten zu erhalten. Sobald er sie erhalten hat, ist es ihm gleichviel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endschaft erreicht hat oder nicht. Er läßt seine Personen oft mitten auf dem Wege stehen und denket im geringsten nicht daran, unserer Neugierde ihretwegen ein Genüge zu thun. „Der Wolf beschuldiget den Fuchs eines Diebstahls. Der Fuchs leugnet die That. Der Affe soll Richter sein. Kläger und Beklagter bringen ihre Gründe und Gegengründe vor. Endlich schreitet der Affe zum Urteil: *)

Tu non videris perdidisse, quod petis;
Te credo surripuisse, quod pulchre negas.“

Die Fabel ist aus; denn in dem Urteil des Affen lieget die Moral, die der Fabulist zum Augenmerke gehabt hat. Ist aber das Unternehmen aus, das uns der Anfang derselben verspricht? Man bringe diese Geschichte in Gedanken auf die komische Bühne, und man wird sogleich sehen, daß sie durch einen sinnreichen Einfall abgeschnitten, aber nicht geendigt ist. Der Zuschauer ist nicht zufrieden, wenn er voraussiehet, daß die Streitigkeit hinter der Szene wieder von vorne angehen muß. — „Ein armer geplagter Greis ward unwillig, warf seine Last von dem Rücken und rief den Tod. Der Tod erscheinet. Der Greis erschrickt und fühlt betroffen, daß elend leben doch besser als gar nicht leben ist. Nun, was soll ich? fragt der Tod. Ach, lieber Tod, mir meine Last wieder aufhelfen.“ **) — Der Fabulist ist glücklich und zu unserm Vergnügen an seinem Ziele. Aber auch die Geschichte? Wie ging es dem Greise? Ließ ihn der Tod leben, oder nahm er ihn mit? Um alle solche Fragen bekümmert sich der Fabulist nicht; der dramatische Dichter aber muß ihnen vorbauen.

Und so wird man hundert Beispiele finden, daß wir uns zu einer Handlung für die Fabel mit weit wenigerm begnügen als zu einer Handlung für das Heldengedichte oder das Drama. Will man daher eine allgemeine Erklärung von der Hand-

*) Phaedrus, libr. I. fab. 10.
**) Fab. Aesop. 20.

lung geben, so kann man unmöglich die Erklärung des Batteux dafür brauchen, sondern muß sie notwendig so weitläuftig machen, als ich es oben gethan habe. — Aber der Sprachgebrauch? wird man einwerfen. Ich gestehe es; dem Sprachgebrauche nach heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewissen Vorsatze zufolge unternommen wird; dem Sprachgebrauche nach muß dieser Vorsatz ganz erreicht sein, wenn man soll sagen können, daß die Handlung zu Ende sei. Allein was folgt hieraus? Dieses: wem der Sprachgebrauch so gar heilig ist, daß er ihn auf keine Weise zu verletzen wagt, der enthalte sich des Wortes Handlung, insofern es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel ausdrücken soll, ganz und gar. —

Und, alles wohl überlegt, dem Rate werde ich selbst folgen. Ich will nicht sagen, die moralische Lehre werde in der Fabel durch eine Handlung ausgedrückt; sondern ich will lieber ein Wort von einem weitern Umfange suchen und sagen, der allgemeine Satz werde durch die Fabel auf einen einzeln Fall zurückgeführet. Dieser einzelne Fall wird allezeit das sein, was ich oben unter dem Worte Handlung verstanden habe; das aber, was Batteux darunter verstehet, wird er nur dann und wann sein. Er wird allezeit eine Folge von Veränderungen sein, die durch die Absicht, die der Fabulist damit verbindet, zu einem Ganzen werden. Sind sie es auch außer dieser Absicht, desto besser! Eine Folge von Veränderungen — daß es aber Veränderungen freier, moralischer Wesen sein müssen, verstehet sich von selbst. Denn sie sollen einen Fall ausmachen, der unter einem Allgemeinen, das sich nur von moralischen Wesen sagen läßt, mit begriffen ist. Und darin hat Batteux freilich Recht, daß das, was er die Handlung der Fabel nennet, bloß vernünftigen Wesen zukomme. Nur kömmt es ihnen nicht deswegen zu, weil es ein Unternehmen mit Absicht ist, sondern weil es Freiheit voraussetzt. Denn die Freiheit handelt zwar allezeit aus Grunde, aber nicht allezeit aus Absichten. — —

Sind es meine Leser nun bald müde, mich nichts als widerlegen zu hören? Ich wenigstens bin es. De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux sind Kunstrichter von allerlei Art; mittelmäßige, gute, vortreffliche. Man ist in Gefahr, sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert; und man versäumet sich ohne Not, wenn man sich um alle bekümmern will.

Wie weit bin ich? Hui, daß mir meine Leser alles, was ich mir so mühsam erstritten habe, von selbst geschenkt hätten! — In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, sondern auf einen einzeln Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführet, daß ich nicht bloß einige Aehnlichkeiten mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darin erkenne.

Und das ist das Wesen der Fabel? Das ist es, ganz erschöpft? — Ich wollte es gern meine Leser bereden, wenn ich es nur erst selbst glaubte. — Ich lese bei dem Aristoteles:*) „Eine obrigkeitliche Person durch das Los ernennen, ist eben, als wenn ein Schiffsherr, der einen Steuermann braucht, es auf das Los ankommen ließe, welcher von seinen Matrosen es sein sollte, anstatt daß er den allergeschicktesten dazu unter ihnen mit Fleiß aussuchte." — Hier sind zwei besondere Fälle, die unter eine allgemeine moralische Wahrheit gehören. Der eine ist der sich eben itzt äußernde, der andere ist der erdichtete. Ist dieser erdichtete eine Fabel? Niemand wird ihn dafür gelten lassen. — Aber wenn es bei dem Aristoteles so hieße: „Ihr wollt euren Magistrat durch das Los ernennen? Ich sorge, es wird euch gehen wie jenem Schiffsherrn, der, als es ihm an einem Steuermanne fehlte" ꝛc. Das verspricht doch eine Fabel? Und warum? Welche Veränderung ist damit vorgegangen? Man betrachte alles genau, und man wird keine finden als diese: Dort ward der Schiffsherr durch ein als wenn eingeführt, er ward bloß als möglich betrachtet; und hier hat er die Wirklichkeit erhalten; es ist hier ein gewisser, es ist jener Schiffsherr.

Das trifft den Punkt! Der einzelne Fall, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellet werden. Begnüge ich mich an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beispiel, eine Parabel. — Es verlohnt sich der Mühe, diesen wichtigen Unterschied, aus welchem man allein so viel zweideutigen Fabeln das Urteil sprechen muß, an einigen Exempeln zu zeigen. — Unter den Aesopischen Fabeln des Planudes lieset man auch folgendes: „Der Biber ist ein vierfüßiges Tier, das meistens im Wasser wohnet und dessen Geilen in der

---

*) Aristoteles, Rhetor. libr. II. cap. 20.

Medizin von großem Nutzen sind. Wenn nun dieses Tier von den Menschen verfolgt wird und ihnen nicht mehr entkommen kann, was thut es? Es beißt sich selbst die Geilen ab und wirft sie seinen Verfolgern zu. Denn es weiß gar wohl, daß man ihm nur dieserwegen nachstellet und es sein Leben und seine Freiheit wohlfeiler nicht erkaufen kann." *) — Ist das eine Fabel? Es liegt wenigstens eine vortreffliche Moral darin. Und dennoch wird sich niemand bedenken, ihr den Namen einer Fabel abzusprechen. Nur über die Ursache, warum er ihr abzusprechen sei, werden sich vielleicht die meisten bedenken und uns doch endlich eine falsche angeben. Es ist nichts als eine Naturgeschichte, würde man vielleicht mit dem Verfasser der Kritischen Briefe **) sagen. Aber gleichwohl, würde ich mit eben diesem Verfasser antworten, handelt hier der Biber nicht aus bloßem Instinkt, er handelt aus freier Wahl und nach reifer Ueberlegung; denn er weiß es, warum er verfolgt wird (γινωσκων οὐ χαριν διωκεται). Diese Erhebung des Instinkts zur Vernunft, wenn ich ihm glauben soll, macht es ja eben, daß eine Begegnis aus dem Reiche der Tiere zu einer Fabel wird. Warum wird sie es denn hier nicht? Ich sage: sie wird es deswegen nicht, weil ihr die Wirklichkeit fehlet. Die Wirklichkeit kömmt nur dem Einzeln, dem Individuo zu, und es läßt sich keine Wirklichkeit ohne die Individualität gedenken. Was also hier von dem ganzen Geschlechte der Biber gesagt wird, hätte müssen nur von einem einzigen Biber gesagt werden; und alsdenn wäre es eine Fabel geworden. — Ein ander Exempel: „Die Affen, sagt man, bringen zwei Junge zur Welt, wovon sie das eine sehr heftig lieben und mit aller möglichen Sorgfalt pflegen, das andere hingegen hassen und versäumen. Durch ein sonderbares Geschick aber geschieht es, daß die Mutter das geliebte unter häufigen Liebkosungen erdrückt, indem das verachtete glücklich aufwächset." ***) Auch dieses ist aus eben der Ursache, weil das, was nur von einem Individuo gesagt werden sollte, von einer ganzen Art gesagt wird, keine Fabel. Als daher Lestrange eine Fabel daraus machen wollte, mußte er ihm diese Allgemeinheit nehmen und die Individualität dafür erteilen. †) „Eine Aeffin," erzählt er, „hatte zwei Junge; in das eine war sie närrisch verliebt, an

*) Fab. Aesop. 33.
**) Kritische Briefe. Zürich 1746. S. 168.
***) Fab. Aesop. 268.
†) In seinen Fabeln, so wie sie Richardson adoptiert hat, die 187ste.

dem andern aber war ihr sehr wenig gelegen. Einsmals überfiel sie ein plötzlicher Schrecken. Geschwind rafft sie ihren Liebling auf, nimmt ihn in die Arme, eilt davon, stürzt aber und schlägt mit ihm gegen einen Stein, daß ihm das Gehirn aus dem zerschmetterten Schädel springt. Das andere Junge, um das sie sich im geringsten nicht bekümmert hatte, war ihr von selbst auf den Rücken gesprungen, hatte sich an ihre Schultern angeklammert und kam glücklich davon." — Hier ist alles bestimmt; und was dort nur eine Parabel war, ist hier zur Fabel geworden. — Das schon mehr als einmal angeführte Beispiel von dem Fischer hat den nämlichen Fehler; denn selten hat eine schlechte Fabel einen Fehler allein. Der Fall ereignet sich allezeit, so oft das Netz gezogen wird, daß die Fische, welche kleiner sind als die Gitter des Netzes, durchschlupfen und die größern hangen bleiben. Vor sich selbst ist dieser Fall also kein individueller Fall, sondern hätte es durch andere mit ihm verbundene Nebenumstände erst werden müssen.

Die Sache hat also ihre Richtigkeit: der besondere Fall, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellt werden; er muß das sein, was wir in dem strengsten Verstande einen einzeln Fall nennen. Aber warum? Wie steht es um die philosophische Ursache? Warum begnügt sich das Exempel der praktischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloßen Möglichkeit, mit der sich die Exempel andrer Wissenschaften begnügen? — Wie viel ließe sich hiervon plaudern, wenn ich bei meinen Lesern gar keine richtige psychologische Begriffe voraussetzen wollte. Ich habe mich oben schon geweigert, die Lehre von der anschauenden Erkenntnis aus unserm Weltweisen abzuschreiben. Und ich will auch hier nicht mehr davon beibringen, als unumgänglich nötig ist, die Folge meiner Gedanken zu zeigen.

Die anschauende Erkenntnis ist vor sich selbst klar. Die symbolische entlehnet ihre Klarheit von der anschauenden.

Das Allgemeine existieret nur in dem Besondern und kann nur in dem Besondern anschauend erkannt werden.

Einem allgemeinen symbolischen Schlusse folglich alle die Klarheit zu geben, deren er fähig ist, das ist, ihn so viel als möglich zu erläutern; müssen wir ihn auf das Besondere reduzieren, um ihn in diesem anschauend zu erkennen.

Ein Besonderes, insofern wir das Allgemeine in ihm anschauend erkennen, heißt ein Exempel.

Die allgemeinen symbolischen Schlüsse werden also durch Exempel erläutert. Alle Wissenschaften bestehen aus dergleichen symbolischen Schlüssen; alle Wissenschaften bedürfen daher der Exempel.

Doch die Sittenlehre muß mehr thun, als ihre allgemeinen Schlüsse bloß erläutern; und die Klarheit ist nicht der einzige Vorzug der anschauenden Erkenntnis.

Weil wir durch diese einen Satz geschwinder übersehen und so in einer kürzern Zeit mehr Bewegungsgründe in ihm entdecken können, als wenn er symbolisch ausgedrückt ist: so hat die anschauende Erkenntnis auch einen weit größern Einfluß in den Willen als die symbolische.

Die Grade dieses Einflusses richten sich nach den Graden ihrer Lebhaftigkeit; und die Grade ihrer Lebhaftigkeit nach den Graden der nähern und mehrern Bestimmungen, in die das Besondere gesetzt wird. Je näher das Besondere bestimmt wird, je mehr sich darin unterscheiden läßt, desto größer ist die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntnis.

Die Möglichkeit ist eine Art des Allgemeinen; denn alles, was möglich ist, ist auf verschiedene Art möglich.

Ein Besonderes also, bloß als möglich betrachtet, ist gewissermaßen noch etwas Allgemeines und hindert, als dieses, die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntnis.

Folglich muß es als wirklich betrachtet werden und die Individualität erhalten, unter der es allein wirklich sein kann, wenn die anschauende Erkenntnis den höchsten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen und so mächtig als möglich auf den Willen wirken soll.

Das Mehrere aber, das die Sittenlehre, außer der Erläuterung, ihren allgemeinen Schlüssen schuldig ist, bestehet eben in dieser ihnen zu erteilenden Fähigkeit, auf den Willen zu wirken, die sie durch die anschauende Erkenntnis in dem Wirklichen erhalten, da andere Wissenschaften, denen es um die bloße Erläuterung zu thun ist, sich mit einer geringern Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntnis, deren das Besondere, als bloß möglich betrachtet, fähig ist, begnügen.

Hier bin ich also! Die Fabel erfordert deswegen einen wirklichen Fall, weil man in einem wirklichen Falle mehr Bewegungsgründe und deutlicher unterscheiden kann als in einem möglichen; weil das Wirkliche eine lebhaftere Ueberzeugung mit sich führet als das bloß Mögliche.

Aristoteles scheinet diese Kraft des Wirklichen zwar

gekannt zu haben; weil er sie aber aus einer unrechten Quelle herleitet, so konnte es nicht fehlen, er mußte eine falsche Anwendung davon machen. Es wird nicht undienlich sein, seine ganze Lehre von dem Exempel (περι παραδειγματος) hier zu übersehen. *) Erst von seiner Einteilung des Exempels: Παραδειγματων δ' εἰδη δυο ἐστιν, sagt er; ἑν μεν γαρ ἐστι παραδειγματος εἰδος, το λεγειν πραγματα προγεγενημενα, ἑν δε, το αὐτα ποιειν. Τουτου δ' ἑν μεν παραβολη: ἑν δε λογοι: οἱον οἱ αἰσωπειοι και λιβυκοι. Die Einteilung überhaupt ist richtig; von einem Kommentator aber würde ich verlangen, daß er uns den Grund von der Unterabteilung der erdichteten Exempel beibrächte und uns lehrte, warum es deren nur zweierlei Arten gebe und mehrere nicht geben könne. Er würde diesen Grund, wie ich es oben gethan habe, leicht aus den Beispielen selbst abstrahieren können, die Aristoteles davon gibt. Die Parabel nämlich führt er durch ein ὡσπερ εἰ τις ein, und die Fabeln erzählt er als etwas wirklich Geschehenes. Der Kommentator müßte also diese Stelle so umschreiben: Die Exempel werden entweder aus der Geschichte genommen, oder in Ermanglung derselben erdichtet. Bei jedem geschehenen Dinge läßt sich die innere Möglichkeit von seiner Wirklichkeit unterscheiden, obgleich nicht trennen, wenn es ein geschehenes Ding bleiben soll. Die Kraft, die es als ein Exempel haben soll, liegt also entweder in seiner bloßen Möglichkeit, oder zugleich in seiner Wirklichkeit. Soll sie bloß in jener liegen, so brauchen wir in seiner Ermanglung auch nur ein bloß mögliches Ding zu erdichten; soll sie aber in dieser liegen, so müssen wir auch unsere Erdichtung von der Möglichkeit zur Wirklichkeit erheben. In dem ersten Falle erdichten wir eine Parabel und in dem andern eine Fabel. — (Was für eine weitere Einteilung der Fabel hieraus folge, wird sich in der dritten Abhandlung zeigen.)

Und so weit ist wider die Lehre des Griechen eigentlich nichts zu erinnern. Aber nunmehr kömmt er auf den Wert dieser verschiedenen Arten von Exempeln und sagt: Εἰσι δ' οἱ λογοι δημηγορικοι: και ἐχουσιν ἀγαθον τουτο, ὁτι πραγματα μεν εὑρειν ὁμοια γεγενημενα, χαλεπον, λογους δε ῥᾳον. Ποιησαι γαρ δει ὡσπερ και παραβολας, ἀν τις δυνηται το ὁμοιον ὁρᾳν, ὁπερ ῥᾳον ἐστιν ἐκ φιλοσοφιας. Ῥᾳω μεν οὐν πορισασθαι τα δια των λογων, χρησιμωτερα δε προς το βουλευσασθαι, τα δια των πραγματων: ὁμοια γαρ, ὡς ἐπι το πολυ, τα μελλοντα τοις γεγονοσι.

---

*) Aristoteles, Rhetor. libr. II. cap. 20.

Ich will mich jetzt nur an den letzten Ausspruch dieser Stelle halten. **Aristoteles** sagt, die historischen Exempel hätten deswegen eine größere Kraft, zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sei. Und hierin, glaube ich, hat sich **Aristoteles** geirret. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht selbst erfahren habe, kann ich nicht anders als aus Gründen der Wahrscheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß deswegen, daß ein Ding geschehen, und daß es so und so geschehen ist, weil es höchst wahrscheinlich ist, und höchst unwahrscheinlich sein würde, wenn es nicht, oder wenn es anders geschehen wäre. Da also einzig und allein die innere Wahrscheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und diese innere Wahrscheinlichkeit sich ebenso wohl in einem erdichteten Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit des erstern für eine größere Kraft auf meine Ueberzeugung haben als die Wirklichkeit des anderen? Ja, noch mehr. Da das historische Wahre nicht immer auch wahrscheinlich ist; da **Aristoteles** selbst die Sentenz des **Agatho** billiget:

Ταχ᾽ ἀν τις εἰκος αὐτο τουτ᾽ εἰναι λεγοι:
Βροτοισι πολλα τυγχανειν οὐκ εἰκοτα:

da er hier selbst sagt, daß das Vergangene nur **gemeiniglich** (ἐπι το πολυ) dem Zukünftigen ähnlich sei; der Dichter aber die freie Gewalt hat, hierin von der Natur abzugehen und alles, was er für wahr ausgibt, auch wahrscheinlich zu machen: so sollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Ansehung der Ueberzeugungskraft der Vorzug vor den historischen Exempeln gebühre rc.

Und nunmehr glaube ich meine Meinung von dem Wesen der Fabel genugsam verbreitet zu haben. Ich fasse daher alles zusammen und sage: **Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit erteilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel.**

Das ist meine Erklärung, und ich hoffe, daß man sie bei der Anwendung ebenso richtig als fruchtbar finden wird.

II.

Von dem Gebrauche der Tiere in der Fabel.

Der größte Teil der Fabeln hat Tiere und wohl noch geringere Geschöpfe zu handelnden Personen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die Tiere darin zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des ersten Erfinders beibehält, weil er wenigstens schnakisch ist — quod risum movet? Oder was ist es?

Batteux hat diese Fragen entweder gar nicht vorausgesehen, oder er war listig genug, daß er ihnen damit zu entkommen glaubte, wenn er den Gebrauch der Tiere seiner Erklärung sogleich mit anflickte. Die Fabel, sagt er, ist die Erzählung einer allegorischen Handlung, die gemeiniglich den Tieren beigelegt wird. — Vollkommen à la Française! oder wie der Hahn über die Kohlen! — Warum, möchten wir gerne wissen, warum wird sie gemeiniglich den Tieren beigelegt? O, was ein langsamer Deutscher nicht alles fragt!

Ueberhaupt ist unter allen Kunstrichtern Breitinger der einzige, der diesen Punkt berührt hat. Er verdient es also um so viel mehr, daß wir ihn hören. „Weil Aesopus," sagt er, „die Fabel zum Unterrichte des gemeinen bürgerlichen Lebens angewendet, so waren seine Lehren meistens ganz bekannte Sätze und Lebensregeln, und also mußte er auch zu den allegorischen Vorstellungen derselben ganz gewohnte Handlungen und Beispiele aus dem gemeinen Leben der Menschen entlehnen: Da nun aber die täglichen Geschäfte und Handlungen der Menschen nichts Ungemeines oder merkwürdig Reizendes an sich haben, so mußte man notwendig auf ein neues Mittel bedacht sein, auch der allegorischen Erzählung eine anzügliche Kraft und ein reizendes Ansehen mitzuteilen, um ihr also dadurch einen sichern Eingang in das menschliche Herz aufzuschließen. Nachdem man nun wahrgenommen, daß allein das Seltene, Neue und Wunderbare eine solche erweckende und angenehm entzückende Kraft auf das menschliche Gemüt mit sich führet, so war man bedacht, die Erzählung

durch die Neuheit und Seltsamkeit der Vorstellungen wunderbar zu machen und also dem Körper der Fabel eine ungemeine und reizende Schönheit beizulegen. Die Erzählung bestehet aus zween wesentlichen Hauptumständen, dem Umstande der Person, und der Sache oder Handlung; ohne diese kann keine Erzählung Platz haben. Also muß das Wunderbare, welches in der Erzählung herrschen soll, sich entweder auf die Handlung selbst oder auf die Personen, denen selbige zugeschrieben wird, beziehen. Das Wunderbare, das in den täglichen Geschäften und Handlungen der Menschen vorkömmt, bestehet vornehmlich in dem Unvermuteten, sowohl in Absicht auf die Vermessenheit im Unterfangen, als die Bosheit oder Thorheit im Ausführen, zuweilen auch in einem ganz unerwarteten Ausgange einer Sache: Weil aber dergleichen wunderbare Handlungen in dem gemeinen Leben der Menschen etwas Ungewohntes und Seltenes sind, da hingegen die meisten gewöhnlichen Handlungen gar nichts Ungemeines oder Merkwürdiges an sich haben; so sah man sich gemüßiget, damit die Erzählung als der Körper der Fabel nicht verächtlich würde, derselben durch die Veränderung und Verwandlung der Personen einen angenehmen Schein des Wunderbaren mitzuteilen. Da nun die Menschen bei aller ihrer Verschiedenheit dennoch, überhaupt betrachtet, in einer wesentlichen Gleichheit und Verwandtschaft stehen, so besann man sich, Wesen von einer höhern Natur, die man wirklich zu sein glaubte, als Götter und Genios, oder solche, die man durch die Freiheit der Dichter zu Wesen erschuf, als die Tugenden, die Kräfte der Seele, das Glück, die Gelegenheit &c., in die Erzählung einzuführen; vornehmlich aber nahm man sich die Freiheit heraus, die Tiere, die Pflanzen und noch geringere Wesen, nämlich die leblosen Geschöpfe, zu der höheren Natur der vernünftigen Wesen zu erheben, indem man ihnen menschliche Vernunft und Rede mitteilte, damit sie also fähig würden, uns ihren Zustand und ihre Begegnisse in einer uns vernehmlichen Sprache zu erklären und durch ihr Exempel von ähnlichen moralischen Handlungen unsre Lehrer abzugeben" &c. —

B r e i t i n g e r also behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache sei, warum man in der Fabel die Tiere und andere niedrigere Geschöpfe reden und vernunftmäßig handeln lasse. Und eben weil er dieses für die Ursache hält, glaubt er, daß die Fabel überhaupt, in ihrem

Wesen und Ursprunge betrachtet, nichts anders als ein lehrreiches Wunderbare sei. Diese seine *zweite* Erklärung ist es, welche ich hier versprochenermaßen untersuchen muß.

Es wird aber bei dieser Untersuchung vornehmlich darauf ankommen, ob die Einführung der Tiere in der Fabel wirklich wunderbar ist. Ist sie es, so hat *Breitinger* viel gewonnen; ist sie es aber nicht, so liegt auch sein ganzes Fabelsystem mit einmal über dem Haufen.

Wunderbar soll diese Einführung sein? Das Wunderbare, sagt eben dieser Kunstrichter, legt den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab. Diese anscheinende Unmöglichkeit also gehöret zu dem Wesen des Wunderbaren; und wie soll ich nunmehr jenen Gebrauch der Alten, den sie selbst schon zu einer Regel gemacht hatten, damit vergleichen? Die Alten nämlich fingen ihre Fabeln am liebsten mit dem Φασι und dem darauf folgenden Klagefalle an. Die griechischen Rhetores nennen dieses kurz: die Fabel in dem Klagefalle (ταις αἰτιατικαις) vortragen; und *Theon*, wenn er in seinen *Vorübungen**) hierauf kömmt, führet eine Stelle des *Aristoteles* an, wo der Philosoph diesen Gebrauch billiget und es zwar deswegen für ratsamer erkläret, sich bei Einführung einer Fabel lieber auf das Altertum zu berufen, als in der eigenen Person zu sprechen, *damit man den Anschein, als erzähle man etwas Unmögliches, vermindere* (ἱνα πἀραμυθησωνται το δοκειν ἀδυνατὰ λεγειν). War also das der Alten ihre Denkungsart, wollten sie den Schein der Unmöglichkeit in der Fabel so viel als möglich vermindert wissen: so mußten sie notwendig weit davon entfernt sein, in der Fabel etwas Wunderbares zu suchen oder zur Absicht zu haben; denn das Wunderbare muß sich auf diesen Schein der Unmöglichkeit gründen.

Weiter! Das Wunderbare, sagt *Breitinger* an mehr als einem Orte, sei der höchste Grad des Neuen. Diese Neuheit aber muß das Wunderbare, wenn es seine gehörige Wirkung auf uns thun soll, nicht allein bloß in Ansehung seiner selbst, sondern auch in Ansehung unsrer Vorstellungen haben. Nur *das* ist wunderbar, was sich sehr selten in der Reihe der natürlichen Dinge ereignet. Und nur *das* Wunderbare behält seinen Eindruck auf uns, dessen Vorstellung in der Reihe unsrer Vorstellungen ebenso selten vorkömmt. Auf

---

*) Nach der Ausgabe des *Camerarius*, S. 28.

einen fleißigen Bibelleser wird das größte Wunder, das in der Schrift aufgezeichnet ist, den Eindruck bei weiten nicht mehr machen, den es das erstemal auf ihn gemacht hat. Er lieset es endlich mit ebensowenigem Erstaunen, daß die Sonne einmal stille gestanden, als er sie täglich auf- und niedergehen sieht. Das Wunder bleibt immer dasselbe; aber nicht unsere Gemütsverfassung, wenn wir es zu oft denken. — Folglich würde auch die Einführung der Tiere uns höchstens nur in den ersten Fabeln wunderbar vorkommen; fänden wir aber, daß die Tiere in allen Fabeln sprächen und urteilten, so würde diese Sonderbarkeit, so groß sie auch an und vor sich selbst wäre, doch gar bald nichts Sonderbares mehr für uns haben.

Aber wozu alle diese Umschweife? Was sich auf einmal umreißen läßt, braucht man das erst zu erschüttern? — Darum kurz: daß die Tiere und andere niedrigern Geschöpfe Sprache und Vernunft haben, wird in der Fabel vorausgesetzt; es wird angenommen und soll nichts weniger als wunderbar sein. — Wenn ich in der Schrift lese:*) „Da thät der Herr der Eselin den Mund auf, und sie sprach zu Bileam" ꝛc., so lese ich etwas Wunderbares. Aber wenn ich bei dem Aesopus lese:**) Φασιν, ὁτε φωνηεντα ἠν τα ζωα, την οἶν προς τον δεσποτην εἰπειν· „Damals, als die Tiere noch redeten, soll das Schaf zu seinem Hirten gesagt haben," so ist es ja wohl offenbar, daß mir der Fabulist nichts Wunderbares erzählen will; sondern vielmehr etwas, das zu der Zeit, die er mit Erlaubnis seines Lesers annimmt, dem gemeinen Laufe der Natur vollkommen gemäß war.

Und das ist so begreiflich, sollte ich meinen, daß ich mich schämen muß, noch ein Wort hinzuzuthun. Ich komme vielmehr sogleich auf die wahre Ursache, — die ich wenigstens für die wahre halte —, warum der Fabulist die Tiere oft zu seiner Absicht bequemer findet als die Menschen. — Ich setze sie in die allgemein bekannte Bestandheit der Charaktere. — Gesetzt auch, es wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in welchem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen ließe, wird sie sich deswegen von jedem ohne Ausnahme darin erkennen lassen? Auch von dem, der mit den Charakteren der dabei inter-

*) 4. B. Mos. 22. 28.
**) Fab. Aesop. 316.

essierten Personen nicht vertraut ist? Unmöglich! Und wie viel Personen sind wohl in der Geschichte so allgemein bekannt, daß man sie nur nennen dürfte, um sogleich bei einem jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenschaften zu erwecken? Die umständliche Charakterisierung daher zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft ist, ob sie bei allen die nämlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, sich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Wesen einzuschränken, von denen man es zuverlässig weiß, daß auch bei den Unwissendsten ihren Benennungen diese und keine andere Idee entspricht. Und weil von diesen Wesen die wenigsten ihrer Natur nach geschickt waren, die Rollen freier Wesen über sich zu nehmen, so erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur und machte sie unter gewissen wahrscheinlichen Voraussetzungen dazu geschickt.

Man hört: Britannikus und Nero. Wie viele wissen, was sie hören? Wer war dieser, wer jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegeneinander? — Aber man hört: der Wolf und das Lamm; sogleich weiß jeder, was er höret, und weiß, wie sich das eine zu dem andern verhält. Diese Wörter, welche stracks ihre gewissen Bilder in uns erwecken, befördern die anschauende Erkenntnis, die durch jene Namen, bei welchen auch die, denen sie nicht unbekannt sind, gewiß nicht alle vollkommen eben dasselbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabulist keine vernünftigen Individua auftreiben kann, die sich durch ihre bloße Benennungen in unsere Einbildungskraft schildern, so ist es ihm erlaubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Tieren oder unter noch geringern Geschöpfen zu suchen. Man setze in der Fabel von dem Wolfe und dem Lamme anstatt des Wolfes den Nero, anstatt des Lammes den Britannikus, und die Fabel hat auf einmal alles verloren, was sie zu einer Fabel für das ganze menschliche Geschlecht macht. Aber man setze anstatt des Lammes und des Wolfes den Riesen und den Zwerg, und sie verlieret schon weniger; denn auch der Riese und der Zwerg sind Individua, deren Charakter ohne weitere Hinzuthuung ziemlich aus der Benennung erhellet. Oder man verwandle sie lieber gar in folgende menschliche Fabel: „Ein Priester kam zu dem armen Manne des Propheten*) und sagte: Bringe dein weißes

*) 2. B. Samuelis 12.

Lamm vor den Altar, denn die Götter fordern ein Opfer. Der Arme erwiderte: Mein Nachbar hat eine zahlreiche Herde, und ich habe nur das einzige Lamm. Du hast aber den Göttern ein Gelübde gethan, versetzte dieser, weil sie deine Felder gesegnet. — Ich habe kein Feld, war die Antwort. — Nun, so war es damals, als sie deinen Sohn von seiner Krankheit genesen ließen. — O, sagte der Arme, die Götter haben ihn selbst zum Opfer hingenommen. Gottloser! zürnte der Priester; du lästerst! und riß das Lamm aus seinem Schoße" 2c. — — Und wenn in dieser Verwandlung die Fabel noch weniger verloren hat, so kömmt es bloß daher, weil man mit dem Worte Priester den Charakter der Habsüchtigkeit leider noch weit geschwinder verbindet, als den Charakter der Blutdürstigkeit mit dem Worte Riese; und durch den armen Mann des Propheten die Idee der unterdrückten Unschuld noch leichter erregt wird als durch den Zwerg. — Der beste Abdruck dieser Fabel, in welchem sie ohne Zweifel am allerwenigsten verloren hat, ist die Fabel von der Katze und dem Hahne.*) Doch weil man auch hier sich das Verhältnis der Katze gegen den Hahn nicht so geschwind denkt als dort das Verhältnis des Wolfes zum Lamme, so sind diese noch immer die allerbequemsten Wesen, die der Fabulist zu seiner Absicht hat wählen können.

Der Verfasser der oben angeführten Kritischen Briefe ist mit Breitingern einerlei Meinung und sagt unter andern in der erdichteten Person des Hermann Axels:**) „Die Fabel bekömmt durch diese sonderbare Personen ein wunderliches Ansehen. Es wäre keine ungeschickte Fabel, wenn man dichtete: „„Ein Mensch sah auf einem hohen Baume die schönsten Birnen hangen, die seine Lust, davon zu essen, mächtig reizeten. Er bemühte sich lange, auf denselben hinaufzuklimmen, aber es war umsonst, er mußte es endlich aufgeben. Indem er wegging, sagte er: Es ist mir gesunder, daß ich sie noch länger stehen lasse, sie sind doch noch nicht zeitig genug."" Aber dieses Geschichtchen reizet nicht stark genug, es ist zu platt" 2c. — Ich gestehe es Hermann Axeln zu, das Geschichtchen ist sehr platt und verdienet nichts weniger als den Namen einer guten Fabel. Aber ist es bloß deswegen so platt geworden, weil kein Tier darin redet und

*) Fab. Aesop. 6.
**) S. 166.

handelt? Gewiß nicht; sondern es ist es dadurch geworden, weil er das Individuum, den Fuchs, mit dessen bloßem Namen wir einen gewissen Charakter verbinden, aus welchem sich der Grund von der ihm zugeschriebenen Handlung angeben läßt, in ein anders Individuum verwandelt hat, dessen Name keine Idee eines bestimmten Charakters in uns erwecket. „Ein Mensch!" das ist ein viel zu allgemeiner Begriff für die Fabel. An was für eine Art von Menschen soll ich dabei denken? Es gibt deren so viele! Aber „ein Fuchs!" Der Fabulist weiß nur von einem Fuchse, und sobald er mir das Wort nennt, fallen auch meine Gedanken sogleich nur auf einen Charakter. Anstatt des Menschen überhaupt hätte Hermann Axel also wenigstens einen Gasconier setzen müssen. Und alsdenn würde er wohl gefunden haben, daß die Fabel durch die bloße Weglassung des Tieres so viel eben nicht verlöre, besonders wenn er in dem nämlichen Verhältnisse auch die übrigen Umstände geändert und den Gasconier nach etwas mehr als nach Birnen lüstern gemacht hätte.

Da also die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Tiere die eigentliche Ursache sind, warum sie der Fabulist zu moralischen Wesen erhebt, so kömmt mir es sehr sonderbar vor, wenn man es einem zum besonderen Ruhme machen will, „daß der Schwan in seinen Fabeln nicht singe, noch der Pelekan sein Blut für seine Jungen vergieße."*) — Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeschichte studieren sollte! Wenn dergleichen Eigenschaften allgemein bekannt sind, so sind sie wert, gebraucht zu werden, der Naturalist mag sie bekräftigen oder nicht. Und derjenige, der sie uns, es sei durch seine Exempel oder durch seine Lehre, aus den Händen spielen will, der nenne uns erst andere Individua, von denen es bekannt ist, daß ihnen die nämlichen Eigenschaften in der That zukommen.

Je tiefer wir auf der Leiter der Wesen herabsteigen, desto seltner kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieses ist denn auch die Ursache, warum sich der Fabulist so selten in dem Pflanzenreiche, noch seltener in dem Steinreiche und am allerseltensten vielleicht unter den Werken der Kunst finden läßt. Denn daß es deswegen geschehen sollte, weil es stufenweise immer unwahrscheinlicher werde, daß diese geringern Werke der Natur und Kunst empfin-

---

*) Man sehe die kritische Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln.

den, denken und sprechen könnten, will mir nicht ein. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe ist nicht um ein Haar schlechter oder unwahrscheinlicher als die beste Fabel z. E. von einem Affen, so nahe auch dieser dem Menschen verwandt ist, und so unendlich weit jene von ihm abstehen.

Indem ich aber die Charaktere der Tiere zur eigentlichen Ursache ihres vorzüglichen Gebrauchs in der Fabel mache, will ich nicht sagen, daß die Tiere dem Fabulisten sonst zu weiter gar nichts nützten. Ich weiß es sehr wohl, daß sie unter andern in der zusammengesetzten Fabel das Vergnügen der Vergleichung um ein Großes vermehren, welches alsdenn kaum merklich ist, wenn sowohl der wahre als der erdichtete einzelne Fall beide aus handelnden Personen von einerlei Art, aus Menschen, bestehen. Da aber dieser Nutzen, wie gesagt, nur in der zusammengesetzten Fabel stattfindet, so kann er die Ursache nicht sein, warum die Tiere auch in der einfachen Fabel, und also in der Fabel überhaupt, dem Dichter sich gemeiniglich mehr empfehlen als die Menschen.

Ja, ich will es wagen, den Tieren und andern geringern Geschöpfen in der Fabel noch einen Nutzen zuzuschreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüsse nie gekommen wäre, wenn mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unsere klare und lebendige Erkenntnis eines moralischen Satzes zur Absicht. Nichts verdunkelt unsere Erkenntnis mehr als die Leidenschaften. Folglich muß der Fabulist die Erregung der Leidenschaften so viel als möglich vermeiden. Wie kann er aber anders z. E. die Erregung des Mitleids vermeiden, als wenn er die Gegenstände desselben unvollkommener macht und anstatt der Menschen Tiere oder noch geringere Geschöpfe annimmt? Man erinnere sich noch einmal der Fabel von dem Wolfe und Lamme, wie sie oben in die Fabel von dem Priester und dem armen Manne des Propheten verwandelt worden. Wir haben Mitleiden mit dem Lamme; aber dieses Mitleiden ist so schwach, daß es unserer anschauenden Erkenntnis des moralischen Satzes keinen merklichen Eintrag thut. Hingegen wie ist es mit dem armen Manne? Kömmt es mir nur so vor, oder ist es wirklich wahr, daß wir mit diesem viel zu viel Mitleiden haben und gegen den Priester viel zu viel Unwillen empfinden, als daß die anschauende Erkenntnis des moralischen Satzes hier ebenso klar sein könnte, als sie dort ist?

III.

Von der Einteilung der Fabeln.

Die Fabeln sind verschiedener Einteilungen fähig. Von einer, die sich aus der verschiednen Anwendung derselben ergibt, habe ich gleich anfangs geredet. Die Fabeln nämlich werden entweder bloß auf einen allgemeinen moralischen Satz angewendet und heißen *einfache* Fabeln; oder sie werden auf einen wirklichen Fall angewendet, der mit der Fabel unter einem und eben demselben moralischen Satze enthalten ist, und heißen *zusammengesetzte* Fabeln. Der Nutzen dieser Einteilung hat sich bereits an mehr als einer Stelle gezeiget.

Eine andere Einteilung würde sich aus der verschiedenen Beschaffenheit des moralischen Satzes herholen lassen. Es gibt nämlich moralische Sätze, die sich besser in einem einzeln Falle ihres Gegenteils als in einem einzeln Falle, der unmittelbar unter ihnen begriffen ist, anschauend erkennen lassen. Fabeln also, welche den moralischen Satz in einem einzeln Falle des Gegenteils zur Intuition bringen, würde man vielleicht *indirekte* Fabeln, sowie die andern *direkte* Fabeln nennen können.

Doch von diesen Einteilungen ist hier nicht die Frage, noch viel weniger von jener unphilosophischen Einteilung nach den verschiedenen Erfindern oder Dichtern, die sich einen vorzüglichen Namen damit gemacht haben. Es hat den Kunstrichtern gefallen, ihre gewöhnliche Einteilung der Fabel von einer Verschiedenheit herzunehmen, die mehr in die Augen fällt, von der Verschiedenheit nämlich der darin handelnden Personen. Und diese Einteilung ist es, die ich hier näher betrachten will.

Aphthonius ist ohne Zweifel der älteste Skribent, der ihrer erwähnet. Του δε μυθου, sagt er in seinen Vorübungen, το μεν ἐστι λογικον, το δε ἠθικον, το δε μικτον. Και λογικον μεν ἐν ᾡ τι ποιων ἀνθρωπος πεπλασται, ἠθικον δε το των ἀλογων ἠθος ἀπομιμουμενον, μικτον δε το ἐξ ἀμφοτερων ἀλογου και λογικου. Es gibt drei Gattungen von Fabeln: die *vernünftige*, in welcher der Mensch die handelnde Person ist; die *sittliche*, in welcher unvernünftige Wesen aufgeführet werden; die *vermischte*, in welcher sowohl unvernünftige als vernünftige Wesen vorkommen. — Der Hauptfehler dieser

Einteilung, welcher sogleich einem jeden in die Augen leuchtet, ist der, daß sie das nicht erschöpft, was sie erschöpfen sollte. Denn wo bleiben diejenigen Fabeln, die aus Gottheiten und allegorischen Personen bestehen? Aphthonius hat die vernünftige Gattung ausdrücklich auf den einzigen Menschen eingeschränkt. Doch wenn diesem Fehler auch abzuhelfen wäre, was kann dem ungeachtet roher und mehr von der obersten Fläche abgeschöpft sein als diese Einteilung? Oeffnet sie uns nur auch die geringste freiere Einsicht in das Wesen der Fabel?

Batteux würde daher ohne Zweifel ebenso wohl gethan haben, wenn er von der Einteilung der Fabel gar geschwiegen hätte, als daß er uns mit jener kahlen Aphthonianischen abspeisen will. Aber was wird man vollends von ihm sagen, wenn ich zeige, daß er sich hier auf einer kleinen Tücke treffen läßt? Kurz zuvor sagt er unter andern von den Personen der Fabel: „Man hat hier nicht allein den Wolf und das Lamm, die Eiche und das Schilf, sondern auch den eisernen und den irdenen Topf ihre Rollen spielen sehen. Nur der Herr Verstand und das Fräulein Einbildungskraft und alles, was ihnen ähnlich siehet, sind von diesem Theater ausgeschlossen worden; weil es ohne Zweifel schwerer ist, diesen bloß geistigen Wesen einen charaktermäßigen Körper zu geben, als Körpern, die einige Analogie mit unsern Organen haben, Geist und Seele zu geben.“ *) Merkt man, wider wen dieses geht? Wider den de la Motte, der sich in seinen Fabeln der allegorischen Wesen sehr häufig bedienet. Da dieses nun nicht nach dem Geschmacke unsers oft mehr ekeln als feinen Kunstrichters war, so konnte ihm die Aphthonianische mangelhafte Einteilung der Fabel nicht anders als willkommen sein, indem es durch sie stillschweigend gleichsam zur Regel gemacht wird, daß die Gottheiten und allegorischen Wesen gar nicht in die Aesopische Fabel gehören. Und diese Regel eben möchte Batteux gar zu gern festsetzen, ob er sich gleich nicht getrauet, mit ausdrücklichen Worten darauf zu dringen. Sein System von der Fabel kann auch nicht wohl ohne sie bestehen. „Die Aesopische Fabel,“ sagt er, „ist, eigentlich zu reden, das Schauspiel der Kinder; sie unterscheidet sich von den übrigen nur durch die Geringfügigkeit und Naivität ihrer spielenden Personen. Man sieht auf diesem Theater keinen Cäsar, keinen

*) Nach der Ramler'schen Uebersetzung, S. 244.

Alexander; aber wohl die Fliege und die Ameise" &c. — Freilich, diese Geringfügigkeit der spielenden Personen vorausgesetzt, konnte Batteux mit den höhern poetischen Wesen des de la Motte unmöglich zufrieden sein. Er verwarf sie also, ob er schon einen guten Teil der besten Fabeln des Altertums zugleich mit verwerfen mußte; und zog sich, um den kritischen Anfällen deswegen weniger ausgesetzt zu sein, unter den Schutz der mangelhaften Einteilung des Aphthonius. Gleich als ob Aphthonius der Mann wäre, der alle Gattungen von Fabeln, die in seiner Einteilung nicht Platz haben, eben dadurch verdammen könnte! Und diesen Mißbrauch einer erschlichenen Autorität nenne ich eben die kleine Tücke, deren sich Batteux in Ansehung des de la Motte hier schuldig gemacht hat.

Wolff*) hat die Einteilung des Aphthonius gleichfalls beibehalten, aber einen weit edlern Gebrauch davon gemacht. Diese Einteilung in vernünftige und sittliche Fabeln, meinet er, klinge zwar ein wenig sonderbar; denn man könnte sagen, daß eine jede Fabel sowohl eine vernünftige als eine sittliche Fabel wäre. Sittlich nämlich sei eine jede Fabel insofern, als sie einer sittlichen Wahrheit zum besten erfunden worden; und vernünftig insofern, als diese sittliche Wahrheit der Vernunft gemäß ist. Doch da es einmal gewöhnlich sei, diesen Worten hier eine andere Bedeutung zu geben, so wolle er keine Neuerung machen. Aphthonius habe übrigens bei seiner Einteilung die Absicht gehabt, die Verschiedenheit der Fabeln ganz zu erschöpfen, und mehr nach dieser Absicht als nach den Worten, deren er sich dabei bedient habe, müsse sie beurteilet werden. Absit enim, sagt er — und o, wenn alle Liebhaber der Wahrheit so billig dächten! — absit, ut negemus accurate cogitasse, qui non satis accurate loquuntur. Puerile est, erroris redarguere eum, qui ab errore immunem possedit animum, propterea quod parum apta succurrerint verba, quibus mentem suam exprimere poterat. Er behält daher die Benennungen der Aphthonianischen Einteilung bei und weiß die Wahrheit, die er nicht darin gefunden, so scharfsinnig hineinzulegen, daß sie das vollkommene Ansehen einer richtigen philosophischen Einteilung bekömmt. „Wenn wir Begebenheiten erdichten," sagt er, „so legen wir entweder den Subjekten solche Handlungen

*) Philosoph. practicae universalis Pars post., §. 303.

und Leidenschaften, überhaupt solche Prädikate bei, als ihnen zukommen, oder wir legen ihnen solche bei, die ihnen nicht zukommen. In dem ersten Falle heißen es vernünftige Fabeln; in dem andern sittliche Fabeln; und vermischte Fabeln heißen es, wenn sie etwas sowohl von der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen Fabel haben."

Nach dieser Wolffischen Verbesserung also beruhet die Verschiedenheit der Fabel nicht mehr auf der bloßen Verschiedenheit der Subjekte, sondern auf der Verschiedenheit der Prädikate, die von diesen Subjekten gesagt werden. Ihr zufolge kann eine Fabel Menschen zu handelnden Personen haben und dennoch keine vernünftige Fabel sein, so wie sie eben nicht notwendig eine sittliche Fabel sein muß, weil Tiere in ihr aufgeführet werden. Die oben angeführte Fabel von den zwei kämpfenden Hähnen würde nach den Worten des Aphthonius eine sittliche Fabel sein, weil sie die Eigenschaften und das Betragen gewisser Tiere nachahmet; wie hingegen Wolff den Sinn des Aphthonius genauer bestimmt hat, ist sie eine vernünftige Fabel, weil nicht das Geringste von den Hähnen darin gesagt wird, was ihnen nicht eigentlich zukäme. So ist es mit mehrern, z. E.: Der Vogelsteller und die Schlange,*) Der Hund und der Koch,**) Der Hund und der Gärtner,***) Der Schäfer und der Wolf,†) lauter Fabeln, die nach der gemeinen Einteilung unter die sittlichen und vermischten, nach der verbesserten aber unter die vernünftigen gehören.

Und nun? Werde ich es bei dieser Einteilung unsers Weltweisen können bewenden lassen? Ich weiß nicht. Wider ihre logikalische Richtigkeit habe ich nichts zu erinnern; sie erschöpft alles, was sie erschöpfen soll. Aber man kann ein guter Dialektiker sein, ohne ein Mann von Geschmack zu sein, und das letzte war Wolff, leider, wohl nicht. Wie, wenn es auch ihm hier so gegangen wäre, als er es von dem Aphthonius vermutet, daß er zwar richtig gedacht, aber sich nicht so vollkommen gut ausgedrückt hätte, als es besonders die Kunstrichter wohl verlangen dürften? Er redet von Fabeln, in welchen den Subjekten Leidenschaften und Handlungen, überhaupt Prädikate beigelegt werden, deren sie nicht fähig

*) Fab. Aesop. 32.
**) Fab. Aesop. 34.
***) Fab. Aesop. 67.
†) Fab. Aesop. 71.

sind, die ihnen nicht zukommen. Dieses nicht zukommen kann einen übeln Verstand machen. Der Dichter, kann man daraus schließen, ist also nicht gehalten, auf die Natur der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführet? Er kann das Schaf verwegen, den Wolf sanftmütig, den Esel feurig vorstellen; er kann die Tauben als Falken brauchen und die Hunde von den Hasen jagen lassen. Alles dieses kömmt ihnen nicht zu; aber der Dichter macht eine sittliche Fabel, und er darf es ihnen beilegen. — Wie nötig ist es, dieser gefährlichen Auslegung, diesen mit einer Ueberschwemmung der abgeschmacktesten Märchen drohenden Folgerungen vorzubauen!

Man erlaube mir also, mich auf meinen eigenen Weg wieder zurückzuwenden. Ich will den Weltweisen so wenig als möglich aus dem Gesichte verlieren, und vielleicht kommen wir am Ende der Bahn zusammen. — Ich habe gesagt und glaube es erwiesen zu haben, daß auf der Erhebung des einzelnen Falles zur Wirklichkeit der wesentliche Unterschied der Parabel oder des Exempels überhaupt und der Fabel beruhet. Diese Wirklichkeit ist der Fabel so unentbehrlich, daß sie sich eher von ihrer Möglichkeit als von jener etwas abbrechen läßt. Es streitet minder mit ihrem Wesen, daß ihr einzelner Fall nicht schlechterdings möglich ist, daß er nur nach gewissen Voraussetzungen, unter gewissen Bedingungen möglich ist, als daß er nicht als wirklich vorgestellt werde. In Ansehung dieser Wirklichkeit folglich ist die Fabel keiner Verschiedenheit fähig, wohl aber in Ansehung ihrer Möglichkeit, welche sie veränderlich zu sein erlaubt. Nun ist, wie gesagt, diese Möglichkeit entweder eine unbedingte oder bedingte Möglichkeit; der einzelne Fall der Fabel ist entweder schlechterdings möglich, oder er ist es nur nach gewissen Voraussetzungen, unter gewissen Bedingungen. Die Fabeln also, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist, will ich (um gleichfalls bei den alten Benennungen zu bleiben) vernünftige Fabeln nennen; Fabeln hingegen, wo er es nur nach gewissen Voraussetzungen ist, mögen sittliche heißen. Die vernünftigen Fabeln leiden keine fernere Unterabteilung; die sittlichen aber leiden sie. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjekte der Fabel oder die Prädikate dieser Subjekte: der Fall der Fabel ist entweder möglich, vorausgesetzt, daß diese und jene Wesen existieren, oder er ist es, vorausgesetzt, daß diese und jene wirklich existierende Wesen (nicht andere Eigenschaften,

als ihnen zukommen; denn sonst würden sie zu andern Wesen werden, sondern) die ihnen wirklich zukommenden Eigenschaften in einem höhern Grade, in einem weitern Umfange besitzen. Jene Fabeln, worin die Subjekte vorausgesetzt werden, wollte ich mythische Fabeln nennen; und diese, worin nur erhöhtere Eigenschaften wirklicher Subjekte angenommen werden, würde ich, wenn ich das Wort anders wagen darf, hyperphysische Fabeln nennen. —

Ich will diese meine Einteilung noch durch einige Beispiele erläutern. Die Fabel: Der Blinde und der Lahme, Die zwei kämpfenden Hähne, Der Vogelsteller und die Schlange, Der Hund und der Gärtner, sind lauter vernünftige Fabeln, obschon bald lauter Tiere, bald Menschen und Tiere darin vorkommen; denn der darin enthaltene Fall ist schlechterdings möglich, oder, mit Wolffen zu reden, es wird den Subjekten nichts darin beigelegt, was ihnen nicht zukomme. — Die Fabeln: Apollo und Jupiter,*) Herkules und Plutus,**) Die verschiedene Bäume in ihren besondern Schutz nehmende Götter,***) kurz, alle Fabeln, die aus Gottheiten, aus allegorischen Personen, aus Geistern und Gespenstern, aus andern erdichteten Wesen, dem Phönix z. E., bestehen, sind sittliche Fabeln, und zwar mythisch-sittliche; denn es wird darin vorausgesetzt, daß alle diese Wesen existieren oder existieret haben, und der Fall, den sie enthalten, ist nur unter dieser Voraussetzung möglich. — Der Wolf und das Lamm,†) Der Fuchs und der Storch,††) Die Natter und die Feile,†††) Die Bäume und der Dornstrauch,*†) Der Oelbaum und das Rohr**†) ꝛc. sind gleichfalls sittliche, aber hyperphysisch-sittliche Fabeln; denn die Natur dieser wirklichen Wesen wird erhöhet, die Schranken ihrer Fähigkeiten werden erweitert. Eines muß ich hierbei erinnern! Man bilde sich nicht ein, daß diese Gattung von Fabeln sich bloß auf die Tiere und andere geringere Geschöpfe einschränke: der Dichter kann auch die Natur des Menschen erhöhen und die Schranken seiner Fähigkeiten erweitern. Eine Fabel z. E. von einem Propheten würde eine hyperphysisch-sittliche Fabel sein; denn die Gabe, zu prophezeien, kann dem Menschen bloß nach einer erhöhtern Natur zukommen. Oder wenn man die

*) Fab. Aesop. 187.
**) Phaedrus, libr. IV. fab. 12.
***) Phaedrus, libr. III. fab. 17.
†) Phaedrus, libr. I. fab. 1.
††) Phaedrus, libr. I. fab. 26.
†††) Phaedrus, libr. IV. fab. 8.
*†) Fab. Aesop. 313.
**†) Fab. Aesop. 143.

Erzählung von den himmelstürmenden Riesen als eine Aesopische Fabel behandeln und sie dahin verändern wollte, daß ihr unsinniger Bau von Bergen auf Bergen endlich von selbst zusammenstürzte und sie unter den Ruinen begrübe, so würde keine andere als eine hyperphysisch-sittliche Fabel daraus werden können.

Aus den zwei Hauptgattungen, der vernünftigen und sittlichen Fabel, entstehet auch bei mir eine vermischte Gattung, wo nämlich der Fall zum Teil schlechterdings, zum Teil nur unter gewissen Voraussetzungen möglich ist. Und zwar können dieser vermischten Fabeln dreierlei sein; die vernünftig-mythische Fabel, als: Herkules und der Kärrner,*) Der arme Mann und der Tod;**) die vernünftig-hyperphysische Fabel, als: Der Holzschläger und der Fuchs,***) Der Jäger und der Löwe†), und endlich die hyperphysisch-mythische Fabel, als: Jupiter und das Kamel,††) Jupiter und die Schlange†††) 2c.

Und diese Einteilung erschöpft die Mannigfaltigkeit der Fabeln ganz gewiß, ja, man wird, hoffe ich, keine anführen können, deren Stelle ihr zufolge zweifelhaft bleibe, welches bei allen andern Einteilungen geschehen muß, die sich bloß auf die Verschiedenheit der handelnden Personen beziehen. Die Breitingersche Einteilung ist davon nicht ausgeschlossen, ob er schon dabei die Grade des Wunderbaren zum Grunde gelegt hat. Denn da bei ihm die Grade des Wunderbaren, wie wir gesehen haben, größtenteils auf die Beschaffenheit der handelnden Personen ankommen, so klingen seine Worte nur gründlicher, und er ist in der That in die Sache nichts tiefer eingedrungen. „Das Wunderbare der Fabel," sagt er, „hat seine verschiedene Grade. — Der niedrigste Grad des Wunderbaren findet sich in derjenigen Gattung der Fabeln, in welchen ordentliche Menschen aufgeführet werden. — Weil in denselben das Wahrscheinliche über das Wunderbare weit die Oberhand hat, so können sie mit Fug wahrscheinliche oder in Absicht auf die Personen menschliche Fabeln benennet werden. Ein mehrerer Grad des Wunderbaren äußert sich in derjenigen Klasse der Fabeln, in welchen ganz andere als menschliche Personen aufgeführet werden. — Diese sind entweder von einer vortrefflichern und höhern Natur, als die menschliche ist, zum

*) Fab. Aesop. 336.
**) Fab. Aesop. 20.
***) Fab. Aesop. 127.
†) Fab. Aesop. 280.
††) Fab. Aesop. 197.
†††) Fab. Aesop. 189.

Exempel die heidnischen Gottheiten; — oder sie sind in Ansehung ihres Ursprungs und ihrer natürlichen Geschicklichkeit von einem geringern Rang als die Menschen, als zum Exempel die Tiere, Pflanzen rc. — Weil in diesen Fabeln das Wunderbare über das Wahrscheinliche nach verschiedenen Graden herrschet, werden sie deswegen nicht unfüglich wunderbare und in Absicht auf die Personen entweder göttliche oder tierische Fabeln genennt." — Und die Fabel von den zwei Töpfen, die Fabel von den Bäumen und dem Dornstrauche? Sollen die auch tierische Fabeln heißen? Oder sollen sie und ihresgleichen eigne Benennungen erhalten? Wie sehr wird diese Namenrolle anwachsen, besonders wenn man auch alle Arten der vermischten Gattung benennen sollte! Aber ein Exempel zu geben, daß man nach dieser Breitingerschen Einteilung oft zweifelhaft sein kann, zu welcher Klasse man diese oder jene Fabel rechnen soll, so betrachte man die schon angeführte Fabel von dem Gärtner und seinem Hunde oder die noch bekanntere von dem Ackersmanne und der Schlange; aber nicht so, wie sie Phädrus erzählet, sondern wie sie unter den griechischen Fabeln vorkömmt. Beide haben einen so geringen Grad des Wunderbaren, daß man sie notwendig zu den wahrscheinlichen, das ist menschlichen Fabeln rechnen müßte. In beiden aber kommen auch Tiere vor, und in Betrachtung dieser würden sie zu den vermischten Fabeln gehören, in welchen das Wunderbare weit mehr über das Wahrscheinliche herrscht als in jenen. Folglich würde man erst ausmachen müssen, ob die Schlange und der Hund hier als handelnde Personen der Fabel anzusehen wären oder nicht, ehe man der Fabel selbst ihre Klasse anweisen könnte.

Ich will mich bei diesen Kleinigkeiten nicht länger aufhalten, sondern mit einer Anmerkung schließen, die sich überhaupt auf die hyperphysischen Fabeln beziehet, und ich, zur richtigern Beurteilung einiger von meinen eigenen Versuchen, nicht gern anzubringen vergessen möchte. — Es ist bei dieser Gattung von Fabeln die Frage, wie weit der Fabulist die Natur der Tiere und andrer niedrigern Geschöpfe erhöhen, und wie nahe er sie der menschlichen Natur bringen dürfe. Ich antworte kurz: so weit und so nahe er immer will. Nur mit der einzigen Bedingung, daß aus allen, was er sie denken, reden und handeln läßt, der Charakter hervorscheine, um dessenwillen er sie seiner Absicht bequemer fand als alle andere Individua. Ist dieses; denken, reden und thun sie

durchaus nichts, was ein ander Individuum von einem andern oder gar ohne Charakter ebenso gut denken, reden und thun könnte: so wird uns ihr Betragen im geringsten nicht befremden, wenn es auch noch so viel Witz, Scharfsinnigkeit und Vernunft voraussetzt. Und wie könnte es auch? Haben wir ihnen einmal Freiheit und Sprache zugestanden, so müssen wir ihnen zugleich alle Modifikationen des Willens und alle Erkenntnisse zugestehen, die aus jenen Eigenschaften folgen können, auf welchen unser Vorzug vor ihnen einzig und allein beruhet. Nur ihren Charakter, wie gesagt, müssen wir durch die ganze Fabel finden, und finden wir diesen, so erfolgt die Illusion, daß es wirkliche Tiere sind, ob wir sie gleich reden hören, und ob sie gleich noch so feine Anmerkungen, noch so scharfsinnige Schlüsse machen. Es ist unbeschreiblich, wie viel sophismata non causae ut causae die Kunstrichter in dieser Materie gemacht haben. Unter andern der Verfasser der Kritischen Briefe, wenn er von seinem Hermann Axel sagt: „Daher schreibt er auch den unvernünftigen Tieren, die er aufführt, niemals eine Reihe von Anschlägen zu, die in einem System, einer Verknüpfung stehen und zu einem Endzwecke von weiten her angeordnet sind. Denn dazu gehöret eine Stärke der Vernunft, welche über den Instinkt ist. Ihr Instinkt gibt nur flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft von sich, die sich nicht lange emporhalten kann. Aus dieser Ursache werden diese Fabeln mit Tierpersonen ganz kurz und bestehen nur aus einem sehr einfachen Anschlage oder Anliegen. Sie reichen nicht zu, einen menschlichen Charakter in mehr als einem Lichte vorzustellen, ja, der Fabulist muß zufrieden sein, wenn er nur einen Zug eines Charakters vorstellen kann. Es ist eine ausschweifende Idee des Pater Bossu, daß die Aesopische Fabel sich in dieselbe Länge wie die epische Fabel ausdehnen lasse. Denn das kann nicht geschehen, es sei denn, daß man die Tiere nichts von den Tieren behalten lasse, sondern sie in Menschen verwandle, welches nur in possierlichen Gedichten angehet, wo man die Tiere mit gewissem Vorsatz in Masken aufführet und die Verrichtungen der Menschen nachäffen läßt" ꝛc. — Wie sonderbar ist hier das aus dem Wesen der Tiere hergeleitet, was der Kunstrichter aus dem Wesen der anschauenden Erkenntnis und aus der Einheit des moralischen Lehrsatzes in der Fabel hätte herleiten sollen! Ich gebe es zu, daß der Einfall des Pater Bossu nichts taugt. Die Aesopische Fabel, in die Länge einer epischen

Fabel ausgedehnet, höret auf, eine Aesopische Fabel zu sein, aber nicht deswegen, weil man den Tieren, nachdem man ihnen Freiheit und Sprache erteilt hat, nicht auch eine Folge von Gedanken, dergleichen die Folge von Handlungen in der Epopöe erfordern würde, erteilen dürfte; nicht deswegen, weil die Tiere alsdenn zu viel Menschliches haben würden: sondern deswegen, weil die Einheit des moralischen Lehrsatzes verloren gehen würde; weil man diesen Lehrsatz in der Fabel, deren Teile so gewaltsam auseinander gedehnet und mit fremden Teilen vermischt worden, nicht länger anschauend erkennen würde. Denn die anschauende Erkenntnis erfordert unumgänglich, daß wir den einzelnen Fall auf einmal übersehen können; können wir es nicht, weil er entweder allzuviel Teile hat, oder seine Teile allzuweit auseinander liegen, so kann auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. Und nur dieses, wenn ich nicht sehr irre, ist der wahre Grund, warum man es dem dramatischen Dichter, noch williger aber dem Epopöendichter erlassen hat, in ihre Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Denn was hilft es, wenn sie auch eine hineinlegen? Wir können sie doch nicht darin erkennen, weil ihre Werke viel zu weitläuftig sind, als daß wir sie auf einmal zu übersehen vermöchten. In dem Skelette derselben müßte sie sich wohl endlich zeigen; aber das Skelett gehöret für den kalten Kunstrichter, und wenn dieser einmal glaubt, daß eine solche Hauptlehre darin liegen müsse, so wird er sie gewiß herausgrübeln, wenn sie der Dichter auch gleich nicht hineingelegt hat. Daß übrigens das eingeschränkte Wesen der Tiere von dieser nicht zu erlaubenden Ausdehnung der Aesopischen Fabel die wahre Ursach nicht sei, hätte der kritische Briefsteller gleich daher abnehmen können, weil nicht bloß die tierische Fabel, sondern auch jede andere Aesopische Fabel, wenn sie schon aus vernünftigen Wesen bestehet, derselben unfähig ist. Die Fabel von dem Lahmen und Blinden, oder von dem armen Manne und dem Tode läßt sich ebensowenig zur Länge des epischen Gedichts erstrecken als die Fabel von dem Lamme und dem Wolfe, oder von dem Fuchse und dem Raben. Kann es also an der Natur der Tiere liegen? Und wenn man mit Beispielen streiten wollte, wie viel sehr gute Fabeln ließen sich ihm nicht entgegensetzen, in welchen den Tieren weit mehr als flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft beigelegt wird, und man sie ihre Anschläge ziemlich von weiten her zu einem Endzwecke an-

wenden siehet. Z. E. Der Adler und der Käfer*), Der Adler, die Katze und das Schwein &c.**)

Unterdessen, dachte ich einsmals bei mir selbst, wenn man dem ungeachtet eine Aesopische Fabel von einer ungewöhnlichen Länge machen wollte, wie müßte man es anfangen, daß die itzt berührten Unbequemlichkeiten dieser Länge wegfielen? Wie müßte unser Reinicke Fuchs aussehen, wenn ihm der Name eines Aesopischen Heldengedichts zukommen sollte? Mein Einfall war dieser: Vors erste müßte nur ein einziger moralischer Satz in dem Ganzen zum Grunde liegen; vors zweite müßten die vielen und mannigfaltigen Teile dieses Ganzen unter gewisse Hauptteile gebracht werden, damit man sie wenigstens in diesen Hauptteilen auf einmal übersehen könnte; vors dritte müßte jeder dieser Hauptteile ein besonders Ganze, eine für sich bestehende Fabel sein können, damit das große Ganze aus gleichartigen Teilen bestünde. Es müßte, um alles zusammenzunehmen, der allgemeine moralische Satz in seine einzelne Begriffe aufgelöset werden; jeder von diesen einzelnen Begriffen müßte in einer besondern Fabel zur Intuition gebracht werden, und alle diese besondern Fabeln müßten zusammen nur eine einzige Fabel ausmachen. Wie wenig hat der Reinicke Fuchs von diesen Requisitis! Am besten also, ich mache selbst die Probe, ob sich mein Einfall auch wirklich ausführen läßt. — Und nun urteile man, wie diese Probe ausgefallen ist! Es ist die sechzehnte Fabel meines dritten Buchs und heißt: Die Geschichte des alten Wolfs in sieben Fabeln. Die Lehre, welche in allen sieben Fabeln zusammengenommen liegt, ist diese: „Man muß einen alten Bösewicht nicht auf das Aeußerste bringen und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch sein mag, benehmen.“ Dieses Aeußerste, diese Benehmung aller Mittel zerstückte ich, machte verschiedene mißlungene Versuche des Wolfs daraus, des gefährlichen Raubens künftig müßig gehen zu können, und bearbeitete jeden dieser Versuche als eine besondere Fabel, die ihre eigene und mit der Hauptmoral in keiner Verbindung stehende Lehre hat. — Was ich hier bis auf sieben, und mit dem Rangstreite der Tiere auf vier Fabeln gebracht habe, wird ein andrer mit einer andern noch fruchtbarern Moral leicht auf mehrere bringen können. Ich begnüge mich, die Möglichkeit gezeigt zu haben.

*) Fab. Aesop. 2.
**) Phaedrus libr. II. fab. 4.

IV.

Von dem Vortrage der Fabeln.

Wie soll die Fabel vorgetragen werden? Ist hierin Aesopus, oder ist Phädrus, oder ist la Fontaine das wahre Muster?

Es ist nicht ausgemacht, ob Aesopus seine Fabeln selbst aufgeschrieben und in ein Buch zusammengetragen hat. Aber das ist so gut als ausgemacht, daß, wenn er es auch gethan hat, doch keine einzige davon durchaus mit seinen eigenen Worten auf uns gekommen ist. Ich verstehe also hier die allerschönsten Fabeln in den verschiedenen griechischen Sammlungen, welchen man seinen Namen vorgesetzt hat. Nach diesen zu urteilen, war sein Vortrag von der äußersten Präzision; er hielt sich nirgends bei Beschreibungen auf; er kam sogleich zur Sache und eilte mit jedem Worte näher zum Ende; er kannte kein Mittel zwischen dem Notwendigen und Unnützen. So charakterisiert ihn de la Motte, und richtig. Diese Präzision und Kürze, worin er ein so großes Muster war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch so angemessen, daß sie eine allgemeine Regel daraus machten. Theon unter andern dringet mit den ausdrücklichsten Worten darauf.

Auch Phädrus, der sich vornahm, die Erfindungen des Aesopus in Versen auszubilden, hat offenbar den festen Vorsatz gehabt, sich an diese Regel zu halten, und wo er davon abgekommen ist, scheinet ihn das Silbenmaß und der poetischere Stil, in welchen uns auch das allersimpelste Silbenmaß wie unvermeidlich verstrickt, gleichsam wider seinen Willen davon abgebracht zu haben.

Aber la Fontaine? Dieses sonderbare Genie! La Fontaine! Nein, wider ihn selbst habe ich nichts; aber wider seine Nachahmer, wider seine blinden Verehrer! La Fontaine kannte die Alten zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, was ihre Muster und die Natur zu einer vollkommenen Fabel erforderten. Er wußte es, daß die Kürze die Seele der Fabel sei; er gestand es zu, daß es ihr vornehmster Schmuck sei, ganz und gar keinen Schmuck zu haben. Er bekannte*) mit der liebenswürdigsten Aufrichtigkeit, „daß man die zierliche

*) In der Vorrede zu seinen Fabeln.

Präzision und die außerordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr empfehle, in seinen Fabeln nicht finden werde. Es wären dieses Eigenschaften, die zu erreichen ihn seine Sprache zum Teil verhindert hätte; und bloß deswegen, weil er den Phädrus darin nicht nachahmen können, habe er geglaubt, qu'il fallait en récompense égayer l'ouvrage plus qu'il n'a fait." Alle die Lustigkeit, sagt er, durch die ich meine Fabeln aufgestützt habe, soll weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für wesentlichere Schönheiten sein, die ich ihnen zu erteilen zu unvermögend gewesen bin. — Welch Bekenntnis! In meinen Augen macht ihm dieses Bekenntnis mehr Ehre, als ihm alle seine Fabeln machen! Aber wie wunderbar ward es von dem französischen Publiko aufgenommen! Es glaubte, la Fontaine wolle ein bloßes Kompliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher als das, wofür sie geleistet war. Kaum konnte es auch anders sein; denn die Schadloshaltung hatte allzuviel Reizendes für Franzosen, bei welchen nichts über die Lustigkeit gehet. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahr witzig zu bleiben,*) meinte sogar, la Fontaine habe sich aus bloßer Albernheit (par bêtise) dem Phädrus nachgesetzt, und de la Motte schrie über diesen Einfall: mot plaisant, mais solide!

Unterdessen, da la Fontaine seine lustige Schwatzhaftigkeit durch ein so großes Muster, als ihm Phädrus schien, verdammt glaubte, wollte er doch nicht ganz ohne Bedeckung von seiten des Altertums bleiben. Er setzte also hinzu: „Und meinen Fabeln diese Lustigkeit zu erteilen, habe ich um so viel eher wagen dürfen, da Quintilian lehret, man könne die Erzählungen nicht lustig genug machen (égayer). Ich brauche keine Ursache hiervon anzugeben; genug, daß es Quintilian sagt." — Ich habe wider diese Autorität zweierlei zu erinnern. Es ist wahr, Quintilian sagt: Ego vero narrationem, ut si ullam partem orationis omni qua potest gratia et venere exornandam puto,**) und dieses muß die Stelle sein, worauf sich la Fontaine stützet. Aber ist diese Grazie, diese Venus, die er der Erzählung so viel als möglich, obgleich nach Maßgebung der Sache,***) zu

*) Fontenelle.

**) Quintilianus. Inst. Orat. lib. IV. cap. 2.

***) Sed plurimum refert, quae sit natura ejus rei, quam exponimus. *Idem ibidem.*

erteilen befiehlet, ist dieses Lustigkeit? Ich sollte meinen, daß gerade die Lustigkeit dadurch ausgeschlossen werde. Doch der Hauptpunkt ist hier dieser: Quintilian redet von der Erzählung des Facti in einer gerichtlichen Rede, und was er von dieser sagt, ziehet la Fontaine wider die ausdrückliche Regel der Alten auf die Fabel. Er hätte diese Regel unter andern bei dem Theon finden können. Der Grieche redet von dem Vortrage der Erzählung in der Chrie, — wie plan, wie kurz muß die Erzählung in einer Chrie sein! — und setzt hinzu: ἐν δε τοις μυθοις ἁπλουστεραν την ἑρμηνειαν εἰναι δει και προσφυη· και ὡς δυνατον, ἀκατασκευον τε και σαφη· Die Erzählung der Fabel soll noch planer sein, sie soll zusammengepreßt, so viel als möglich ohne alle Zieraten und Figuren, mit der einzigen Deutlichkeit zufrieden sein.

Dem la Fontaine vergebe ich den Mißbrauch dieser Autorität des Quintilians gar gern. Man weiß ja, wie die Franzosen überhaupt die Alten lesen! Lesen sie doch ihre eigene Autores mit der unverzeihlichsten Flatterhaftigkeit. Hier ist gleich ein Exempel! De la Motte sagt von dem la Fontaine: Tout original qu'il est dans les manières, il était admirateur des anciens jusqu'à la prévention, comme s'ils eussent été ses modèles. *La brièveté,* dit-il, *est l'âme de la fable et il est inutile d'en apporter des raisons, c'est assez que Quintilien l'ait dit.**) Man kann nicht verstümmelter anführen, als de la Motte hier den la Fontaine anführet! La Fontaine legt es einem ganz andern Kunstrichter in den Mund, daß die Kürze die Seele der Fabel sei, oder spricht es vielmehr in seiner eigenen Person; er beruft sich nicht wegen der Kürze, sondern wegen der Munterkeit, die in den Erzählungen herrschen solle, auf das Zeugnis des Quintilians und würde sich wegen jener sehr schlecht auf ihn berufen haben, weil man jenen Ausspruch nirgend bei ihm findet.

Ich komme auf die Sache selbst zurück. Der allgemeine Beifall, den la Fontaine mit seiner muntern Art, zu erzählen, erhielt, machte, daß man nach und nach die Aesopische Fabel von einer ganz andern Seite betrachtete, als sie die Alten betrachtet hatten. Bei den Alten gehörte die Fabel zu dem Gebiete der Philosophie, und aus diesem holten sie die Lehrer der Redekunst in das ihrige herüber. Aristoteles

*) Discours sur la fable. p. 17.

hat nicht in seiner Dichtkunst, sondern in seiner Rhetorik davon gehandelt; und was Aphthonius und Theon davon sagen, das sagen sie gleichfalls in Vorübungen der Rhetorik. Auch bei den Neuern muß man das, was man von der Aesopischen Fabel wissen will, durchaus in Rhetoriken suchen, bis auf die Zeiten des la Fontaine. Ihm gelang es, die Fabel zu einem anmutigen poetischen Spielwerke zu machen; er bezauberte; er bekam eine Menge Nachahmer, die den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können glaubten als durch solche in lustigen Versen ausgedehnte und gewässerte Fabeln; die Lehrer der Dichtkunst griffen zu; die Lehrer der Redekunst ließen den Eingriff geschehen; diese hörten auf, die Fabel als ein sicheres Mittel zur lebendigen Ueberzeugung anzupreisen, und jene fingen dafür an, sie als ein Kinderspiel zu betrachten, das sie so viel als möglich auszuputzen uns lehren müßten. — So stehen wir noch! —

Ein Mann, der aus der Schule der Alten kömmt, wo ihm jene ἑρμηνεία ἀκατασκευος der Fabel so oft empfohlen worden, kann der wissen, woran er ist, wenn er z. E. bei dem Batteux ein langes Verzeichnis von Zieraten lieset, deren die Erzählung der Fabel fähig sein soll? Er muß voller Verwunderung fragen: So hat sich denn bei den Neuern ganz das Wesen der Dinge verändert? Denn alle diese Zieraten streiten mit dem wirklichen Wesen der Fabel. Ich will es beweisen.

Wenn ich mir einer moralischen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden soll, so muß ich die Fabel auf einmal übersehen können, und um sie auf einmal übersehen zu können, muß sie so kurz sein als möglich. Alle Zieraten aber sind dieser Kürze entgegen; denn ohne sie würde sie noch kürzer sein können: folglich streiten alle Zieraten, insofern sie leere Verlängerungen sind, mit der Absicht der Fabel.

Z. E. Eben mit zur Erreichung dieser Kürze braucht die Fabel gern die allerbekanntesten Tiere, damit sie weiter nichts als ihren einzigen Namen nennen darf, um einen ganzen Charakter zu schildern, um Eigenschaften zu bemerken, die ihr ohne diese Namen allzu viel Worte kosten würden. Nun höre man den Batteux: „Diese Zieraten bestehen erstlich in Gemälden, Beschreibungen, Zeichnungen der Oerter, der Personen, der Stellungen.“ — Das heißt: Man muß nicht schlechtweg z. E. ein Fuchs sagen, sondern man muß fein sagen:

Un vieux Renard, mais des plus fins,
Grand croqueur de poulets, grand preneur de lapins,
Sentant son Renard d'une lieue etc.

Der Fabulist brauchet Fuchs, um mit einer einzigen Silbe ein individuelles Bild eines witzigen Schalks zu entwerfen, und der Poet will lieber von dieser Bequemlichkeit nichts wissen, will ihr entsagen, ehe man ihm die Gelegenheit nehmen soll, eine lustige Beschreibung von einem Dinge zu machen, dessen ganzer Vorzug hier eben dieser ist, daß es keine Beschreibung bedarf.

Der Fabulist will in einer Fabel nur eine Moral zur Intuition bringen. Er wird es also sorgfältig vermeiden, die Teile derselben so einzurichten, daß sie uns Anlaß geben, irgend eine andere Wahrheit in ihnen zu erkennen, als wir in allen Teilen zusammengenommen erkennen sollen. Viel weniger wird er eine solche fremde Wahrheit mit ausdrücklichen Worten einfließen lassen, damit er unsere Aufmerksamkeit nicht von seinem Zwecke abbringe oder wenigstens schwäche, indem er sie unter mehrere allgemeine moralische Sätze teilet. — Aber Batteux, was sagt der? „Die zweite Zierat," sagt er, „bestehet in den Gedanken; nämlich in solchen Gedanken, die hervorstechen und sich von den übrigen auf eine besondere Art unterscheiden."

Nicht minder widersinnig ist seine dritte Zierat, die Allusion. — Doch wer streitet denn mit mir? Batteux selbst gesteht es ja mit ausdrücklichen Worten, „daß dieses nur Zieraten solcher Erzählungen sind, die vornehmlich zur Belustigung gemacht werden." Und für eine solche Erzählung hält er die Fabel? Warum bin ich so eigensinnig, sie nicht auch dafür zu halten? Warum habe ich nur ihren Nutzen im Sinne? Warum glaube ich, daß dieser Nutzen seinem Wesen nach schon anmutig genug ist, um aller fremden Annehmlichkeiten entbehren zu können? Freilich geht es dem la Fontaine und allen seinen Nachahmern wie meinem Manne mit dem Bogen;*) der Mann wollte, daß sein Bogen mehr als glatt sei; er ließ Zieraten darauf schnitzen, und der Künstler verstand sehr wohl, was für Zieraten auf einen Bogen gehörten; er schnitzte eine Jagd darauf: nun will der Mann den Bogen versuchen, und er zerbricht. Aber war das die Schuld des Künstlers? Wer hieß den Mann,

---

*) S. die erste Fabel des dritten Buchs.

so wie zuvor damit zu schießen? Er hätte den geschnitzten Bogen nunmehr fein in seiner Rüstkammer aufhängen und seine Augen daran weiden sollen! Mit einem solchen Bogen schießen zu wollen! — Freilich würde nun auch Plato, der die Dichter alle mitsamt ihrem Homer aus seiner Republik verbannte, dem Aesopus aber einen rühmlichen Platz darin vergönnte, freilich würde auch er nunmehr zu dem Aesopus, so wie ihn la Fontaine verkleidet hat, sagen: Freund, wir kennen einander nicht mehr! Geh auch du deinen Gang! Aber was geht es uns an, was so ein alter Grillenfänger wie Plato sagen würde? —

Vollkommen richtig! Unterdessen, da ich so sehr billig bin, hoffe ich, daß man es auch einigermaßen gegen mich sein wird. Ich habe die erhabene Absicht, die Welt mit meinen Fabeln zu belustigen, leider nicht gehabt; ich hatte mein Augenmerk nur immer auf diese oder jene Sittenlehre, die ich, meistens zu meiner eigenen Erbauung, gern in besonderen Fällen übersehen wollte; und zu diesem Gebrauche glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufschreiben zu können. Wenn ich aber itzt die Welt gleich nicht belustige, so könnte sie doch mit der Zeit vielleicht durch mich belustiget werden. Man erzählt ja die neuen Fabeln des Abstemius ebensowohl als die alten Fabeln des Aesopus in Versen; wer weiß, was meinen Fabeln aufbehalten ist, und ob man auch sie nicht einmal mit aller möglichen Lustigkeit erzählet, wenn sie sich anders durch ihren innern Wert eine Zeit lang in dem Andenken der Welt erhalten? In dieser Betrachtung also bitte ich vor itzo mit meiner Prosa —

Aber ich bilde mir ein, daß man mich meine Bitte nicht einmal aussagen läßt. Wenn ich mit der allzu muntern und leicht auf Umwege führenden Erzählungsart des la Fontaine nicht zufrieden war, mußte ich darum auf das andere Extremum verfallen? Warum wandte ich mich nicht auf die Mittelstraße des Phädrus und erzählte in der zierlichen Kürze des Römers, aber doch in Versen? Denn prosaische Fabeln, wer wird die lesen wollen! — Diesen Vorwurf werde ich unfehlbar zu hören bekommen. Was will ich im voraus darauf antworten? Zweierlei. Erstlich; was man mir am leichtesten glauben wird: ich fühlte mich zu unfähig, jene zierliche Kürze in Versen zu erreichen. La Fontaine, der eben das bei sich fühlte, schob die Schuld auf seine Sprache. Ich

habe von der meinigen eine zu gute Meinung und glaube überhaupt, daß ein Genie seiner angebornen Sprache, sie mag sein, welche es will, eine Form erteilen kann, welche er will. Für ein Genie sind die Sprachen alle von einer Natur; und die Schuld ist also einzig und allein meine. Ich habe die Versifikation nie so in meiner Gewalt gehabt, daß ich auf keine Weise besorgen dürfen, das Silbenmaß und der Reim werde hier und da den Meister über mich spielen. Geschähe das, so wäre es ja um die Kürze gethan und vielleicht noch um mehr wesentliche Eigenschaften der guten Fabel. Denn zweitens — Ich muß es nur gestehen, ich bin mit dem Phädrus nicht so recht zufrieden. De la Motte hatte ihm weiter nichts vorzuwerfen, als „daß er seine Moral oft zu Anfange der Fabeln setze, und daß er uns manchmal eine allzu unbestimmte Moral gebe, die nicht deutlich genug aus der Allegorie entspringe.“ Der erste Vorwurf betrifft eine wahre Kleinigkeit; der zweite ist unendlich wichtiger und leider gegründet. Doch ich will nicht fremde Beschuldigungen rechtfertigen; sondern meine eigne vorbringen. Sie läuft dahin aus, daß Phädrus, so oft er sich von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begehet. Wie viel Beweise will man? Z. E.

Fab. 4. Libri I.

Canis per flumen, carnem dum ferret natans,
Lympharum in speculo vidit simulacrum suum etc.

Es ist unmöglich; wenn der Hund durch den Fluß geschwommen ist, so hat er das Wasser um sich her notwendig so getrübt, daß er sein Bildnis unmöglich darin sehen können. Die griechischen Fabeln sagen: Κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε; das braucht weiter nichts zu heißen, als: er ging über den Fluß; auf einem niedrigen Steige, muß man sich vorstellen. Aphthonius bestimmt diesen Umstand noch behutsamer: Κρεας ἁρπασασα τις κυων παρ᾽ αὐτην διῄει την ὀχθην; der Hund ging an dem Ufer des Flusses.

Fab. 5. Lib. I.

Vacca et capella et patiens ovis injuriae
Socii fuere cum leone in saltibus.

Welch eine Gesellschaft! Wie war es möglich, daß sich diese Viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und zwar zur Jagd! Diese Ungereimtheit haben die Kunstrichter schon öfters angemerkt; aber noch keiner hat zugleich anmerken wollen, daß

sie von des Phädrus eigener Erfindung ist. Im Griechischen ist diese Fabel zwischen dem Löwen und dem wilden Esel (ὀναγρος). Von dem wilden Esel ist es bekannt, daß er ludert; und folglich konnte er an der Beute teilnehmen. Wie elend ist ferner die Teilung bei dem Phädrus:

Ego primam tollo, nominor quia leo,
Secundam, quia sum fortis, tribuetis mihi;
Tum quia plus valeo, me sequetur tertia;
Malo afficietur, si quis quartam tetigerit.

Wie vortrefflich hingegen ist sie im Griechischen! Der Löwe macht sogleich drei Teile; denn von jeder Beute ward bei den Alten ein Teil für den König oder für die Schatzkammer des Staats bei Seite gelegt. Und dieses Teil, sagt der Löwe, gehöret mir, βασιλευς γαρ εἰμι; das zweite Teil gehört mir auch, ὡς ἐξ ἰσου κοινωνων, nach dem Rechte der gleichen Teilung; und das dritte Teil κακον μεγα σοι ποιησει, εἰ μη ἐθελης φυγειν.

Fab. 11. Lib. I.

Venari asello comite cum vellet leo,
Contexit illum frutice et admonuit simul,
Ut insueta voce terreret feras etc.

— — — —

Quae dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.

Der Löwe verbirgt den Esel in das Gesträuche; der Esel schreiet; die Tiere erschrecken in ihren Lagern, und da sie durch die bekannten Ausgänge davonfliehen wollen, fallen sie dem Löwen in die Klauen. Wie ging das zu? Konnte jedes nur durch einen Ausgang davonkommen? Warum mußte es gleich den wählen, an welchem der Löwe lauerte? Oder konnte der Löwe überall sein? — Wie vortrefflich fallen in der griechischen Fabel alle diese Schwierigkeiten weg! Der Löwe und der Esel kommen da vor eine Höhle, in der sich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe schickt den Esel hinein; der Esel scheucht mit seiner fürchterlichen Stimme die wilden Ziegen heraus, und so können sie dem Löwen, der ihrer an dem Eingange wartet, nicht entgehen.

Fab. 10. Lib. IV.

Peras imposuit Jupiter nobis duas,
Propriis repletam vitiis post tergum dedit,
Alienis ante pectus suspendit gravem.

Jupiter hat uns diese zwei Säcke aufgelegt? Er ist also selbst schuld, daß wir unsere eigene Fehler nicht sehen

und nur scharfsichtige Tadler der Fehler unsers Nächsten sind? Wie viel fehlt dieser Ungereimtheit zu einer förmlichen Gotteslästerung? Die bessern Griechen lassen durchgängig den Jupiter hier aus dem Spiele; sie sagen schlechtweg: Ἀνθρωπος δυο πηρας ἑκαστος φερει, oder: δυο πηρας ἐξημμεθα του τραχηλου u. s. w.

Genug für eine Probe! Ich behalte mir vor, meine Beschuldigung an einem andern Orte umständlicher zu erweisen; und vielleicht durch eine eigene Ausgabe des Phädrus.

V.

Von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen.

Ich will hier nicht von dem moralischen Nutzen der Fabeln reden; er gehöret in die allgemeine praktische Philosophie; und würde ich mehr davon sagen können, als Wolff gesagt hat? Noch weniger will ich von dem geringern Nutzen itzt sprechen, den die alten Rhetores in ihren Vorübungen von den Fabeln zogen; indem sie ihren Schülern aufgaben, bald eine Fabel durch alle casus obliquos zu verändern, bald sie zu erweitern, bald sie kürzer zusammenzuziehen ꝛc. Diese Uebung kann nicht anders als zum Nachteil der Fabel selbst vorgenommen werden; und da jede kleine Geschichte ebenso geschickt dazu ist, so weiß ich nicht, warum man eben die Fabel dazu mißbrauchen muß, die sich als Fabel ganz gewiß nur auf eine einzige Art gut erzählen läßt.

Den Nutzen, den ich itzt mehr berühren als umständlich erörtern will, würde man den heuristischen Nutzen der Fabeln nennen können. — Warum fehlt es in allen Wissenschaften und Künsten so sehr an Erfindern und selbstdenkenden Köpfen? Diese Frage wird am besten durch eine andre Frage beantwortet: Warum werden wir nicht besser erzogen? Gott gibt uns die Seele; aber das Genie müssen wir durch die Erziehung bekommen. Ein Knabe, dessen gesamte Seelenkräfte man so viel als möglich beständig in einerlei Verhältnissen ausbildet und erweitert; den man angewöhnet, alles, was er täglich zu seinem kleinen Wissen hinzulernt, mit dem, was er gestern bereits wußte, in der Geschwindigkeit zu vergleichen und acht zu haben, ob er durch diese Vergleichung nicht von selbst auf Dinge kömmt, die ihm noch nicht gesagt worden; den man beständig aus einer Scienz in die andere hinüber-

sehen läßt; den man lehret, sich ebenso leicht von dem Besondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Besondern sich wieder herabzulassen: der Knabe wird ein Genie werden, oder man kann nichts in der Welt werden.

Unter den Uebungen nun, die diesem allgemeinen Plane zufolge angestellet werden müßten, glaube ich, würde die Erfindung Aesopischer Fabeln eine von denen sein, die dem Alter eines Schülers am allerangemessensten wären: nicht, daß ich damit suchte, alle Schüler zu Dichtern zu machen; sondern weil es unleugbar ist, daß das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden werden, gleich dasjenige ist, das allen Erfindern überhaupt das allergeläufigste sein muß. Dieses Mittel ist das Principium der Reduktion, und es ist am besten, den Philosophen selbst davon zu hören; „Videmus adeo, quo artificio utantur fabularum inventores, *principio* nimirum *reductionis:* quod quemadmodum ad inveniendum in genere utilissimum, ita ad fabulas inveniendas absolute necessarium est. Quoniam in arte inveniendi principium reductionis amplissimum sibi locum vindicat, absque hoc principio autem nulla effingitur fabula; nemo in dubium revocare poterit, fabularum inventores inter inventores locum habere. Neque est quod inventores abjecte de fabularum inventoribus sentiant: quod si enim fabula nomen suum tueri, nec quicquam in eadem desiderari debet, haud exiguae saepe artis est eam invenire, ita ut in aliis veritatibus inveniendis excellentes hic vires suas deficere agnoscant, ubi in rem praesentem veniunt. Fabulae aniles nugae sunt, quae nihil veritatis continent, et earum autores in nugatorum non inventorum veritatis numero sunt. Absit autem ut hisce aequipares inventores fabularum vel fabellarum, cum quibus in praesente nobis negotium est, et quas vel inviti in philosophiam practicam admittere tenemur, nisi praxi officere velimus.“*)

Doch dieses Prinzipium der Reduktion hat seine großen Schwierigkeiten. Es erfordert eine weitläuftige Kenntnis des Besondern und aller individuellen Dinge, auf welche die Reduktion geschehen kann. Wie ist diese von jungen Leuten zu verlangen? Man müßte dem Rate eines neuern Schriftstellers folgen, den ersten Anfang ihres Unterrichts mit der Geschichte

*) Philosophiae practicae universalis Pars posterior. §. 310.

der Natur zu machen und diese in der niedrigsten Klasse allen Vorlesungen zum Grunde zu legen.*) Sie enthält, sagt er, den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen. Und es ist kein Zweifel, er wird mit diesem Samen der Moral, den er in der Geschichte der Natur gefunden zu haben glaubet, nicht auf die bloßen Eigenschaften der Tiere und andern geringeren Geschöpfe, sondern auf die Aesopischen Fabeln, welche auf diese Eigenschaften gebauet werden, gesehen haben.

Aber auch alsdenn noch, wenn es dem Schüler an dieser weitläuftigen Kenntnis nicht mehr fehlte, würde man ihn die Fabeln anfangs müssen mehr *finden* als *erfinden* lassen; und die allmählichen Stufen von diesem *Finden* zum *Erfinden*, die sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines *zweiten* Buchs habe zeigen wollen. Ein gewisser Kunstrichter sagt: „Man darf nur im Holz und im Feld, insonderheit aber auf der Jagd auf alles Betragen der zahmen und der wilden Tiere aufmerksam sein, und so oft etwas Sonderbares und Merkwürdiges zum Vorschein kömmt, sich selber in den Gedanken fragen, ob es nicht eine Aehnlichkeit mit einem gewissen Charakter der menschlichen Sitten habe und in diesem Falle in eine symbolische Fabel ausgebildet werden könne."**) Die Mühe, mit seinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kann sich der Lehrer ersparen, wenn er in die alten Fabeln selbst eine Art von Jagd zu legen weiß; indem er die Geschichte derselben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darin erkennen läßt.

Z. E. die bekannte Fabel von dem Löwen und Esel fängt sich an: „Λεων και ὀνος, κοινωνιαν θεμενοι, ἐξηλθον ἐπι θηραν" — hier bleibt der Lehrer stehen. Der Esel in Gesellschaft des Löwen? Wie stolz wird der Esel auf diese Gesellschaft gewesen sein! (*Man sehe die achte Fabel meines zweiten Buchs.*) Der Löwe in Gesellschaft des Esels? Und hatte sich denn der Löwe dieser Gesellschaft nicht zu schämen? (*Man sehe die siebente.*) Und so sind zwei Fabeln entstanden, indem man mit der Geschichte der alten Fabel einen kleinen Ausweg genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu einem andern Ziele führet, als Aesopus sich dabei gesteckt hatte.

---

*) Briefe, die neueste Litteratur betreffend, I. Teil, S. 58.
**) Kritische Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln.

Oder man verfolgt die Geschichte einen Schritt weiter: Die Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn andrer Vögel geschmückt hatte, schließt sich: „και ὁ κολοιος ἠν παλιν κολοιος.“ Vielleicht war sie nun auch etwas Schlechters, als sie vorher gewesen war. Vielleicht hatte man ihr auch ihre eigene glänzenden Schwingfedern mit ausgerissen, weil man sie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da; und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich sein eigen ist, gestohlen habe. (S. die sechste Fabel meines zweiten Buchs.)

Oder man verändert einzelne Umstände in der Fabel. Wie, wenn das Stücke Fleisch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel schmeichelte, vergiftet gewesen wäre? (S. die funfzehnte.) Wie, wenn der Mann die erfrorne Schlange nicht aus Barmherzigkeit, sondern aus Begierde, ihre schöne Haut zu haben, aufgehoben und in den Busen gesteckt hätte? Hätte sich der Mann auch alsdenn noch über den Undank der Schlange beklagen können? (S. die dritte Fabel.)

Oder man nimmt auch den merkwürdigsten Umstand aus der Fabel heraus und bauet auf denselben eine ganz neue Fabel. Dem Wolfe ist ein Bein in dem Schlunde stecken geblieben. In der kurzen Zeit, da er sich daran würgte, hatten die Schafe also vor ihm Friede. Aber durfte sich der Wolf die gezwungene Enthaltung als eine gute That anrechnen? (S. die vierte Fabel.) Herkules wird in den Himmel aufgenommen und unterläßt, dem Plutus seine Verehrung zu bezeigen. Sollte er sie wohl auch seiner Todfeindin, der Juno, zu bezeigen unterlassen haben? Oder würde es dem Herkules anständiger gewesen sein, ihr für ihre Verfolgungen zu danken? (S. die zweite Fabel.)

Oder man sucht eine edlere Moral in die Fabel zu legen; denn es gibt unter den griechischen Fabeln verschiedene, die eine sehr nichtswürdige haben. Die Esel bitten den Jupiter, ihr Leben minder elend sein zu lassen. Jupiter antwortet: „τοτε αὐτους ἀπαλλαγησεσθαι της κακοπαθειας, ὁταν οὐρουντες ποιησωσι ποταμον.“ Welch eine unanständige Antwort für eine Gottheit! Ich schmeichle mir, daß ich den Jupiter würdiger antworten lassen und überhaupt eine schönere Fabel daraus gemacht habe. (S. die zehnte Fabel.)

— Ich breche ab! Denn ich kann mich unmöglich zwingen, einen Kommentar über meine eigene Versuche zu schreiben.

Register zu den Abhandlungen über die Fabel.

Die wahre Ursache derselben ist die allgemein bekannte Beständheit der tierischen Charaktere, 263 u. f. Wider den Verfasser der kritischen Briefe, 265 u. f. Warum der Fabulist seine Personen weit seltner aus dem Pflanzenreiche und Steinreiche, und aus den Werken der Kunst nimmt, 266 u. f. Nutzen des Gebrauchs der Tiere in der zusammengesetzten Fabel, 267. Nutzen desselben in Ansehung der nicht zu erregenden Leidenschaften, 267.

III. **Von der Einteilung der Fabel,** S. 268. In einfache und zusammengesetzte, 268. In direkte und indirekte, 268. Von der Einteilung des Aphthonius, 268 u. f. Warum Batteux diese Einteilung angenommen, 269 u. f. Wolffs Verbesserung der Aphthonianischen Einteilung, 270 u. f. Was wider diese Verbesserung zu erinnern, 271. Die Einteilung der Fabel wird aus der verschiednen Möglichkeit des einzeln Falles in der Fabel hergeholet, 272 u. f. Fernere Einteilung der sittlichen Fabeln in mythische und hyperphysische, 272, 273. Besondere Arten der vermischten Fabel, 274. Beurteilung der Breitingerschen Einteilung, 274 u. f. Wie weit in den hyperphysischen Fabeln die Natur der Tiere zu erhöhen, 275, 276. Von der Ausdehnung der Aesopischen Fabel zu der Länge des epischen Gedichts, wider den Verfasser der kritischen Briefe, 276 u. f. Idee von einem Aesopischen Heldengedichte, 278.

IV. **Von dem Vortrage der Fabel,** S. 279. Von dem Vortrage des Aesopus, 279. Des Phädrus, 279. Des la Fontaine, 279, 280. La Fontaine mißbraucht eine Autorität des Quintilians, 280. De la Motte führet den la Fontaine verstümmelt an, 281. Die Alten handeln von den Fabeln in ihren Rhetoriken, wir in der Dichtkunst, 281 u. f. Wodurch diese Veränderung veranlaßt worden, 282. Die Zieraten, welche Batteux den Fabeln erteilt wissen will, streiten mit dem Wesen der Fabel, 282 u. f. Warum der Verfasser den prosaischen Vortrag gewählet, 283 u. f. Fehler des Phädrus, so oft er von den griechischen Fabeln abweicht, 285 u. f.

V. **Von einem besondern Nutzen der Fabel in den Schulen,** S. 287 u. f. Die rhetorischen Uebungen mit der Fabel werden gemißbilliget, 287. Von dem heuristischen Nutzen der Fabel, in Absicht auf die Bildung des Genies, 287, 288. Wie die Fabel erfunden werde, 289. Wie der Jugend die Erfindung zu erleichtern, 289 u. f. Exempel an verschiednen eignen Fabeln des Verfassers, 289 u. f.

Reihenfolge der Bände.

Alle 2–3 Wochen erscheint ein Band. Bei Subskriptionen auf einzelne Dichter erscheinen die Bände selbstverständlich in größeren Zwischenräumen, wie aus nachstehender Aufstellung ersichtlich.

Band 1. Goethes sämtliche Werke. 1. Band.
„ 2. Schillers sämtliche Werke. 1. Band.
„ 3. Shakespeares dramatische Werke. 1. Band.
„ 4. Lessings sämtliche Werke. 1. Band.
„ 5. Goethes sämtliche Werke. 2. Band.
„ 6. Schillers sämtliche Werke. 2. Band.
„ 7. Shakespeares dramatische Werke. 2. Band.
„ 8. Lessings sämtliche Werke. 2. Band.
„ 9. Goethes sämtliche Werke. 3. Band.
„ 10. Goethes sämtliche Werke. 4. Band.
„ 11. Schillers sämtliche Werke. 3. Band.
„ 12. Kleists sämtliche Werke. 1. Band.
„ 13. Goethes sämtliche Werke. 5. Band.
„ 14. Schillers sämtliche Werke. 4. Band.
„ 15. Lessings sämtliche Werke. 3. Band.
„ 16. Shakespeares dramatische Werke. 3. Band.
„ 17. Molières ausgewählte Werke. 1. Band.
„ 18. Goethes sämtliche Werke. 6. Band.
„ 19. Schillers sämtliche Werke. 5. Band.
„ 20. Shakespeares dramatische Werke. 4. Band.
„ 21. Goethes sämtliche Werke. 7. Band.
„ 22. Chamissos sämtliche Werke. 1. Band.
„ 23. Schillers sämtliche Werke. 6. Band.
„ 24. Molières ausgewählte Werke. 2. Band.
„ 25. Goethes sämtliche Werke. 8. Band.

Gratisband für die Subskribenten auf die ganze Serie:

Goethe-Biographie von Karl Goedeke.

Band 26. Lessings sämtliche Werke. 4. Band.
„ 27. Goethes sämtliche Werke. 9. Band.
„ 28. Schillers sämtliche Werke. 7. Band.
„ 29. Shakespeares dramatische Werke. 5. Band.
„ 30. Goethes sämtliche Werke. 10. Band.
„ 31. Schillers sämtliche Werke. 8. Band.
„ 32. Schlußband von Molières ausgew. Werken.
„ 33. Schillers sämtliche Werke. 9. Band.
„ 34. Goethes sämtliche Werke. 11. Band.
„ 35. Lessings sämtliche Werke. 5. Band.

Band 36. Schillers sämtliche Werke. 10. Band.
„ 37. Goethes sämtliche Werke. 12. Band.
„ 38. Schillers sämtliche Werke. 11. Band.
„ 39. Shakespeares dramatische Werke. 6. Band.
„ 40. Kleists sämtliche Werke. 2. Band.
„ 41. Goethes sämtliche Werke. 13. Band.
„ 42. Schillers sämtliche Werke. 12. Band.
„ 43. Schillers sämtliche Werke. 13. Band
„ 44. Schillers sämtliche Werke. 14. Band.
„ 45. Körners sämtliche Werke. 1. Band.
„ 46. Chamissos sämtliche Werke. 2. Band.
„ 47. Schlußband von Schillers sämtlichen Werken.
„ 48. Goethes sämtliche Werke. 14. Band.
„ 49. Shakespeares dramatische Werke. 7. Band.
„ 50. Lessings sämtliche Werke. 6. Band.

Gratisband für die Subskribenten auf die ganze Serie:

Schiller-Biographie von Karoline v. Wolzogen.

Band 51. Goethes sämtliche Werke. 15. Band.
„ 52. Lenans sämtliche Werke. 1. Band.
„ 53. Körners sämtliche Werke. 2. Band.
„ 54. Kleists sämtliche Werke. 3. Band.
„ 55. Chamissos sämtliche Werke. 3. Band.
„ 56. Goethes sämtliche Werke. 16. Band.
„ 57. Shakespeares dramatische Werke. 8. Band.
„ 58. Lenaus sämtliche Werke. 2. Band.
„ 59. Platens gesammelte Werke. 1. Band.
„ 60. Goethes sämtliche Werke 17. Band.
„ 61. Shakespeares dramatische Werke. 9. Band.
„ 62. Lessings sämtliche Werke. 7. Band.
„ 63. Körners sämtliche Werke. 3. Band.
„ 64. Goethes sämtliche Werke. 18. Band.
„ 65. Shakespeares dramatische Werke. 10. Band.
„ 66. Platens gesammelte Werke. 2. Band.
„ 67. Schlußband von Kleists sämtlichen Werken.
„ 68. Goethes sämtliche Werke. 19. Band.
„ 69. Schlußband von Chamissos sämtl. Werken.
„ 70. Shakespeares dramatische Werke. 11. Band.
„ 71. Schlußband von Körners sämtlichen Werken.
„ 72. Lessings sämtliche Werke. 8. Band.
„ 73. Schlußband v. Shakespeares dram. Werken.
„ 74. Lenaus sämtliche Werke. 3. Band.

Band 75. Schlußband von Lenaus sämtlichen Werken.
Gratisband für die Subskribenten auf die ganze Serie:
Shakespeare-Biographie von Max Koch.

Band 76. Goethes sämtliche Werke. 20. Band.
" 77. Lessings sämtliche Werke. 9. Band.
" 78. Goethes sämtliche Werke. 21. Band.
" 79. Goethes sämtliche Werke. 22. Band.
" 80. Lessings sämtliche Werke. 10. Band.
" 81. Dantes Göttliche Komödie. 1. Band.
" 82. Goethes sämtliche Werke. 23. Band.
" 83. Goethes sämtliche Werke. 24. Band.
" 84. Schlußband von Dantes Göttlicher Komödie.
" 85. Goethes sämtliche Werke. 25. Band.
" 86. Lessings sämtliche Werke. 11. Band.
" 87. Goethes sämtliche Werke. 26. Band.
" 88. Goethes sämtliche Werke. 27. Band.
" 89. Lessings sämtliche Werke. 12. Band.
" 90. Goethes sämtliche Werke. 28. Band.
" 91. Goethes sämtliche Werke. 29. Band.
" 92. Goethes sämtliche Werke. 30. Band.
" 93. Goethes sämtliche Werke. 31. Band.
" 94. Goethes sämtliche Werke. 32. Band.
" 95. Goethes sämtliche Werke. 33. Band.
" 96. Lessings sämtliche Werke. 13. Band.
" 97. Goethes sämtliche Werke. 34. Band.
" 98. Goethes sämtliche Werke. 35. Band.
" 99. Schlußband von Goethes sämtlichen Werken.
" 100. Lessings sämtliche Werke. 14. Band.
" 101. Lessings sämtliche Werke. 15. Band.
" 102. Calderons ausgewählte Werke. 1. Band.
" 103. Lessings sämtliche Werke. 16. Band.
" 104. Platens gesammelte Werke. 3. Band.
" 105. Lessings sämtliche Werke. 17. Band.
" 106. Schlußband von Calderons ausgew. Werken.
" 107. Lessings sämtliche Werke. 18. Band.
" 108. Lessings sämtliche Werke. 19. Band.
" 109. Schlußband von Platens gesammelten Werken.
" 110. Schlußband von Lessings sämtlichen Werken.

Gratisband:
Lessing-Biographie von Hugo Göring.